her

ogik

er,

tlieb

M.

Classiker

Die Klassiker der Pädagogik.
Band XII.

Johann Gottlieb Fichte.

Bearbeitet

von

Dr. Friedr. Färber,
wissenschaftl. Lehrer an der höhern Töchterschule zu Hanau.

Langensalza,
Schulbuchhandlung
von F. G. L. Greßler.

Die

Klassiker der Pädagogik.

Unter Mitwirkung der Herren
Regierungs- u. Schulrat **Böckler**,
Regierungs- und Schulrat Dr. **Schumann**,
Prof. Dr. **Pappenheim**,
Gymnasialdirektor Dr. **Gideon Vogt**, Professor **Koerner**,
Seminardir. Dr. **Geistbeck**, Gymn.-L. Dr. **Wehrmann**,
Gymnasial-Oberlehrer Dr. **Wesendonck** u. v. a.

Herausgegeben
von
Dr. G. Fröhlich,
Königl. preuß. Schulinspektor zu St. Johann a. d. Saar.

Band XII.

Johann Gottlieb Fichte.

Langensalza,
Schulbuchhandlung
von F. G. L. Greßler.
1891.



Johann Gottlieb Fichte.

Die Klassiker der Pädagogik Bd. XII.

Johann Gottlieb Fichte.

Bearbeitet

von

Dr. Friedr. Färber,
wissenschaftl. Lehrer an der höhern Töchterschule zu Hanau.

Langensalza,
Schulbuchhandlung
von F. G. L. Greßler.
1891.

Vorwort.

Dem Zweck der ganzen Sammlung entsprechend waren die Bedingungen gegeben, welche auch für das vorliegende Werk maßgebend sein mußten. Meine Aufgabe konnte daher nur sein, den gegebenen Rahmen möglichst zweckmäßig auszufüllen. Es liegt in der Natur der Sache, daß ich nicht alle Wünsche befriedigen konnte. Mancher wird das eine oder das andre entbehrlich finden und dafür andres ausführlicher behandelt wünschen. Jedenfalls habe ich mich bemüht, ein möglichst vollständiges Bild von Fichtes Leben und pädagogischen Lehren, sowie von seinem Wirken zu geben. Ebenso war ich bestrebt, alles für den nicht im philosophischen Denken geübten Leser faßlich zu machen.

Die Hauptquellen für mein Buch sind natürlich Fichtes Werke und sein Leben, herausgegeben von seinem Sohne J. H. Fichte (II. Aufl. 1862). Außerdem habe ich benutzt: Kuno Fischer, Geschichte der neuern Philosophie (V. Band: Fichte und seine Vorgänger, 1869); K. Biedermann, Die deutsche Philosophie von Kant bis auf unsre Zeit (I. Band, 1842); C. Fortlage, Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant (1852); Schwegler, Geschichte der Philosophie im Umriß (1848); J. B. Meyer, Über Fichtes Reden an die deutsche Nation (1862); Strümpell, Die Pädagogik der Philosophen Kant, Fichte, Herbart (1843). Das letztere Buch bietet freilich keine vollständige Darstellung der pädagogischen Lehren Fichtes, vielmehr nur in zwei getrennten Abschnitten die Pädagogik vom Standpunkt des Systems der Sittenlehre und die Pädagogik der Reden an die deutsche Nation. Auch läßt sich Strümpell als Schüler Herbarts von der Tendenz leiten, die Pädagogik seines

Meisters, die damals noch wenig beachtet wurde, auf Kosten von Kant und Fichte zu preisen. Th. Vogt in seiner Ausgabe der Reden an die deutsche Nation (1881) und H. Keferstein in „Fichtes pädagogische Schriften und Ideen" (1883) haben ebenfalls keine vollständige Darlegung von Fichtes pädagogischen Lehren gegeben; doch hat Keferstein das Verdienst, alles Pädagogische aus Fichtes Werken ausgezogen zu haben, freilich sehr abgerissen und vielfach nur notizenhaft, auch nicht nach pädagogischen Gesichtspunkten, sondern nur nach der Reihenfolge von Fichtes Werken geordnet und ohne Erläuterungen.

Als Anhang füge ich dem Werke noch ein interessantes Schriftstück bei, welches bei Gelegenheit der Jubelfeier der Universität Erlangen i. J. 1889 von Dr. Germann zum ersten Male veröffentlicht wurde, nämlich das Gutachten des preußischen Ministers Altenstein über Fichtes Ideen zur innern Organisation der Universität Erlangen.

Um Mißdeutungen vorzubeugen, bemerke ich, daß der häufig wiederkehrende Zusatz meines Namens zu den „Vorbemerkungen" nicht von mir herrührt, sondern vom Herausgeber im Interesse der Deutlichkeit und der Übereinstimmung mit den andern Bänden für notwendig gehalten ist.

Möge dieses Buch mit Wohlwollen aufgenommen werden und dem großen Philosophen und edlen Patrioten neue Verehrer gewinnen!

Hanau, 10. Oktober 1890.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Erster Teil.

Zweiter Teil.

Erster Teil.

Einführung in Fichtes Leben und Lehren.

I. Fichtes Leben.

Johann Gottlieb Fichte wurde am 19. Mai 1762 zu Rammenau in der Oberlausitz geboren. Seine Heimat ist nicht weit von Camenz, Lessings Geburtsort, und mit diesem seinem Landsmann hat Fichte auch eine gewisse Geistesverwandtschaft gehabt. Sein Vater war ein einfacher Landmann, der auch Bandweberei trieb und der seinen erstgebornen Sohn im Lesen unterrichtete, ihn auch Sprüche und Verse auswendig lernen ließ. Fichte zeigte als Knabe Hang zu stiller Betrachtung beim Umherschweifen in Wald und Feld. Seine geistigen Gaben, die bald zu Tage traten, erwarben ihm das Wohlwollen des Pfarrers, der ihn an die Gutsherrschaft empfahl. Freiherr von Miltitz, der bei letzterer einst zu Besuch war, wurde aufmerksam auf den Knaben, da derselbe den Inhalt einer kurz zuvor gehörten Predigt fließend wiedergeben konnte. Weil Fichte viele Geschwister hatte, willigten seine Eltern, die Mutter freilich erst nach einigem Widerstreben, ein, den Knaben dem Freiherrn zur Erziehung zu überlassen, welcher versprach, Frömmigkeit und Gottesfurcht in seinem Herzen zu pflegen.

So blieb Fichte einige Jahre auf dem Miltitzschen Gute und, zu seiner Ausbildung, bei einem benachbarten Geistlichen, bis er im Oktober 1774 in die Fürstenschule Pforta bei Naumburg geschickt wurde. Hier behagte es ihm anfangs nicht. Die Schüler führten

ein abgeschlossenes, klösterliches Leben, und Fichte hatte bei seinem stillen Wesen mancherlei von ihnen zu leiden, so daß er sich zur Flucht entschloß. Die Ausführung derselben unterblieb, als er an den Kummer dachte, den er seinen Eltern dadurch bereiten würde. Sonst bot die Schule Gelegenheit, etwas Tüchtiges zu lernen; auch die Selbstthätigkeit der ältern Schüler war rege. Man suchte sie zwar vor dem Lesen der neuern Schriftsteller (Goethe, Lessing, Herder, die Berliner Aufklärer u. s. w.) zu bewahren; das gelang aber nicht vollständig. Auf Fichte machte besonders Lessings Anti-göze großen Eindruck. Für seine Wahrheitsliebe zeugt, daß ihm der durch die Verhältnisse auferlegte Zwang, die Lehrer zu täuschen, großen Schmerz bereitete.

1780 bezog Fichte die Universität, zunächst Jena, später Leipzig, um Theologie zu studieren. Doch beschäftigte ihn nicht bloß diese, sondern auch Philologie und Philosophie. Zu philosophischen Studien wurde er namentlich veranlaßt durch das Nachdenken über die theologische Lehre von der Freiheit des Willens. Er kam zunächst zu der Überzeugung, daß der Mensch nicht thun könne, was er wolle, sondern daß ihm bestimmt sei, wofür er sich bei seinen Handlungen entscheiden müsse (Determinismus). Doch betrachtete er die philosophische Forschung nicht als das Ziel seines Lebens, sondern nur als das Mittel, um Klarheit zu erlangen über das, was zu thun sei. „Ich will nicht bloß denken, ich will handeln," sagte er. Aber sein Handeln sollte in Übereinstimmung stehen mit seinem Denken. Als das eigentliche Ziel seines Lebens betrachtete er die Umschaffung der gesamten sittlichen Denkweise seines Zeitalters.

Fichtes äußere Verhältnisse waren in seinen Studienjahren und noch später bis 1788 höchst ungünstig und wirkten lähmend auf seine wissenschaftlichen Arbeiten. Sein Wohlthäter, Freiherr von Miltitz, war gestorben, und dessen Erben fühlten keine Verpflichtung, die Unterstützung Fichtes fortzusetzen. Seine Eltern konnten ihn mit Geldmitteln nur wenig versorgen. Auch Stipendien, wie sie sonst den Theologen oft zu teil werden, empfing er nicht, wahrscheinlich, weil er nicht gläubig im Sinne des herrschenden Kirchenregiments

war. So suchte er kümmerlich durch Unterricht etwas zu verdienen und litt doch oft bittere Not, was er freilich nicht gern eingestand. Eine mehrjährige Thätigkeit als Hauslehrer in verschiedenen sächsischen Orten brachte ihm auch manch trübe Erfahrung. Doch stählte sich bei all dem Ungemach sein von Hause aus schon starker Charakter noch mehr.

Zur Illustration von Fichtes damaliger Lage und Gesinnung schalten wir hier eine Stelle aus einem seiner Briefe von 1789 ein: „In Verlegenheit — ich glaube, die Vorsehung waltet über mir, komme ich selten, wenn ich kein Geld habe. Ich habe Beispiele davon, die ich drollig nennen würde, wenn ich nicht auch da die Wege der Vorsicht erkennen müßte, der es nicht zu gering scheint, sich bis zu unsern kleinen Bedürfnissen herabzulassen. — Das Geld im ganzen erscheint mir ein sehr geringfügiges Möbel. Ich glaube, daß man mit etwas Kopf immer seine Bedürfnisse findet, und weiter ist das Geld doch wahrlich zu nichts nütze. Ich habe es daher immer verachtet; aber leider ist besonders hier zu Lande (in der Schweiz) ein Teil der Achtung unserer Mitmenschen daran gebunden, und diese ist mir nie gleichgiltig gewesen. Vielleicht werde ich auch diese Schwachheit nach und nach los; sie trägt eben nicht zu unsrer Ruhe bei. — Durch diese Verachtung des Geldes nehme ich schon seit vier Jahren keinen Heller von meinen Eltern, weil ich noch sieben Geschwister habe, die alle jünger, zum Teil noch ganz unerzogen sind, und weil ich einen Vater habe, der in seiner Zärtlichkeit gegen mich das, was er seinen übrigen Kindern schuldig ist, an mich wenden würde, wenn ich es zuließe."

Im Jahre 1787 entschloß sich Fichte, durch einen Brief an den Konsistorialpräsidenten in Sachsen Unterstützung nachzusuchen, um einige Monate mit ungestörter Muße auf die theologische Prüfung sich vorbereiten zu können. Das Gesuch ward abgeschlagen, und so war Fichte 1788 der Verzweiflung nahe, als er in Leipzig ein Anerbieten zu einer Hauslehrerstelle in Zürich erhielt. Er nahm dasselbe an, verließ zum ersten Male sein sächsisches Vaterland und begann seine Thätigkeit am 1. September. Seinem strengen Geiste entsprechend wollte er die Erziehung der beiden ihm anvertrauten

Kinder nach festen Grundsätzen, denen auch die Eltern sich unterwerfen sollten, leiten, was ihn bald in Meinungsverschiedenheit mit der Mutter brachte. Doch hatte er hier Zeit zu einigen kleinern Arbeiten; anregenden Umgang im Kreise bedeutender Männer, zu denen namentlich Lavater gehörte, und auch das in Sachsen schon fleißig geübte Predigen versäumte er in Zürich nicht. Besonders folgenreich wurde seine Bekanntschaft mit Rahn, dessen früh verstorbene Gattin eine Schwester Klopstocks gewesen war. Eine Tochter dieses Ehepaares, Johanna Maria, durch Religiosität und treue Liebe ausgezeichnet, erregte Fichtes Teilnahme, und bald bildete sich zwischen ihnen ein Verhältnis, das, auf gegenseitiger inniger Achtung gegründet, später zum Ehebunde führte. Der Eindruck, den dasselbe auf sein Gemüt machte, lassen seine Briefe an sie erkennen, in denen unter andern folgende Stellen vorkommen: „Welch' ein ganz neues, fröhlicheres, herrlicheres Dasein ich habe, seitdem ich sicher bin, von Ihnen geliebt zu sein; wie sehr wohl es mir thut, daß eine so edle Seele an mir Anteil nimmt und solchen Anteil nimmt: dies kann ich Ihnen nicht aussprechen. Ich möchte es wohl, um Ihnen danken zu können." — „Es giebt ein Himmelsgefühl, von guten Seelen geliebt zu werden, Personen zu wissen, die Anteil, lebhaften, innigen, steten, warmen Anteil an mir nehmen. Seit ich Ihr Herz näher kenne, empfinde ich dies Gefühl in aller seiner Fülle."

Ehe aber die eheliche Verbindung eingegangen werden konnte, mußte Fichte noch einmal den Wanderstab ergreifen. Er gab seine Hauslehrerstelle in Zürich auf und reiste 1790 gen Norden, um sich Beschäftigung zu suchen, sei es als Vorleser an einem fürstlichen Hofe, sei es als Erzieher oder Reisebegleiter bei vornehmen Herrschaften. Er besuchte den Rheinfall bei Schaffhausen, den er „ein Wunder der Natur" nennt, dessen Beschreibung niemals genügen könne. In Stuttgart verlebte er sehr angenehme Tage. Dagegen konnte er in Weimar weder Herder noch Goethe sprechen; ersterer war krank, und Goethe war in Italien. Da sich Fichtes Hoffnungen auf einen angemessenen Wirkungskreis zunächst nicht erfüllten, so ließ er sich in Leipzig nieder und suchte durch Unterricht

und litterarische Thätigkeit etwas zu verdienen. Für seinen wohlgemeinten Plan, durch eine Zeitschrift das Publikum auf bessern Lesestoff zu verweisen, fand er keinen Verleger. Es fehlte ihm an angemessenem Umgang; er fand keinen Zutritt in Familien und klagte über den faden Ton der Leipziger Gesellschaft. Durch Zufall wurde er aber hier auf ein Studium geführt, das fortan sein lebhaftestes Interesse erregte und ihn seinem eigentlichen Lebensberuf zuführte, nach dem er vorher unsicher getastet hatte. Ein Student begehrte von ihm Unterricht in der Kantschen Philosophie. Fichte erklärte sich dazu bereit, sah sich aber nun genötigt, sich selbst mit dem Unterrichtsgegenstande bekannt zu machen. Dieses Studium bereitete ihm große Befriedigung, und er konnte nun die Vereitelung aller Hoffnungen freudig ertragen. Aus Kants Philosophie erkannte er seine frühere Ansicht über die Freiheit des Willens als Irrtum und kam zu der Überzeugung, daß der menschliche Wille frei wäre. Diese Philosophie betrachtete er zugleich als ein Heilmittel gegen die sittlichen Schäden der Zeit. Seine Lebensweise war jetzt streng geregelt. Jeden Morgen stand er um 5 Uhr auf — gegen seine frühere Gewohnheit; er wollte sich dadurch zugleich zur Selbstüberwindung zwingen. Bis gegen 11 Uhr und ebenso am Abend bis 10 Uhr studierte er. Von 11—12 Uhr vormittags erteilte er griechischen, von 3—4 Uhr nachmittags philosophischen Unterricht. Von 4—6 Uhr ging oder vielmehr lief er bei jeder Witterung spazieren. Die Zwischenzeit von 12—3 Uhr wurde der Mahlzeit, kleinen Spaziergängen, leichter Lektüre und dem Briefschreiben gewidmet. Später sah er sich genötigt, sein philosophisches Studium einzuschränken, da er noch mehr Unterricht in verschiedenen Gegenständen, namentlich noch in der Mathematik gab. Auch die Vorbereitungen darauf nahmen ihm Zeit weg, da er gern alles so gut als möglich ausführte.

Die Lage seiner Verlobten hatte sich inzwischen geändert, indem der Vater erhebliche Vermögensverluste erlitt und selbst schwer krank wurde. Davon wurde auch Fichte berührt, der darauf gerechnet hatte, in seiner Ehe ein sorgenfreies Leben mit Muße zu wissenschaftlichen Studien und Arbeiten führen zu können. Diese Hoffnung

wurde zunächst vereitelt, und Fichte folgte deshalb 1791 einem Rufe nach Warschau, wo er Erzieher im Hause eines Grafen werden sollte. Aber als er dort ankam, sah er sich sehr getäuscht. Man bekrittelte seine französische Aussprache; besonders aber mißfiel sein selbständiges, keineswegs unterwürfiges Auftreten. Fichte trat deshalb seine Hauslehrerstelle gar nicht an, sondern reiste weiter nach Königsberg, wo er bei Kant eine gute Aufnahme fand, sobald dieser von seinen philosophischen Arbeiten Kenntnis genommen hatte. Durch Vermittelung eines Freundes von Kant erhielt er eine Hauslehrerstelle in Krockow bei Danzig, die erste, in der er sich wohl fühlte; nur vermißte er die Muße zu schriftstellerischen Arbeiten. Inzwischen wurde eine in Königsberg geschriebene Arbeit, durch die er sich bei Kant eingeführt hatte, gedruckt. Sie führte den Titel „Versuch einer Kritik aller Offenbarung“ und füllte eine Lücke in Kants philosophischem Systeme aus. Diese erregte großes Aufsehen, namentlich im Hauptsitz der Verbreitung der Kantschen Philosophie, in Jena, wo man den Philosophen von Königsberg selbst für den Verfasser hielt, da ein Autor nicht genannt war. Kant gab aber eine öffentliche Erklärung ab, in welcher er den Kandidaten Fichte als Verfasser bezeichnete. So wurde Fichtes Name zum ersten Male in weitern Kreisen des gelehrten Publikums ehrenvoll bekannt.

Im Frühjahr 1793 gab Fichte seine Hauslehrerstelle auf, ging im Sommer nach Zürich, und nach Überwindung mehrfacher Schwierigkeiten war es ihm im Herbst vergönnt, endlich mit seiner geliebten Braut vereinigt zu werden. Auf der Hochzeitsreise, die sich auf einige Teile der Schweiz erstreckte, besuchte er auch Pestalozzi und blieb einige Tage bei ihm. Derselbe teilte ihm voll Begeisterung seine Pläne für Volkserziehung mit, denen Fichte Unterstützung versprach.

Durch seine Heirat war Fichte, da sich die Vermögensumstände seines Schwiegervaters wieder günstiger gestaltet hatten, zu einer unabhängigen Stellung gelangt, die er zu Studien und litterarischen Arbeiten verwandte. In die erste Zeit dieser Lebensperiode fallen zwei politische Schriftwerke, die „Beiträge zur Berichtigung

der Urteile des Publikums über die französische Revolution“ und „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas, die sie bisher unterdrückten.“ Er verschweigt hier sein Wohlwollen für die Bestrebungen der französischen Revolution nicht, erklärt sich für die Veränderlichkeit der Staatsverfassung, gegen die absolute Fürstenmacht und die Vorrechte des Adels, untersucht auch die Berechtigung des Kirchentums und fordert freie Forschung nach der Wahrheit. Infolge dessen wurde er den Machthabern verdächtig und kam in den Ruf eines „Demokraten“.

Da es Fichte in Zürich bei den „Abderiten“ an anregendem Umgang fehlte, so zog er sich aus der Gesellschaft fast ganz zurück und lebte nur mit seiner Familie. So wurde er im Spekulieren wenig gestört und konnte die Grundzüge eines neuen philosophischen Systems entwerfen, das zwar die Grundlagen von Kant beibehielt, dessen System aber selbständig fortbildete. Den ersten Anstoß gab dazu die 1792 erschienene Schrift „Änesidemus“ von G. E. Schulze, welcher in zweifelndem Ton Kants Kritik angriff und auf deren Widersprüche hinwies.

Schon Ende 1793 erhielt Fichte einen Ruf nach Jena, wo er Ostern 1794 den durch Reinholds Weggang erledigten Lehrstuhl für Kantsche Philosophie besetzen sollte. Anfangs zauderte er, dem Rufe zu folgen; er wollte mit seinem Systeme erst vollständig im Klaren sein. Als man ihn aber von Jena aus drängte, entschloß er sich zur Annahme. Es läßt sich wohl denken, daß an den thüringischen Fürstenhöfen, welche die Universität Jena unterhielten, ein gewisser Widerstand zu überwinden war, um den „Demokraten“ Fichte zum Lehrer der Philosophie anzustellen. Goethe sagt darüber: „Nach Reinholds Abgang, der mit Recht als ein großer Verlust für die Akademie erschien, war mit Kühnheit, ja Verwegenheit an seine Stelle Fichte berufen worden, der in seinen Schriften sich mit Großheit, aber vielleicht nicht ganz gehörig über die wichtigsten Sitten- und Staatsgegenstände erklärt hatte. Er war eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen, und an seinen Gesinnungen in höherm Betracht nichts auszusetzen.“

Hatte Fichte schon in Zürich angefangen, vor einem Kreise von Gelehrten, zu denen Lavater gehörte, seine Lehren zu entwickeln, so war nun in Jena noch mehr Gelegenheit, sich durch Lehren, wie er es gern that, selbst die gewünschte Klarheit zu verschaffen. In der Schrift „Über den Begriff der Wissenschaftslehre oder der sogenannten Philosophie“ kündigte er sein neues System an, während die Ausführung der „Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre“ bestimmt war; diese fing bald zu erscheinen an, zunächst mit dem Zwecke, den Studenten als Hilfsmittel für die Vorlesungen zu dienen.

Am 18. Mai 1794 traf Fichte in Jena ein, und schon nach wenigen Tagen begann er seine Thätigkeit als Professor. Sowohl seine Kollegen, als die Studenten kamen ihm mit Vertrauen entgegen. Letztere gewann er, abgesehen von dem Rufe, der ihm voranging, dadurch, daß er freundschaftlich und gefällig mit ihnen verkehrte und sich auf gleichen Fuß mit ihnen setzte. So fanden auch seine Vorlesungen großen Zuspruch, und er fühlte sich in seiner neuen Lage glücklich. Die Regierung setzte Vertrauen in ihn und trug ihm auf, ganz nach seiner Überzeugung zu lehren. Der Herzog von Weimar (Karl August) zeichnete ihn bei seiner Anwesenheit in Jena aus. Schiller, Goethe und Wieland wurden seine Freunde. — —

Fichtes Gestalt war von kleinem Wuchs, untersetzt und gedrungen; er hatte, wie Lavater sich ausdrückte, eine durchbohrende Nase. Seine Vortragsweise war nicht schön; aber sie glänzte durch Klarheit des Gedankenlaufs, durch Reinheit und Einfachheit der Sprache und „rauschte daher wie ein Gewitter“. Was er sagte, hatte Gewicht und Kraft. Bei jeder Gelegenheit schärfte er den Studierenden ein, daß Handeln, Handeln die Bestimmung des Menschen sei. Er wollte nicht nur zum freien, schöpferischen Denken erziehen, sondern in erster Linie die sittliche Gesinnung bilden. Er war „Muster eines akademischen Lehrers“. Seine Wissenschaftslehre suchte er immer von neuen Seiten, mit immer neuen klarern Wendungen darzustellen. Wenn er in einem spätern Semester denselben Gegenstand wieder vortrug, so arbeitete er ihn

von neuem durch, als wenn noch gar nichts darüber ausgemacht wäre. Sein Vortrag war durchaus frei. Was er entworfen, lag, auf ein einzelnes Blatt geschrieben, vor ihm auf dem Katheder. So konnte er begeisternd, hinreißend wirken, wenn auch nicht immer alles allen Schülern gleich klar wurde; aber Lust zum Denken wurde erzeugt. Außer den Vorlesungen hielt er noch Unterredungen und philosophische Disputierübungen mit den Studenten ab, wodurch ein persönliches Verhältnis zwischen Lehrer und Schülern angebahnt und der philosophische Stoff mit Frage und Antwort der Fassungskraft der Lernenden noch mehr angepaßt werden konnte.

Viele bedeutende Männer, wie z. B. Herbart, sind seine Schüler gewesen, wenngleich er nicht darauf ausging, eigentliche Anhänger für sein System zu gewinnen. Er hat wenige Philosophen, aber viele sittlich tüchtige Männer gebildet. Auf Schiller und Goethe hatte er bedeutenden Einfluß. Herbart bezeugt 1795: „Unter allen Menschen glaubt Fichte sich jetzt von Schiller und Goethe am besten verstanden, die sich sehr mit seinem System beschäftigen.“

Aber schon im zweiten Semester wurde seine eifrige Thätigkeit gestört. Es genügte ihm nicht die Darlegung seiner philosophischen Ansichten vor den Studenten; er wollte auch unmittelbar auf ihr Leben und Streben einwirken. Zu dem Zwecke veranstaltete er moralische Vorlesungen, in denen er die Stellung eines Jüngers der Wissenschaft beleuchtete und zeigte, wie derselbe leben und arbeiten müsse, um seine Aufgabe zu erfüllen. Um diese Vorlesungen allen Studierenden zugänglich zu machen, hielt er sie am Sonntag, wo keiner von ihnen durch Kollegien seines Faches von der Teilnahme abgehalten war. Auch schien dieser Tag zur Selbstprüfung ganz besonders geeignet, wie ihn Fichte für sich schon früher dazu benutzt hatte. Obwohl er sich bei den Kollegen erkundigt hatte, ob kein Gesetz dem entgegenstehe, und von ihnen beruhigende Antworten erhalten hatte, kamen doch Beschwerden. Die Gegner benutzten die Sache und legten sie so aus, als wolle Fichte seine Vernunftlehren an die Stelle der Religion setzen. Fichte verteidigte sich, und man legte den Streit dadurch bei, daß man aus besondern

Rücksichten die Fortsetzung der Vorlesungen am Sonntag, aber erst nach Beendigung des Gottesdienstes, gestattete.

An diese moralischen Vorlesungen knüpften sich aber auch noch andere Verdrießlichkeiten. Fichte tadelte die sogenannten „Orden“, Studentenverbindungen, in denen ein recht rohes Treiben und viel Unsittlichkeit bestand. Sein Wort hatte die unerwartete Wirkung, daß die Ordensstudenten voller Bewegung zu ihm kamen und das Verlangen äußerten, ihren Orden zu entsagen. Fichte hielt sich nicht berechtigt, den Entsagungseid anzunehmen, sondern brachte die Sache vor den stellvertretenden Prorektor, der ihn an die weimarische Regierung verwies. Bis zu deren Entscheidung ging viel Zeit verloren. Die schlechtern Elemente der Orden gewannen wieder die Oberhand, und einer derselben (die Unitisten) trat ausdrücklich von dem Entsagungsentschlusse zurück. Von diesem ging nun die Verhetzung gegen Fichte aus, die ihren Gipfel in der Neujahrsnacht durch einen Tumult vor seinem Hause, verbunden mit Einwerfen der Fenster, hatte. Da der akademische Senat sich außer stande erklärte, ihn zu beschützen, so ging Fichte den Ruhestörern aus dem Wege und zog sich für den Sommer 1795 aufs Land nach Osmannstädt zurück.

Ehe er nach Jena zurückgekehrt war, starb dort sein Schwiegervater Rahn, der trotz seiner Jahre aus der Schweiz seinem Schwiegersohne und seiner Tochter gefolgt war. Doch erfreute sich Fichte im folgenden Jahre der Geburt seines einzigen Sohnes.

Mit dem Herbst 1795 begann unser Philosoph seine akademische Lehrthätigkeit wieder und zwar mit bestem Erfolge. Einen bedeutenden Kreis von Zuhörern sammelte er um sich, zumal Jena damals überhaupt die besuchteste Universität Deutschlands war. Auch sonst erhöhte sich die Anerkennung seiner Philosophie. Reinhold, einer der bedeutendsten Kantianer, gab seine eigenen Lehren auf und trat zu Fichte über. Schelling schrieb seine ersten Schriften als Anhänger Fichtes.

Über seine damalige Lebensweise schreibt Fichte an Reinhold 1796: „Ich lese des Tags drei Kollegien, eins über eine mir ganz neue Wissenschaft (das Naturrecht), wo ich das System erst

aufbaue, indem ich es darstelle; zwei, die ich schon gelesen, die ich aber bearbeite, als ob ich sie nie bearbeitet hätte. Ich habe sonach täglich drei Kollegien auszuarbeiten und zu lesen; ich, der ich nicht die größte Leichtigkeit habe, meine Gedanken bis zur Darstellung zu verdeutlichen. Dies dauert fünf Tage. Der übrigen zwei bedarf ich nur zu nötig, um einen allgemeinen Überblick zu thun, was ich in der nächsten Woche zu bearbeiten haben werde. Urteilen Sie, wieviel mir Zeit übrig bleiben möge, an irgend etwas, das mir nicht unmittelbar gegenwärtig ist, sehr lebhaften Anteil zu nehmen; wie abgemattet ich sein möge, wenn mein Tagewerk nun endlich geschlossen ist, das mit Anbruch des andern Tags wieder anheben wird." — „Wenn etwa meine auswärtigen Freunde mich bemitleiden über den vielen Verdruß, über die bittern Stunden, die ich verleben mag, so bin ich ihnen für ihren guten Willen sehr verbunden, aber er ist übel verwendet. Ich bin gesund, kann essen und trinken und schlafen, habe eine wackere Frau; ich sehe in meinem nächsten Zirkel, daß ich nicht vergebens arbeite; während der Vorlesungen lege ich die plumpen Angriffe auf mich beiseite, und wenn ich in den Ferien Zeit finde, sie zu beherzigen, so lache ich bei dieser Arbeit mich für das ganze künftige Halbjahr gesund. Man kann mir unangenehme Minuten machen; aber den, der es zu einer unangenehmen Viertelstunde brächte, soll ich noch sehen."

Fichtes Wirksamkeit in Jena erhielt indes einen unerwarteten Abschluß. Er gab eine philosophische Zeitschrift heraus, in welcher ein Artikel des Rektors Forberg in Saalfeld, „Entwicklung des Begriffs der Religion", abgedruckt wurde. Es war darin unter anderm die Frage aufgeworfen: „Ist ein Gott?" und dahin beantwortet: „Es ist und bleibt ungewiß; denn diese Frage ist aus bloßer spekulativer Neugier aufgeworfen." Fichte war mit dem Inhalt keineswegs einverstanden und widerriet den Abdruck. Als aber Forberg darauf bestand, nahm ihn Fichte auf, schrieb aber noch einen zweiten Artikel für dieselbe Nummer der Zeitschrift, worin er seine abweichende Ansicht, freilich ohne scharfe Stellungnahme gegen Forberg, entwickelte. Der Artikel war überschrieben: „Über den Grund unsers Glaubens an eine göttliche

Weltregierung." Beide Aufsätze fanden außerhalb des philosophischen Leserkreises keine weitergehende Beachtung, bis fast ein Jahr später 1798 eine Flugschrift ohne Namen des Verfassers unter dem Titel „Schreiben eines Vaters an seinen studierenden Sohn über den Fichteschen und Forbergschen Atheismus" erschien. Man hatte zuerst den verdienten Theologen Gabler in Verdacht, der Verfasser zu sein; aber dieser widersprach entschieden und bezeichnete es als eine seiner Ehre nachteilige Verleumdung, wenn man ihm die Abfassung jener beleidigenden und mit gänzlicher Unkenntnis des beurteilten Gegenstandes abgefaßten Schrift zuschreibe. Aber die Schrift wurde in Kursachsen verbreitet und das Oberkonsistorium in Dresden darauf aufmerksam gemacht. Die kursächsische Regierung verbot für ihre Universitäten jene Zeitschrift und richtete ein Schreiben an die sächsischen Herzöge, welche die Universität Jena unterhielten, worin Fichte des gröbsten Atheismus beschuldigt und dessen nachdrückliche Bestrafung gefordert wurde, verbunden mit der Drohung, daß andernfalls den kursächsischen Studierenden der Besuch der Universität Jena verboten werden müßte. Die andern protestantischen Fürsten wurden aufgefordert, sich dieser Erklärung anzuschließen, was von Hannover auch geschah, während Preußen der Aufforderung nicht nachkam. Fichte verteidigte sich zunächst in der Schrift „Appellation an das Publikum", wie schon der Titel erkennen läßt, für einen größern Leserkreis bestimmt; später in der Verantwortungsschrift, welche entschieden forderte, daß man ihn entweder freisprechen, oder als Irrlehrer absetzen solle. Die weimarische Regierung wollte aber weder das eine, noch das andere. Sie betrachtete Fichte als den Führer einer Partei, welche die Grundsätze der französischen Revolution in Deutschland einführen möchte, und wollte ihn deshalb nicht straflos ausgehen lassen. Auf der andern Seite wußte man, daß die Blüte der Universität Jena hauptsächlich ihm zu verdanken sei, und scheute sich daher vor entscheidenden Schritten. Da ließ sich Fichte durch seinen Kollegen Paulus verleiten, einen Brief, dem er aber nur einen privaten Charakter beilegen wollte, an ein Mitglied der Regierung zu richten, worin er erklärte, daß er keinen öffentlichen Verweis annehmen

könne, und daß er, falls ihm ein solcher erteilt würde, seine Entlassung fordern müßte. Das nahm man in Weimar sehr übel und gab ihm nun nicht nur den Verweis, sondern auch die Entlassung.

Fichte schreibt über die Sache am 22. April 1799 an Reinhold: „Ich habe meine Stelle — wie soll ich sagen? — verloren oder aufgegeben. Man hat sich dabei auf eine unbegreifliche Weise betragen, welche zu erzählen hier zu weitläufig sein würde. Mir thut es weh, daß ich nicht sagen kann: ‚Ich habe ganz recht und jenes Geschlecht ganz unrecht.‘ Gegen sie habe ich freilich volles Recht, aber nicht vor mir selbst. Ich hätte mich mit ihnen nicht auf ihrem Felde einlassen sollen, und darum geschieht mir ganz recht daran, daß sie mich überlistet haben.“ Mit dem letzten Satze spielt er an auf den verhängnisvollen Brief, mit dem er unterhandeln wollte, statt einfach sein Recht zu verlangen. Zum Diplomaten taugte er eben nicht, sein Brief war in gereiztem Tone gehalten.

Schiller urteilte in einem Brief an Fichte vom 26. Januar 1799: „Es ist gar keine Frage, daß Sie sich darin (in der „Appellation“) von der Beschuldigung des Atheismus vor jedem verständigen Menschen vollständig gereinigt haben, und auch dem unverständigen Unphilosophen wird vermutlich der Mund dadurch gestopft sein. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß der Eingang ruhiger abgefaßt wäre.“ Goethe, der bei seiner Stellung in der weimarischen Regierung großen Einfluß auf die Entschließungen derselben hatte, äußert sich über den Fall folgendermaßen: „Fichte hatte in seinem philosophischen Journal über Gott und göttliche Dinge auf eine Weise sich zu äußern gewagt, welche den hergebrachten Ausdrücken über solche Geheimnisse zu widersprechen schien: er ward in Anspruch genommen; seine Verteidigung besserte die Sache nicht, weil er leidenschaftlich zu Werke ging, ohne Ahnung, wie gut man diesseits für ihn gesinnt sei, wie wohl man seine Gedanken, seine Worte auszulegen wisse; welches man freilich ihm nicht gerade mit dürren Worten zu erkennen geben konnte, und ebensowenig die Art und Weise, wie man ihm auf das Gelindeste herauszuhelfen gedachte. Das Hin- und Wiederreden, das Vermuten und Behaupten, das Bestärken und Entschließen wogte in vielfachen unsichern Reden auf der Akademie durcheinander; man

sprach von einem ministeriellen Vorhalt, von nichts Geringerm, als einer Art Verweis, dessen Fichte sich zu gewärtigen hätte. Hierüber ganz außer Fassung, hielt er sich für berechtigt, ein heftiges Schreiben beim Ministerium einzureichen, worin er, jene Maßregel als gewiß voraussetzend, mit Ungestüm und Trotz erklärte, er werde dergleichen niemals dulden, er werde lieber ohne weiteres von der Akademie abziehen, und in solchem Falle nicht allein, indem mehrere bedeutende Lehrer mit ihm einstimmig den Ort gleichzeitig zu verlassen gedächten. Hierdurch ward nun auf einmal aller gegen ihn gehegte gute Wille gehemmt, ja paralysiert: hier blieb kein Ausweg, keine Vermittelung übrig, und das Gelindeste war, ihm ohne weiteres seine Entlassung zu erteilen."

Indessen Goethe mag die Sache drehen, wie er will, man wird sich nicht überzeugen, daß das von ihm gutgeheißene, ja wahrscheinlich sogar angeratene Verfahren der weimarischen Regierung gerechtfertigt war. Wenn Fichte unehrerbietig gegen die Regierung war, so verdiente er eine Zurechtweisung, natürlich in einer Form, wie sie gegen einen Mann von seiner Bedeutung angemessen war; nimmermehr aber konnte das ein Grund werden, ihm seine Entlassung zu geben. Im Publikum konnte man die Sache nicht anders verstehen, als daß Fichte nicht wegen des trotzigen Tones eines Briefes, sondern wegen seiner atheistischen Irrlehren abgesetzt sei; man mußte diese Absetzung empfinden als einen Schlag gegen die freie Forschung der Wissenschaft, gegen die Denk- und Lehrfreiheit der Universität, wie man ihn von Weimar her am wenigsten erwartet hätte. Übrigens hegte Fichte deshalb keinen Groll gegen Goethe. In einem Briefe von 1803 an Schiller bestellt er folgenden Gruß: „Haben Sie die Güte, den Herrn Geheimen Rat Goethe meines hochachtungsvollsten Andenkens zu versichern."

Die Studenten baten wiederholt um Zurücknahme des Bescheides, aber ohne Erfolg, und bald zeigte die Universität eine starke Abnahme des Besuchs. Auch einige bedeutende Professoren verließen dieselbe bald darauf.

Fichte kam jetzt in eine üble Lage. Hoffnungen auf einen andern Wirkungskreis, namentlich in M a i n z, zerschlugen sich. Er

wollte sich als Privatmann in Rudolstadt niederlassen; aber auch das wurde ihm nicht gestattet. So mußten Zweifel entstehen, ob irgend ein deutscher Fürst ihn in sein Land aufnehmen würde. Da folgte er einer Anregung des preußischen Ministers Dohm und einer Einladung von Friedrich Schlegel, ging im Juli 1799 nach Berlin und fand dort eine gute Aufnahme. König Friedrich Wilhelm III. erklärte, als man ihm darüber berichtete: „Ist Fichte ein so ruhiger Bürger, als aus allem hervorgeht, und so entfernt von gefährlichen Verbindungen, so kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig gestattet werden. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag das der liebe Gott mit ihm abmachen; mir thut das nichts."

Fichte führte in Berlin in den ersten Jahren ein ruhiges, der Wissenschaft gewidmetes Leben. Ein kleiner Kreis von Freunden, zu denen namentlich die Brüder Schlegel, Tieck, der Arzt Hufeland (Leibarzt des Königs) und Bernhardi, ein bedeutender Schulmann, gehörten, bot ihm die gewünschte Anregung. Auch Varnhagen und Chamisso waren gern gesehene Gäste in seinem Hause. Was ihm aber besondere Befriedigung gewährte, waren Privatvorlesungen, die er vor einem Kreise junger Gelehrter und Beamten hielt. Später vergrößerte sich der Kreis, und es stellten sich auch Männer ein, die in der folgenden Zeit eine bedeutende Wirksamkeit im Staate ausübten, wie Kabinettsrat von Beyme, die Minister von Schrötter und von Altenstein, einen Winter hindurch auch Fürst Metternich, damals österreichischer Botschafter in Berlin. Fichte hatte auch hier das Bestreben, seinen Zuhörern möglichst nahe zu kommen und ihr Verständnis für seinen Ideengang nach und nach zu vertiefen. Es war ihm ein Bedürfnis, seine Ideen durch Mitteilung sich selber klarer zu machen.

Im Jahre 1805 erhielt Fichte eine Anstellung an der Universität Erlangen, freilich, wie es im Anstellungsdekret vom 11. April 1805 heißt, nur interimistisch für das nächste Sommerhalbjahr, aber mit Sitz und Stimme in der philosophischen Fakultät gleich einem ordentlichen Professor. Durch diese Beschränkung giebt sich die Anstellung als tastender Versuch zu erkennen; man

wollte erst abwarten, welchen Eindruck dieselbe wohl in Deutschland machen möchte, ob Fichte noch immer als staatsfeindlich angesehen werde. Man wollte sich die Möglichkeit offen halten, ihn, wenn ein stärkerer Widerstand in der öffentlichen Meinung sich geltend machte, wieder von der Universität zu entfernen.

Fichte eröffnete seine Vorlesungen in Erlangen im Mai 1805 unter glücklichen Vorbedeutungen. Die Kollegen kamen ihm aufs freundlichste entgegen und ließen sich von ihm besondere Vorträge über seine Wissenschaftslehre halten, während er auch ihre Vorträge, namentlich über Physik und Chemie, besuchte. Den Studenten wollte er, wie in Jena, nicht bloß ein Führer in die Wissenschaft, sondern auch ein Führer zu guten Sitten werden; darum las er über „das Wesen des Gelehrten“. In seinen philosophischen Vorlesungen wußte er durch Faßlichkeit und vertraulichen Gesprächston zu fesseln. Doch konnte er es nicht erreichen, daß die Zuhörer ihm Rede gestanden hätten, sondern er mußte sich damit begnügen, daß sie nur etwas ordentlicher und etwas aufmerksamer zuhören lernten. Zu seinen Ideen über Reorganisation des Universitätsunterrichts gehörte aber gerade die Einführung **des wechselseitigen Gesprächs**, der **Unterredung zwischen Professor** und **Student an Stelle des ununterbrochenen Vortrags.** Doch hoffte er mit der Zeit auch das zu erreichen. Einstweilen genügte es ihm, daß seine Vorlesungen über das Wesen des Gelehrten, in denen schon ein Teil seiner Universitätsreformpläne ausgesprochen war, gute Aufnahme fanden, und so trat er dem Gedanken näher, Erlangen zum Ausgangspunkt einer Umgestaltung des deutschen Universitätswesens zu machen. Zu diesem Zweck schrieb er „Ideen für die innere Organisation der Universität Erlangen“ und den „Plan zu einem periodischen schriftstellerischen Werke an einer deutschen Universität.“ Letzteres „schriftstellerische Werk“ sollte seinen Anfang haben in den „Jahrbüchern der wissenschaftlichen Kunst der Universität Erlangen“.

Im Herbst 1805 kehrte Fichte zunächst wieder nach Berlin zurück, wie es von Anfang an seine Absicht gewesen war, um im Winter

seine privaten Vorlesungen fortsetzen zu können. Im Frühjahr 1806 hätte der Fortführung seines Lehramts in Erlangen nichts im Wege gestanden, da seine erste Thätigkeit im Sommer 1805 keinerlei Beunruhigung der öffentlichen Meinung zur Folge gehabt hatte und da ihm deshalb auch schon dauernde Anstellung zugesagt war. Fichte bat aber selbst, ihn noch für den Sommer 1806 vom Halten von Vorlesungen in Erlangen zu entbinden, und zwar wegen Arbeiten, die er vorhatte, und auch, weil er Verbesserungen für Erlangen von Berlin aus bewirken wollte. Im Herbst 1806 verhinderten die kriegerischen Ereignisse den Antritt des Lehramts, und mit Beendigung des Kriegs hörte Erlangen auf, preußische Universität zu sein.

Selbst die kurze Wirkungszeit Fichtes in Erlangen war doch nicht ohne ersichtlichen guten Erfolg geblieben. Durch seine öffentlichen Vorlesungen über das Wesen des Gelehrten wirkte er günstig auf Geist und Sitten der Studenten, und in seinem Hauptkolleg über philosophische Encyklopädie soll er durch allgemeine Faßlichkeit überrascht und durch die von ihm versuchte Gesprächsmethode gefesselt haben.

Bei Ausbruch des Krieges zwischen Preußen und Frankreich nahm Fichte lebhaft für ersteres Partei. Er bedauerte, nicht selbst in den Reihen der Krieger ins Feld ziehen zu können, wollte aber wenigstens durch Wort und Schrift auf sie einwirken. Sein Anerbieten, das Hauptquartier zu diesem Zwecke zu begleiten, wurde indes vom Könige dankend abgelehnt. Bei Sammlung von Beiträgen für die Bekleidung der Soldaten beteiligte sich Fichte mit einer für seine Verhältnisse namhaften Summe. Nach der Niederlage bei Jena war er, getreu dem Worte, das er sich selbst gegeben, keinen Augenblick zweifelhaft, was für ihn zu thun sei, nämlich mit dem Staate das Schicksal zu teilen, in welchem er den Träger der Kultur und Freiheit erblickte. Er reiste daher mit Hufeland von Berlin ab, ließ aber seine Familie dort zurück. Er ging über Stargard nach Königsberg, fand dort eine gute Aufnahme, hielt sogar im Winter von 1806—7 Vorlesungen in der dortigen Universität. Er beklagte sich freilich, daß man an den Ufern der

Ostsee noch nicht reif sei für seine Philosophie, was sehr verwunderlich erscheint in der „Stadt der reinen Vernunft". Aber erklärlich wird die Sache, wenn man erfährt, daß Kant seine eigene Philosophie gar nicht vorgetragen hat.

Den Plan, seine Gattin nach Königsberg nachkommen zu lassen, mußte Fichte wieder aufgeben. Obwohl er die Trennung sehr bedauerte, so that es ihm doch nicht leid, daß er Berlin verlassen hatte, wo andere Gelehrte von Napoleon empfangen wurden. Er betrachtete es auch jetzt noch als Ehrensache, von Berlin fern zu bleiben, solange der Friede nicht abgeschlossen war. Er wollte nicht unter die Herrschaft der Feinde sich begeben und meinte, daß seine Abreise als feiges Entlaufen erschiene, wenn er vor dem Frieden zurückkehrte. Auch war er in Königsberg nicht unthätig, obwohl er im Sommer 1807 keine Vorlesungen hielt. Außer der Philosophie beschäftigte er sich mit dem Studium der romanischen Sprachen, das er in Berlin schon begonnen hatte, namentlich der italienischen, und machte sich genauer mit den Erziehungsgrundsätzen Pestalozzis bekannt. Er schreibt darüber am 3. Juni 1807: „Ich studiere jetzt das Erziehungssystem dieses Mannes (Pestalozzi) und finde darin das wahre Heilmittel für die kranke Menschheit, sowie auch das einzige Mittel, dieselbe zum Verständnis der Wissenschaftslehre tauglich zu machen."

Die Kriegsereignisse nötigten ihn zum Rückzug nach Memel am 13. Juni, und von da aus begab er sich zu Schiff über die Ostsee nach Kopenhagen, wo ihn der Naturforscher Örsted, der in Berlin seine Wissenschaftslehre gehört hatte, empfing. Der Verkehr mit andern Bekannten war beschwerlich, weil diese auf ihren Landsitzen weilten. Die Rückkehr nach Berlin erfolgte im August 1807.

Dort fand er die Seinen wieder, deren er auf der ganzen Reise mit liebreicher Sorge gedacht hatte. Als seines Sohnes Hermann 10. Geburtstag war, hatte der Vater geschrieben: „Sage Hermann, daß zehn Jahre schon ein schönes Alter sei, daß ich mit 10 Jahren schon ziemlich aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzt und auch sonst noch allerlei gewußt und gekonnt habe, daß er inzwischen, gesetzt auch, er leiste nicht dieses alles, meiner ganzen väterlichen Liebe

und Zärtlichkeit versichert sein solle, solange er nur seinen treuen, aufrichtigen Sinn behält und das Streben bei ihm sichtbar bleibt, sich einen festen Willen anzubilden."

Tief bekümmert war Fichte über den Niedergang des Vaterlandes, und er dachte darüber nach, wie demselben zu helfen sei. Ihm erschien die Niederlage als eine Folge der Selbstsucht, des sinnlichen Eigennutzes, welche sein Zeitalter beherrschten und welche er schon 1804 in den „Grundzügen über das gegenwärtige Zeitalter" beleuchtet hatte. Nach seiner Meinung konnte eine gründliche Änderung nur durch gänzliche Umgestaltung der Jugenderziehung herbeigeführt werden. Zu dieser Umgestaltung aufzufordern, war der Zweck seiner **„Reden an die deutsche Nation"**, die er im Winter von 1807–8 im Akademiegebäude vor einem gemischten Publikum hielt. Diese Reden waren kein geringes Wagnis, da die Franzosen noch in der Stadt sich befanden; doch blieb Fichte unbehelligt.

Im Jahre 1808 wurde Fichte von einer gefährlichen Krankheit ergriffen, er, der bis dahin nie ernstlich krank gewesen war. Die Anstrengungen der Reise, besonders aber der Gram über die traurige Lage des Vaterlandes scheinen seinen starken Körper überwältigt zu haben. Viele Monate dauerte das Leiden, das sich in Hautausschlag, großer Schwäche, rheumatischer Lähmung und schmerzhafter Augenentzündung äußerte. Während der Genesung setzte er das Studium der romanischen Sprachen fort. Daneben hatte er Zeit, sich dem Unterricht seines Sohnes zu widmen, der sich noch im Alter mit freudiger Dankbarkeit erinnerte, wie lebendig und doch mit welchem geduldigen Eingehen in die Anfangsgründe der alten Sprachen, wie methodisch und doch sich anschmiegend der Fassungskraft des Schülers Fichte ihn unterrichtete. Indem Gründlichkeit das stete Lebenselement seines Geistes war, indem er mit ganzer Kraft in seinem jedesmaligen Gegenstande wirklich aufging und auch das Geringfügige dadurch vor ihm Ordnung und Leben gewann, wußte er auch unterrichtend im kleinen wie im großen fast unwiderstehlich zur Aufmerksamkeit zu zwingen und mit sich fortzureißen. Sonst hielt er seinen Sohn in äußerst einfacher Lebensweise, gestattete

ihm aber beim Heranwachsen genügende Selbständigkeit. Aus derselben Zeit berichtet der Sohn über die von Fichte in seinem Hause eingeführten gemeinschaftlichen Abendandachten, die den Tag würdig und feierlich beschlossen und an denen auch das Gesinde teilzunehmen pflegte. Es wurde dabei zuerst unter Klavierbegleitung gesungen, dann vom Hausvater, gewöhnlich unter Anlehnung an das neue Testament, besonders das Evangelium Johannis, eine Ansprache gehalten, um den Geist vom Gemeinen abzuziehen und zu kräftigen.

Im Jahre 1810 kam es zur Eröffnung der längst geplanten Berliner Universität, an welcher Fichte als Professor wirkte. Sie wurde errichtet trotz der trüben Zeit oder gerade wegen derselben, in der richtigen Erkenntnis, daß Preußen nur durch geistige Kräfte wieder erstarken könne. Trotz Geldnot sparte man nicht an den Einrichtungen und Sammlungen der Universität. Der König gab einen Palast für die Hörsäle her. Fichte entwarf einen Plan für die Verfassung, der freilich nicht zur Ausführung gelangte. Er forderte eine abweichende Form der Lehr- und Lernarbeit, wollte die Universität in eine wissenschaftliche Erziehungsanstalt verwandeln und demgemäß ein wissenschaftliches Zusammenleben zwischen Lehrern und Schülern organisieren. Doch drang er damit nicht durch. W. v. Humboldt als Kultusminister entschied sich für die Beibehaltung der bisherigen Form einer wissenschaftlichen Lehranstalt; die höhern Leistungen erwartete er von den ausgezeichneten Männern, die er als Professoren zu berufen gedachte. Auch wollte Fichte nicht das Unwesen der Landsmannschaften und Orden, das er schon in Jena bekämpft hatte, zulassen. Schleiermacher war darin anderer Ansicht. Er glaubte, es würden sich viele Studenten dadurch abhalten lassen, nach Berlin zu kommen, und dann würde der Zweck der Universität nur unvollkommen erreicht werden. Manche nahmen auch Anstoß an der Wahl der Hauptstadt für die neue Hochschule; aber es gelang Fichte, diese Bedenken mit Erfolg zu bekämpfen. Er wies darauf hin, daß das vorwiegende bürgerliche Leben einer großen Stadt die Studenten vor Einseitigkeiten bewahren und die Zügellosigkeiten einschränken werde. Als aber die Universität eröffnet wurde, fehlte es an einem Statut und einer Geschäftsordnung,

was die Stellung namentlich des Rektors erschwerte. Das empfand Fichte, der im Jahre 1811 zum Rektor gewählt wurde, besonders schwer. Er drang mit seiner strengen Disciplin nicht durch, und als er das einsah, zögerte er nicht, seine Enthebung von diesem Amte nachzusuchen. Er blieb aber Professor und wirkte als solcher in ähnlichem Sinne wie früher auf andern Universitäten.

Als im Jahre 1812 der Krieg Napoleons gegen Rußland ausbrach, kam Fichte wieder in Gefahr. Solange Preußen zwischen beiden Parteien unentschlossen schwankte, erschien er den Franzosen verdächtig. Fichte erhielt Kunde, daß sein Name als der eines gefürchteten Aufwieglers beim Feinde genannt werde. Doch folgte er der Aufforderung zur Flucht nicht, weil er sein Lehramt und sein Vaterland nicht verlassen wollte. Das zwischen Preußen und Frankreich geschlossene Bündnis beruhigte indes Napoleon wieder, und er unterließ jetzt die geplanten Verfolgungen. Fichte sah übrigens das Schicksal Napoleons in Rußland voraus. Er fürchtete nur, daß Rußland nach den ersten Niederlagen sich zum Frieden bewegen lasse. Als dann in Preußen die Vorbereitungen für den Krieg in den ersten Monaten des Jahres 1813 erfolgten, entließ er seine Schüler zur Teilnahme am Kampfe. Aber auch er wollte nicht zu Hause bleiben. Nach reiflicher Erwägung, die er schriftlich angestellt hatte, faßte er den Plan, „einen Versuch zu machen, die in letzter Instanz Beschließenden und Handelnden durch Beredsamkeit in die geistige Stimmung und Ansicht zu heben, von dem uns vorliegenden Vehikel der geistigen Ansicht heraus, dem Christentum.“ „Ich thue dadurch“, fügte er hinzu, „freilich nur, was der Prediger auch thun soll; ich glaube es nur anders thun zu können, als die gewöhnlichen Prediger, weil ich eine höhere und geradezu praktischere Ansicht vom Christentum habe.“ Als Verabredungen für einen solchen Versuch bezeichnete er folgende:

1. „Ich von meiner Seite mache mich anheischig, wirklich Christentum und Bibel vorzutragen, nicht etwa, was so häufig geschehen ist, eine Bibelstelle nur zum Motto einer moralisch-philosophischen Abhandlung zu machen. Dies liegt nicht in meinem Zwecke. Ich will in die geistige Welt heben; wo ich dies nicht durch

Spekulation soll, da muß ich es durch das Christentum thun. Daß aber die Stellen dabei oft einen tiefern Sinn bekommen dürften, als der ihnen gewöhnlich beigelegt wird, muß man mir im voraus zugeben."

2. „Die Ordination kann füglich unterbleiben. Um so mehr rechne ich auf freiwillige Zuhörer. Bei der Brigade, wo ich stehe, kann neben mir der gewöhnliche Feldprediger predigen und die Sakramente verwalten. Ich wünsche nur gebildete Zuhörer. Mein Platz wäre darum das königliche Hauptquartier; bei demselben sind unmittelbar die Garden und die Freiwilligen der Garde, unter denen die meisten Studenten sind."

3. „Ich erbitte mir, unter niemand stehen zu dürfen, als unter dem Könige oder dessen Stellvertreter im Hauptquartier. Wie es sich versteht, daß man mich sogleich in mein altes Verhältnis zurücktreten lassen kann, falls man meine Anwesenheit nicht zulässig findet, so bitte ich mir die Erlaubnis zu gehen, sobald ich sehe, daß der Versuch nicht gelingt."

Dieses Anerbieten Fichtes wurde, wie 1806, abgelehnt, vielleicht, weil es unthunlich schien, die gestellten Bedingungen zu erfüllen. Fichte ertrug das ohne Bitterkeit.

In den letzten Tagen der französischen Herrschaft in Berlin, Ende Februar 1813, bildete sich eine Verschwörung, welche, ermutigt durch das Anrücken der Russen, die kleine Besatzung der Franzosen überfallen wollte. Einer der Verschwornen wandte sich an Fichte mit der Frage, ob eine solche That erlaubt sei. Dieser war entschieden gegen das nutzlose, unbesonnene Unternehmen, verhinderte es, und es zeigte sich, daß er der Stadt einen großen Dienst damit geleistet hatte; denn bald erhielt Berlin starken Zuzug an französischen Truppen, die furchtbare Rache genommen haben würden.

Fichtes Aufmerksamkeit war ganz auf die großen Zeitereignisse gerichtet. Durch Wort und Beispiel suchte er der Sache des Vaterlandes zu dienen, ermahnte zur Ausdauer und zum Mut. Er beteiligte sich eifrig an den Übungen des Landsturms und hoffte mit diesem noch gegen den Feind ziehen zu können. Die Mehrzahl der Professoren an der Berliner Universität hatten ein Übereinkommen

geschlossen, daß, wenn einer von ihnen im Kampfe fiele, die überlebenden für dessen Familie zu sorgen hätten.

Als die Kriegsereignisse auch in die Nähe Berlins kamen, die Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz geschlagen waren, lernte man auch in der Hauptstadt die Leiden des Kampfes kennen. Zahlreiche Verwundete wurden dort untergebracht, und die Berliner Bevölkerung fand reiche Gelegenheit zur Liebesthätigkeit. Fichtes Gattin beteiligte sich aus eignem Antrieb und mit dem Willen ihres Gatten lebhaft dabei. Unermüdlich pflegte sie die Kranken, brachte ihnen, was sie bedurften; besonders aber spendete sie ihnen Trost.

Fichte freute sich über die Waffenerfolge der Verbündeten; aber diese Freude wurde oft getrübt durch Nachrichten über vorzeitige Friedensverhandlungen. Zugleich trug er sich mit Plänen für die Zukunft. Er entwarf eine neue Einleitung in die Philosophie für seine Vorlesungen und glaubte jetzt eine faßlichere Darstellungsweise als je vorher gefunden zu haben. Im Sommer 1814 wollte er sich aufs Land zurückziehen und seine Wissenschaftslehre in neuer Bearbeitung veröffentlichen. Das sollte die letzte schriftstellerische Arbeit sein; nach deren Vollendung wollte er sich ganz der akademischen Lehrthätigkeit widmen. Aber diesen Plänen wurde ein jähes Ende bereitet. Nach fünfmonatlicher Krankenpflege erkrankte Fichtes Gattin selbst am Nervenfieber, das sie sich durch Ansteckung zugezogen hatte. Als die Krisis der Krankheit ihren gefährlichsten Grad erreicht hatte, ließ sich Fichte doch von seinen gewohnten Vorlesungen nicht abhalten. Als er nach Hause zurückkehrte, war wider Erwarten eine Besserung eingetreten. Fichte beugte sich voll Freude über das Krankenbett zum Gruß und Kuß; aber es war der Kuß des Todes. Schon am folgenden Tage wurde Fichte krank, und während seine Gattin genas, erlag sein durch die frühere Krankheit und die Aufregung der letzten Jahre schon geschwächter Körper dem tückischen Nervenfieber am 27. Januar 1814. Seine letzte Freude war die Nachricht vom Einmarsch der Verbündeten in Frankreich gewesen. Seine Gattin überlebte ihn noch 5 Jahre und wurde nach ihrem Wunsche zu seinen Füßen vor dem Oranienburger Thore beerdigt. Sein Grabmal trägt die Inschrift: „Die Lehrer

aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“ (Dan. 12, 3.)

Fichtes Charakter war, wie auch die Gegner zugestehen mußten, von seltener Reinheit; seine Sittenlehre mit ihren strengen Forderungen war so recht der Ausdruck seiner Persönlichkeit. Sein höchstes Streben galt der Wahrheit, und was er dann als wahr gefunden, das hielt er auch mit der zähen Kraft unerschütterlicher Überzeugung fest. Auch konnte nicht fehlen, daß er bei der Verteidigung dessen, was er für Wahrheit hielt, manchmal schroff gegen Andersdenkende erschien, und man klagte dann wohl über ein zu hoch gespanntes Selbstgefühl. Er war einer unserer tiefsten Denker, und doch litt es ihn nicht in der Stille der Studierstube. Er wollte seine Ideen auch praktisch verwirklichen; darum trieb es ihn hinaus in den Hörsaal, um zu belehren, die Sitten der Zeitgenossen zu bessern, zur Wiederaufrichtung des Volks nach der Niederlage furchtlos anzufeuern. Sobald er aber über das belehrende Wort hinausging und praktisch handelnd auftreten wollte, da versagte seine Natur, er hatte Mißerfolge; aber diese machten ihn nicht bitter und verstimmten ihn nicht.

Er starb im rüstigen Mannesalter von 52 Jahren und doch nicht zu früh. Es blieb ihm so erspart, die rückläufige Bewegung nach den Befreiungskriegen zu erleben. Die von ihm gestreute Saat ging auf, wenn auch nicht in der Weise, wie sein Idealismus es gewollt. Der Erziehung und dem Unterricht wurde erneute Sorgfalt gewidmet; das Turnen wurde auf Fichtes Anregung von Jahn eingeführt; die Studenten thaten sich zu Burschenschaften zusammen, um in Fichtes Geist ihre Sitten zu bessern und dem Vaterlande zu dienen. Aber anfangs der zwanziger Jahre wurden diese jungen Pflanzungen von den Regierungen gewaltsam niedergetreten. 1820 schrieb noch der preußische Minister von Altenstein von der innigen Verehrung, die er dem Andenken Fichtes zolle; 1824 aber schon wurde der Wiederabdruck seiner „Reden an die deutsche Nation“ in Berlin verboten, und 1830 schien die Erinnerung an Fichte im Volke erloschen, wie seine Philosophie schon vorher durch

die aus ihr hervorgegangenen Systeme von Schelling und Hegel verdrängt war. Nach 1840 trat darin ein Wandel ein. Mehrere Philosophen, wie namentlich Fichtes Sohn Immanuel Hermann Fichte (Professor in Tübingen), Ulrici, Carriere u. a. verließen das strenge Hegelsche System und verbanden es mehr oder weniger mit Fichtes Ideen. Im Volke wurde Fichtes Andenken wieder lebendig durch die in den meisten Städten stattgefundene Gedächtnisfeier zu seinem 100jährigen Geburtstage am 19. Mai 1862, eine Ehre, die noch keinem Philosophen zu teil geworden war. Der deutsche Nationalverein feierte ihn auf Antrag von Löwe-Kalbe, weil Fichte als einer der größten Sterne an unserm geistigen Himmel wie wenige auf dem herrlichen Wege zur vollendeten geistigen Freiheit mitgeführt und mitgearbeitet habe. Eine Flut von Schriften erschien aus Anlaß dieses Gedenktags; unter ihnen ist namentlich hervorzuheben das dem deutschen Nationalverein gewidmete Lebensbild „Fichte, der Held unter den deutschen Denkern“ von Adolf Stahr. Fichte kann nun nicht wieder vergessen werden.

II. Fichtes philosophische Lehren.

Von Fichtes philosophischen Lehren können hier nur die Grundgedanken gegeben werden; diese genügen auch für unsern Zweck. Wir verfolgen dabei Fichtes Ideengang durch die wichtigsten Werke hindurch.

1. In seiner „Wissenschaftslehre“ stellt sich Fichte die Aufgabe, Kants kritische Philosophie weiter zu entwickeln, die bisherigen Widersprüche derselben aufzulösen und ein fest begründetes, wohlverbundenes Ganze zu schaffen. Er gebraucht den Namen „Wissenschaftslehre“ für sein System, weil er es als Aufgabe der Philosophie betrachtet, die Möglichkeit des Wissens zu erklären. Sie hat die Vorstellungen zu untersuchen und zu begründen, von denen die einzelnen Wissenschaften ausgehen. Nur die Vorstellungen, die notwendig sind, unterliegen der Betrachtung der Wissenschaftslehre, während die einzelnen Wissenschaften sich mit dem beschäftigen,

was frei gelassen ist. So z. B. ist die Vorstellung des Raums für unsern Geist unerläßlich; die Konstruktion von Figuren im Raum nach bestimmten Regeln ist nicht nötig. Daher muß über den Raum in der Wissenschaftslehre, über jene Figuren in einer besondern Wissenschaft, der Geometrie, verhandelt werden. Ebenso gehört die Betrachtung der Natur im allgemeinen in die Wissenschaftslehre; die Naturgesetze dagegen werden von der Naturwissenschaft festgestellt.

Es ist oben gesagt, Fichte habe mit seiner Philosophie ein fest begründetes, wohlverbundenes Ganze schaffen wollen. Zu diesem Zwecke müssen alle Sätze derselben im Zusammenhang stehen und gewiß sein. Von einem Satze, dem Grundsatze, muß ausgegangen werden, und zwar muß dieser eine Satz seine Gewißheit in sich selbst haben und nicht erst von andern empfangen; denn auf ihn gründen alle übrigen Sätze ihre Gewißheit.

Einen solchen ersten Grundsatz stellt nun Fichte auf, nämlich den Satz **A = A.** Damit soll nicht gesagt sein, daß ein Gegenstand, den man A nennt, wirklich vorhanden ist, sondern der Satz soll heißen: Wenn A gesetzt (d. h. gedacht, vorgestellt, behauptet oder bejaht) ist, so ist es gesetzt. Das Setzen oder Vorstellen eines Gegenstandes kann aber nur in unserm Geiste, im Ich, erfolgen. Ich kann nun den Satz der Identität A = A auch verwandeln in Ich = Ich, d. h. ich bin ich, d. h. ich bin. Von der Grundthatsache „ich bin“ hat die Philosophie auszugehen; sie ist gleichbedeutend mit der Thathandlung: „Das Ich setzt sich selbst.“ Der letztere Satz soll aber für uns keine Behauptung enthalten, sondern eine Aufforderung: „Setze dein Ich!“ d. h. „Werde dir deiner bewußt!“

Wir sehen also, daß das oberste Princip der Wissenschaftslehre nicht ein Satz, sondern eine That ist, und zwar eine That, die man sich nicht thun lassen kann, sondern die man selbst thun muß. Dieses Selbstbewußtsein kann man auch nicht einmal vollziehen; man muß sich vielmehr immer von neuem selbst bewußt werden. Immer von neuem soll man sich entschließen, selbständig zu sein, sich frei zu machen. Nicht das ist unser Eigenstes, was wir durch die Verhältnisse geworden sind, sondern was wir gethan haben.

Aus dem ersten Grundsatz folgt nun ein zweiter: Das Gegenteil von A (Nicht-A) ist nicht = A. Mit derselben Veränderung wie beim ersten wird daraus: „Das Ich setzt ein Nicht-Ich.“ (Das Nicht-Ich sind die Dinge an sich.) Dieser Satz ist viel mißverstanden worden. Auch Goethe scheint das Mißverständnis geteilt zu haben; denn er sagt: Fichte betrachtete die Welt als seinen erschaffenen Besitz. So ist der Satz nicht gemeint; die Rolle des Schöpfers hat Fichte sich nicht zuschreiben können. Er behauptet vielmehr, daß die Dinge außer uns, die Natur, die Welt (das Nicht-Ich) von dem Selbstbewußtsein (dem Ich) aufgenommen werden. Nur dadurch, daß wir die Natur mit unsern Sinnen wahrnehmen, wird sie für uns ein objektiver Gegenstand der Vorstellung, setzen wir sie. Sobald das Selbstbewußtsein aufgehoben ist, existieren auch die Dinge außer ihm für dasselbe nicht mehr. Sobald ich nicht mehr hören oder sehen kann, giebt es für mich keine hörbare oder sichtbare Welt.

Der dritte Grundsatz verlangt, daß die Gegensätze des Ich und Nicht-Ich im Bewußtsein vereinigt, gleichgesetzt werden, ohne daß sie sich gegenseitig aufheben. Das kann nur geschehen durch Einschränkung sowohl des Ich, als des Nicht-Ich. Eine Einschränkung eines Gegenstandes setzt aber dessen Teilbarkeit voraus. Ich setze also dem teilbaren Ich ein teilbares Nicht-Ich entgegen. Daraus folgen nun zwei Handlungen: 1. Das Nicht-Ich wird beschränkt durch das Ich, d. h. das Ich verhält sich dem Nicht-Ich gegenüber handelnd. 2. Das Ich setzt sich selbst als beschränkt durch das Nicht-Ich, d. h. das Ich verhält sich erkennend. Daraus folgt nun, daß die ganze Wissenschaftslehre in zwei Teile zu zerlegen ist, einen, der sich mit dem handelnden Ich beschäftigt, den andern, der sich mit dem erkennenden Ich beschäftigt. Den erstern nennt Fichte den praktischen, den zweiten nennt er den theoretischen Teil der Wissenschaftslehre.

Auf die Entwicklung dieser beiden Zweige kann hier nicht weiter eingegangen werden. Doch sei noch bemerkt, daß Fichte zweierlei Ich unterscheidet: das absolute Ich und das empirische Ich. Das absolute Ich ist ihm das unabhängig von der sichtbaren

Erscheinung gedachte geistige und göttliche Princip, die allgemeine Vernünftigkeit, woran jedes Individuum oder jede einzelne Persönlichkeit als empirisches Ich seinen Anteil hat. Das empirische Ich ist das individuelle Ich der einzelnen Persönlichkeit.

2. In dem zweiten grundlegenden Werke seiner Philosophie, dem „Naturrecht", wird das Individuum aus dem absoluten Ich abgeleitet. Ein endliches Vernunftwesen kann sich nur im Kreise von andern Vernunftwesen denken, durch welche aber seine Freiheit beschränkt wird. Die Bedingungen der Individualität heißen Rechte. Es giebt A. Urrechte, welche in der freien Selbstbestimmung gegenüber der Sinnenwelt und im Eigentumsrecht an derselben bestehen; B. das Zwangsrecht, welches darauf beruht, daß die Personen ihre Urrechte gegenseitig abgrenzen und denjenigen, welcher dieser Abgrenzung sich nicht fügen will, zur Anerkennung zwingen; C. das Staatsrecht, wonach die Personen einen Vertrag schließen, Gesetze geben und eine Macht einrichten, welche dem Gesetze Anerkennung verschafft. Fichte lehrt damit die Souveränetät des Volks als Quelle der höchsten Macht im Staate.

Dem Naturrecht ist als erster Anhang der „Grundriß des Familienrechts" angeschlossen. In demselben wird die Notwendigkeit der Ehe nachgewiesen. Die Ehe muß mit Freiheit geschlossen werden; aber der Staat hat alle Ehen anzuerkennen und zu bestätigen, ohne indes das Verhältnis der Eheleute untereinander zu ordnen. Wenn beide Eheleute einwilligen, kann die Ehe rechtlich getrennt werden. Es werden dann noch die Rechtsverhältnisse der Frauen und Kinder näher erörtert.

In einem zweiten Anhange, „Grundriß des Völker- und Weltbürgerrechts", werden die Beziehungen der Völker untereinander besprochen, deren Endzweck die Herstellung eines Völkerbundes mit Bundesgericht und ewigem Frieden sein soll.

3. Während die Rechtslehre die Verhältnisse einer Person zu den andern untersucht, hat es die Sittenlehre zu thun mit den Trieben des Einzelnen in seinem Innern. Einmal ist der Grundtrieb nach Selbständigkeit und Freiheit vorhanden, welcher nur das Ich als für ihn bestimmend anerkennt, das ist der reine

Trieb. Daneben giebt es im Menschen den Naturtrieb, der sich auf das Nicht-Ich richtet, in Eigennutz und Willkür ausartet und Genuß zum Ziele hat. Die Mischung beider Triebe giebt einen dritten, den sittlichen Trieb, der allerdings sich auch auf sinnliche Gegenstände richtet, aber mit den Beschränkungen, die das absolute Ich auferlegt. Es muß der Mensch nun darnach streben, immermehr vom Naturtriebe sich loszusagen und die Forderungen des absoluten Ich, mit andern Worten seine sittliche Bestimmung, zu erfüllen. Das Handeln des Menschen soll nach bester Überzeugung von seiner Pflicht geschehen oder, mit andern Worten, er soll nach seinem Gewissen handeln.

Fichte geht dann die einzelnen Pflichten durch, und zwar zunächst die allgemeinen, die jeder Mensch zu erfüllen hat. In Bezug auf den Leib gebietet das Sittengesetz, denselben nie als Zweck zu behandeln, nie zum Objekt des Genusses um des Genusses willen zu machen, vielmehr ihn auszubilden zu einem tauglichen Werkzeuge der Freiheit, des sittlichen Zwecks. Was die Erhaltung und Entwicklung des persönlichen Daseins gefährdet, wie z. B. Ausschweifung, übertriebenes Fasten, Völlerei, Unkeuschheit, Arbeitsscheu, Überanstrengung, unregelmäßige Lebensweise, soll unterlassen werden. Der Selbstmord ist unter allen Umständen pflichtwidrig; er ist stets eine Entledigung von der Pflicht. Den Geist soll der Mensch ausbilden, er soll mit absoluter Freiheit forschen, ohne sich einer Autorität unterzuordnen oder durch eine Schranke hemmen zu lassen. Thätige Teilnahme an der menschlichen Gesellschaft, an Kirche und Staat wird gefordert. Gegen unsere Mitmenschen gilt das Sittengesetz: Behandle den andern seiner moralischen Bestimmung gemäß als freies Wesen! Wir müssen daher für die Erhaltung des Lebens anderer ebenso besorgt sein, wie für die eigene. Die Pflicht gebietet auch, alles zu unterlassen, was die richtige Einsicht des andern hindert oder verfälscht, wie jede Art der Zweideutigkeit, der Lüge, des Betrugs. Jeder Lüge fehlt der Mut der Wahrheit; sie ist der Versuch, gewisse persönliche Zwecke bei dem andern mit List durchzusetzen. Dagegen ist alles zu thun, was die Einsicht des andern befördert. Alle Arten der Eigentumsbeschädigung,

wie Raub, Diebstahl, Betrug, Übervorteilung u. s. w. sind nicht bloß rechtswidrig, sondern unsittlich. Fehlt dem andern das Eigentum, so ist es ihm zu verschaffen oder ihm Gelegenheit zum Erwerb zu geben, was zunächst Sache des Staats, erst in zweiter Linie Sache der privaten Wohlthätigkeit ist, während das bloße Almosengeben nur ein Notbehelf ist, um dem andern das Leben zu fristen. Jeder soll der Gefahr für Leib, Leben und Eigentum mit allen Kräften entgegenwirken, wobei es keinen Unterschied macht, ob er selbst oder ein anderer von der Gefahr bedroht ist. In Bezug auf die Feindesliebe äußert sich Fichte: Die natürliche Zuneigung gegen die Feinde ist etwas nicht im Gemüt Liegendes, daher nicht geboten. Man soll aber auch nicht bloß handeln, als ob man den Feind liebe; die sittliche Gesinnung schließt überhaupt die Empfindung persönlicher Feindseligkeit aus. Ehre und guter Ruf sollen uns so weit am Herzen liegen, als sie sich auf unsere moralische Gesinnung beziehen; denn diese moralische Anerkennung ist die Bedingung der moralischen Wechselwirkung. Für letztere ist besonders das gute Beispiel förderlich, sowie die Offenheit des sittlichen Charakters.

Die besondern Pflichten beziehen sich auf Stand und Beruf. Dahin gehören zunächst die Pflichten der Eheleute, unter denen die Liebe besonders zu nennen ist, und die Pflichten der Eltern (Sorge für die Erhaltung, Ausbildung und Erziehung der Kinder) und der Kinder (Gehorsam). Was den Beruf anbetrifft, so unterscheidet Fichte einen niedern (Erzeugung der Naturprodukte, Bearbeitung derselben und Tausch der Leistungen, also Produktion, Fabrikation und Handel) und höhern Beruf. Letzterer hat für die geistigen Zwecke der Menschheit zu sorgen, für die Rechtsverwaltung im Staate, die theoretische Ausbildung der Intelligenz und die moralische Bildung des Willens. Es gehören dazu die Berufsarten des Staatsbeamten, dessen oberste Pflicht die Gerechtigkeit ist, des Gelehrten, der mit strenger Wahrheitsliebe forschen soll, nicht bloß für sich, sondern auch für die Gemeinde, des Geistlichen, der den Fortschritt im Glauben fördern soll, nicht durch wissenschaftliche Beweise, sondern als Ratgeber aus Erfahrung. In Bezug auf letztern bemerkt Fichte noch: „Es ist eine Bedrückung des

Gewissens, dem Prediger zu verbieten, seine abweichenden Ansichten (nämlich von der gesetzlich geltenden abweichend) in gelehrten Schriften vorzutragen; aber es ist ganz in der Ordnung, ihm zu verbieten, sie auf die Kanzel zu bringen, und es ist von ihm selbst, wenn er nur gehörig aufgeklärt ist, gewissenlos, dies zu thun." In Sachen der Kunst gilt die Pflicht, keine Geschmacklosigkeit zu verbreiten, sich auch nicht zum Künstler zu machen, ohne die nötigen Gaben von der Natur empfangen zu haben. Der wahre Künstler soll nicht aus Eigennutz oder Sucht nach gegenwärtigem Ruhm dem verdorbenen Geschmack seines Zeitalters frönen, sondern soll sich bestreben, das Ideal darzustellen. Der Sinn für die schöne Kunst bereitet der Tugend den Boden, weil er den Menschen aus den Banden der Sinnlichkeit befreit. Die Aufgabe der für die Notdurft des Lebens arbeitenden niedern Klassen ist Streben nach immer größerer Vervollkommnung, um durch Arbeitsersparnis der Freiheit des Geistes weitern Spielraum zu verschaffen. Für die Fortschritte der Industrie und Technik muß die Wissenschaft durch Erfindungen und Entdeckungen mitarbeiten.

4. Das nächstfolgende Hauptwerk der Fichteschen Philosophie ist „Die Bestimmung des Menschen". Darin sind die Ideen der Wissenschaftslehre in mehr populärer Weise und nach der praktischen Seite hin dargelegt. Das Buch zerfällt in drei Teile, welche Fichte überschrieben hat: „Zweifel", „Wissen", „Glaube". Im ersten Teile wird die Abhängigkeit des Menschen von der Natur dargestellt. Schon sein Dasein, die in ihn gelegten Fähigkeiten sind ohne sein Zuthun vorhanden, sind lediglich Folgen von Naturkräften, über die er keine Gewalt hat. Ja auch was der Mensch will, was er thut, scheint nicht aus seinem eigensten Selbst hervorzugehen, sondern aus einer Verkettung von Ursachen, die er sich nicht selbst gesetzt hat, sondern die ihm gegeben sind. Das ist ein höchst unbefriedigendes Ergebnis. Im zweiten Teile erscheint ein Geist, der mit dem Denker sich unterhält und seine Zweifel, ob denn wirklich nur blinde Naturnotwendigkeit im Leben des Menschen und keine Freiheit sei, löst. Der Geist erschüttert in dem Denker den Glauben an die Wirklichkeit der natürlichen Dinge, von denen dieser

sich abhängig wähnt. Die ganze Außenwelt sei vielmehr nur ein Gedachtes, nur ein Zustand, eine Bewegung, eine Schöpfung des Ich. Das wird bewiesen durch eine Zergliederung unserer Anschauung von den Körpern. Ein Gegenstand, den wir wahrnehmen, erscheint uns nie an und für sich, sondern wir bemerken an ihm durch unsere Sinne eine Reihe von Eigenschaften, die aber nur Erzeugnis unsers Geistes, des Vorstellens und Denkens sind. Wir nehmen an ihm eine bestimmte Farbe wahr, eine Oberfläche, einen bestimmten Geschmack und Geruch, bestimmte Kälte oder Wärme, auch wohl einen Schall. Ohne solche Eigenschaften können wir uns keinen Körper vorstellen. Diese Eigenschaften legen wir ihm durch die Thätigkeit unsers Geistes bei. Vor einem Dinge aber, das nur Erzeugnis unsers Geistes ist, brauchen wir uns nicht zu fürchten. Der Gedanke also, von der Naturnotwendigkeit unterdrückt zu werden, ist hinfällig; dem Menschen ist seine Freiheit und Selbstbestimmung zurückgegeben. Aber das ist nicht genug. Neue Zweifel müssen nach dieser Erfahrung die Seele beunruhigen. Wenn wir von der Nichtigkeit aller Dinge, von ihrem nur scheinbaren Dasein überzeugt sind, muß uns da nicht alles schwinden? Verlieren wir nicht den Boden unter unsern Füßen und greifen ins Leere? Nur in wandelnden, vorübergehenden Bildern erscheint uns die Außenwelt, sie wird zu einem Traum; der Mensch fällt in die Verzweiflung der Vernichtung. Hier endet der zweite Teil. Im dritten Teile erkennt der Denker doch die Außenwelt wieder an. Durch einen logischen Beweis hat er ihr Dasein nicht beweisen können. Jetzt findet er in dem Willen, in dem Handeln des Menschen die Notwendigkeit, an die Wirklichkeit der Gegenstände zu glauben. Was der Mensch will und was er thut, ist ihm etwas Gewisses. Diese Handlungen richten sich auf Gegenstände, die daher vorhanden sein müssen. Sie haben Beziehungen zu andern Vernunftwesen, folglich muß es solche auch geben. Unsere praktische Thätigkeit führt uns zum G l a u b e n an das Dasein der Außenwelt. Aber der Mensch lebt im Kampfe mit einer feindlichen Natur, mit seiner eignen Leidenschaft, mit der Falschheit seiner Nebenmenschen. Das ist nicht der Zustand der Vollkommenheit und Glückseligkeit, zu dem der Mensch bestimmt ist;

er kann also nicht bestehen bleiben. Die Natur wird überwunden und wird gezwungen werden, ihren Segen zu frohem Genuß den Menschen zu spenden, ihre Kräfte in den Dienst des Menschen zu stellen. Die Bosheit unter den Menschen muß ein Ende nehmen. Während sie sich jetzt durch Kriege zerfleischen, während jetzt der Böse seinen Vorteil darin hat, den Guten zu unterdrücken, muß eine Zeit kommen, wo all dieses Elend aufhört. Die Völker werden die Machthaber, durch welche sie vergewaltigt werden, vertreiben und einen neuen Staat mit Freiheit und Gerechtigkeit, mit vernünftigen Gesetzen und Einrichtungen schaffen. Die einzelnen Staaten treten zu einem Friedensbunde zusammen, welcher alle Streitigkeiten schlichtet. — Aber auch dieser Zustand irdischer Glückseligkeit genügt Fichte noch nicht. Er meint, sobald derselbe erreicht wäre, müßte die Menschheit zum Stillstande verurteilt sein. Das bringt ihn auf den Gedanken, daß es noch ein anderes Ziel für den Menschen geben muß, bei dem kein solcher Stillstand möglich ist. Die irdische Erfahrung bringt uns auf die Spur. Wir bemerken im Leben, daß unsere guten Absichten oft nicht den gewünschten Erfolg haben, daß aber das Böse oft gegen seine Absicht zum Guten ausschlägt. So scheint es, als ob menschliche Tugenden und Laster gleichgiltig sind für den Fortschritt der Menschheit, daß dieser vielmehr abhängig ist von einer unbekannten Kraft. Dann freilich brauchten wir das Sittengesetz nicht mehr; denn dieses wäre eine verkehrte und thörichte Schwärmerei. Aber dennoch kann er sich nicht entschließen, das Sittengesetz aufzugeben. Man muß demselben gehorchen, aber nicht für die irdische Welt, sondern für die ewige Welt. In dieser ist der Wille das Maßgebende, während in der irdischen die That geschätzt wird. In diese ewige Welt tritt der Mensch nicht erst mit dem Tode ein, sondern schon auf Erden lebt er in ihr. Aber diesem gegenwärtigen Leben folgt ein zweites, künftiges, das sich zum ersten verhält, wie Zweck zum Mittel. Durch den guten Willen arbeiten wir für das zweite Leben, und wenn auch darin das Ziel nicht erreicht wird, so folgt ein drittes. Hierbei muß aber ein höchster Wille, ein allgemeines Gesetz der sittlichen Welt vorausgesetzt werden, und das nennen wir **Gott**. Doch

kommt Fichte jetzt ebenso wenig, wie früher, zur Idee einer vollen Persönlichkeit. Gott ist ihm auch noch jetzt gleichbedeutend mit der moralischen Weltordnung. Durch den Glauben an Gott wird aller Zweifel und alle Unruhe von uns genommen. Damit endet die Schrift. Ihr Grundgedanke ist: Alle Philosophie fängt an mit dem Zweifel, erhebt sich durch das Denken zum deutlichen Wissen und erlangt ihre Vollendung durch die sittlichen und religiösen Ideen, welche der Glaube ihr darbietet.

Durch diese letzten Ideen ist Fichte über das bloße Pflichtgebot seiner Sittenlehre hinausgegangen. Sie stellen den Übergang zur zweiten Periode seiner Philosophie dar, welche man als **mystische** bezeichnet hat. Fichte selbst hat sich gegen die Zurechnung zu den Mystikern verwahrt; aber er gesteht zu, daß mit der Übersiedelung nach Berlin, wo er „die Bestimmung des Menschen“ schrieb, eine innere Umwandlung mit ihm vorgegangen war. Er schreibt darüber an seine Frau den 5. November 1799: „Ich habe bei der Ausarbeitung meiner gegenwärtigen Schrift (Bestimmung d. M.) einen tiefern Blick in die Religion gethan, als noch je. Bei mir geht die Bewegung des Herzens aus vollkommener Klarheit hervor; es konnte nicht fehlen, daß die errungene Klarheit zugleich mein Herz ergriff. Glaube mir, daß diese Stimmung an meiner unerschütterlichen Freudigkeit und an der Milde, womit ich die Ungerechtigkeiten meiner Gegner ansehe, großen Anteil hat. Ich glaube nicht, daß ich ohne diesen fatalen Streit und ohne die bösen Folgen desselben (Atheismusstreit und Entlassung von Jena) jemals zu dieser klaren Einsicht und zu dieser Herzensstimmung gekommen wäre, und so hätten ja die mir zugefügten Gewaltthätigkeiten schon jetzt eine Folge, die weder Du noch ich wegwünschen werden.“

Die Grundlagen seiner Philosophie bleiben indes unverändert. Nur andere Ausdrücke für dieselben Begriffe kommen vor, für das „absolute Ich“ z. B. „göttliches Leben“, für „absolutes Sein“ — „göttliche Idee“.

5. Den Höhepunkt dieser „mystischen“ Richtung Fichtes stellt die „Anweisung zum seligen Leben oder die Religions-

lehre" dar. Das wichtigste Kapitel des Buchs lassen wir später wörtlich folgen. An dieser Stelle beschränken wir uns auf nachstehende Bemerkungen über den Inhalt. Fichte erörtert zunächst den Begriff des wahren oder seligen Lebens, welches eigentlich das Leben schlechthin ist und daher eines Zusatzes nicht bedarf. Diesem wahren Leben stellt er das Scheinleben gegenüber. Das wahre Leben besteht in der Liebe, in der Vereinigung mit dem Unveränderlichen und Ewigen, mit Gott, und nur, wer im klaren Begriffe die Gottheit liebend umfaßt und das Hinfällige und Nichtige fahren läßt, kann die Seligkeit genießen. Die Lüsternheit nach dem Mannigfaltigen, Zerstreuenden muß der Mensch abthun, sich sammeln und Einkehr in sich halten, dann zieht Ruhe und Frieden in ihn ein, und die Gegenstände der Sinnenwelt erscheinen dann als eine leichte Zugabe des neuen Lebens, das in uns beginnt. Der Mensch nimmt teil an dem Sein Gottes. Dieser offenbart sich in der Welt. In den 5 ersten Versen des Evangeliums Johannis wird gezeigt, wie die ganze Menschheit aus dem göttlichen Wesen hervorgeht. In Jesu hat zu allererst und auf eine, keinem andern Menschen also zukommende Weise das ewige Dasein Gottes eine menschliche Persönlichkeit angenommen, daß alle übrigen nur durch ihn und vermittelst der Wiederholung seines ganzen Charakters in sich zur Vereinigung mit Gott kommen konnten; das ist eine historische Thatsache, wenn sie auch nicht metaphysisch begründet werden kann. Jesus hat auch die höchste Erkenntnis von der absoluten Identität der Menschheit mit der Gottheit besessen. Freilich hat er sie nicht erworben in der Weise wie der Philosoph, welcher davon ausgeht, das Dasein zu erklären, während Jesu Glaube und seine Überzeugung es über das Dasein der endlichen Dinge nicht einmal zur Frage kommen ließ. Seinen Jüngern gab er als Anweisung zur Seligkeit, daß sie werden müßten wie er. Von einer Absonderung seiner Person von seinem Vater will der Johanneische Jesus nichts wissen; er nimmt an, wer ihn sehe, sehe auch den Vater.

Für die Weltansicht der Menschen giebt es fünf Stufen. Die erste und niedrigste ist diejenige, bei welcher man der

Sinnenwelt oder der Natur huldigt und Sinnengenuß sucht. Die zweite Stufe ist diejenige des allgemeinen Sittengesetzes, des Pflichtgebots, auf welcher Fichte in seiner ersten Periode noch stand. Hierbei thut man allerdings seine Pflicht, aber nur, weil das Gebot (der kategorische Imperativ) es so verlangt; alle Liebe wird indes dabei ertötet. Die dritte Stufe ist diejenige des Gefühls, wo der eigene Antrieb, der freie Wille die eigentliche Sittlichkeit begründet. Auf der vierten Stufe gilt nur das Dasein Gottes als gewiß und alles muß darauf bezogen werden; es ist der Standpunkt der Religiosität. Die fünfte und letzte Stufe ist die wissenschaftliche und philosophische, wo die Liebe die Quelle der vollendeten Wahrheit, der Wissenschaft wird. Das Vollkommenste aber ist die Vereinigung der letzten drei Standpunkte.

6. Eine Anwendung seiner Ideen auf die Geschichte und besonders auf seine Zeit macht Fichte in Vorlesungen, die er in Berlin im Winter 1804—5 hielt und 1806 unter dem Titel „Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" herausgab. Er denkt sich darin den Gang, den die Entwicklung der Menschheit nimmt, in der Weise, daß sie nicht abhängt vom blinden Zufall, sondern nach festem Plan einhergeht. Zuerst hat bei den Menschen die Vernunft unbedingte Herrschaft gehabt, aber nicht so, daß sie sich selbst dessen bewußt gewesen wären, sondern in naiver Weise als natürlicher Trieb, als Instinkt. Diese Vernunftherrschaft geht allmählich verloren und muß auf bewußte Weise zurückerobert werden. Erst nachdem die Zurückerlangung der Vernunftherrschaft vollendet ist, hat die Menschheit ihre Bestimmung erfüllt. Danach werden nun 5 verschiedene Epochen oder Kulturstufen der Menschheit unterschieden: 1. Die Zeit der unbedingten Herrschaft der Vernunft durch den Instinkt: der Stand der Unschuld des Menschengeschlechts. 2. Die Zeit, wo der Vernunftinstinkt in eine äußerlich zwingende Autorität verwandelt ist, wo die Autorität nicht überzeugen will, sondern blinden und unbedingten Gehorsam fordert: der Stand der anhebenden Sünde. 3. Die Zeit der Befreiung von dieser Autorität und damit vom Vernunft-

instinkt und von der Vernunft überhaupt, die Zeit der absoluten Gleichgiltigkeit gegen alle Wahrheit und der völligen Ungebundenheit: der Stand der vollendeten Sündhaftigkeit. 4. Die Zeit der Vernunftwissenschaft, wo die Wahrheit anerkannt und geliebt wird: der Stand der anhebenden Rechtfertigung. 5. Die Zeit der Vernunftkunst, wo alle Verhältnisse der Menschheit nach den Gesetzen der Vernunft gerichtet und geordnet werden. Fichte untersucht, in welche dieser 5 Epochen sein Zeitalter zu setzen sei, und findet, daß es die dritte sei. Denn blinde Vernunftherrschaft besteht nicht mehr, aber die sehende bewußte Vernunftherrschaft ist noch nicht eingetreten. So vereinigt die gegenwärtige Zeit die Enden zweier, in ihren Principien durchaus verschiedenen Welten, der Welt der Dunkelheit und der Klarheit, der Welt des Zwanges und der der Freiheit, ohne doch einer von beiden anzugehören. Es folgt dann die nähere Charakterisierung seines Zeitalters. Man läßt durchaus nichts als seiend und bindend gelten, als dasjenige, was man versteht und klar begreift. Es fehlt daher das allgemeine Leben der Menschheit, und es bleibt allein das individuelle und persönliche Leben übrig, welches bestimmt ist durch den Trieb der Selbsterhaltung und des Wohlseins. Als einzige Tugend gilt, den Nutzen zu befördern, und als einziges Laster, seinen Vorteil zu verfehlen. Diejenigen, welche noch einen andern Antrieb im Menschen annehmen als den des Eigennutzes, werden als arme Thoren beklagt, welche die Welt und die Menschen noch nicht kennen. Die Vernunft und mit ihr alles über das bloß sinnliche Dasein der Person Hinausliegende sei lediglich eine Erfindung gewisser müßiger Menschen, die man Philosophen nenne. So hascht man nach Witz, um Spott und Lachen zu erregen, indem das Lachen ein Mittel ist, um die durch viel erlittene Langweile erschöpften Lebensgeister wieder zu erfrischen. Es ist ein Glück, daß selbst die entschiedensten Verfechter dieser Denkart gegen ihren Willen in der That noch immer etwas Besseres sind, als wofür ihre Worte sie ausgeben, und daß der Funke des höhern Lebens im Menschen, so unbeachtet er auch da liegen möge, doch nie erlöscht, sondern mit stiller geheimer Gewalt fortglimmt, bis ihm Stoff gegeben werde, an dem er sich

entzünden und in hellen Flammen ausbrechen kann. Diesen Funken zu reizen und ihm Stoff zu geben, hat sich Fichte bei seinen Vorträgen auch zur Aufgabe gestellt. Hierauf wird gezeigt, wieviel besser das höhere Leben, das Leben in der Idee, in der Vernunft und für die Allgemeinheit sei, welche Seligkeit es gewährt, wie Kunst, Wissenschaft und Religion in ihm gedeihen.

Es werden dann noch die wissenschaftlichen, politischen und religiösen Zustände des Zeitalters dargelegt. Fichte tadelt die Vielschreiberei, das oberflächliche Recensieren und gedankenlose Lesen seiner Zeitgenossen. Er erinnert an die alten Griechen und Römer, bei denen viel weniger geschrieben und gelesen, aber mehr gehört und Unterredung gepflogen wurde, wodurch sie einen Vorzug im Stile vor den meisten Neuern hatten. Als das Christentum in die Welt trat, erschien es zunächst in zwei Gestalten, der johanneischen (nach dem Ev. Joh.) und der paulinischen (nach den Briefen des Paulus, welchen dem Inhalt nach die ersten drei Evangelien sich nähern). Die widerstrebenden Meinungen wurden später von der Kirche vereinigt, und es wurden Glaubenssätze aufgestellt und damit das Denken verboten. Die Reformation befreite von der Autorität des Buchstabens in der Bibel und forderte die Christen auf, selbst zu prüfen. Seit jener Zeit gewann das Lesen eine solche Bedeutung, namentlich auch in der Volkserziehung.

Zur Erläuterung seiner politischen Ansichten stellt Fichte einen Gang durch die Weltgeschichte an und zeigt die Entwicklung der Staatsverfassung vom Despotismus der asiatischen Weltreiche, der relativen Rechtsgleichheit der Griechen und dem römischen Rechtsstaat durch das Mittelalter mit seiner politisch geistlichen Centralgewalt zur Neuzeit, wo die Reformation die politische Kirchengewalt zerstört und das Streben nach einer Universalmonarchie bekämpft wird von den Staaten, deren Ziel die Erhaltung des Gleichgewichts der Mächte ist. Dem Staate legt Fichte neben der Verpflichtung der Selbsterhaltung und Sicherheit auch diejenige der Förderung der Kunstfertigkeit auf, wohingegen Wissenschaft, Tugend und Religion nicht zu seinen Aufgaben gehören. Das Einzige, was im ewigen Fortfluß der neuen Zeit besteht und unwandelbar ist, ist

das Christentum, mit welchem die Philosophie verbunden ist, die einen entscheidenden Einfluß auf die religiösen Vorstellungen ausübt. Es ist notwendig, daß der Staat die Gleichberechtigung aller anerkennt. Fichte glaubt, daß, nachdem der Aberglaube abgestorben ist, seine Zeit für Religion wohl empfänglich ist; denn er hält es für einen unwidersprechlichen Grundsatz: „Wo noch gute Sitten sind und Tugenden: Verträglichkeit, Menschenliebe, Mitleid, Wohlthätigkeit, häusliche Zucht und Ordnung, Treue und sich aufopfernde Anhänglichkeit der Gatten gegeneinander und der Eltern und Kinder, — da ist noch Religion, ob man es wisse oder nicht, und da ist noch Fähigkeit, zum Bewußtsein derselben gebracht zu werden."

III. Fichtes pädagogische Lehren.

In diesem Teil sollen Fichtes pädagogische Lehren möglichst vollständig zusammengestellt, aber kurz gefaßt werden. Alles Wichtigere daraus ist oben schon ausführlicher dargelegt, oder wird es in den Bruchstücken aus Fichtes Werken noch werden.

Fichte war zum Pädagogen im weitesten Sinne veranlagt. Schon in jüngern Jahren war er bestrebt, auf die Zeitgenossen durch Wort und Schrift belehrend einzuwirken, die Sitten seiner Zeit umzugestalten. Damals war es sein Ideal, als Prediger oder, wie er es später nannte, als Volkslehrer zu den Menschen zu reden. Seine Philosophie, so idealistisch ihr Inhalt war, hatte doch wesentlich praktische Ziele, indem sie die Wege ebnen sollte für eine Verbesserung der sittlichen Gesinnung. Es war ihm stets ein Bedürfnis, seine Lehren nicht bloß durch wissenschaftliche Werke den Gelehrten bekannt zu machen, sondern auch durch das Wort unter die Studierenden und überhaupt die Gebildeten zu tragen. Ja seine meisten Schriften sind sogar vorher mündlich vorgetragen und dann erst gedruckt. Unterstützt wurde er dabei durch eine ausgezeichnete Redegabe, die aber mehr durch Kraft, als durch Schönheit hervorragte. Von seinen Schriften tragen namentlich „Die Bestimmung des Menschen" und „Die

Anweisung zum seligen Leben" einen erziehenden Charakter; freilich erziehend für die Erwachsenen, denn diese hält Fichte auch noch für erziehungsbedürftig.

Aber auch pädagogisch im engern Sinne, als Jugenderzieher, wirkte Fichte. Schon die Not hatte den jungen Kandidaten dazu getrieben, durch Unterricht etwas zu verdienen und Hauslehrer zu werden. In letzterer Stellung hielt er es für notwendig, daß die Eltern nicht störend in die Erziehung sich mischten, und er trat ihnen in solchem Falle scharf entgegen. Dann wirkte er eine Reihe von Jahren als Universitätslehrer und nahm es in dieser Eigenschaft sehr streng mit seiner Aufgabe. Er begnügte sich nicht damit, sein Wissen vorzutragen, sondern er bemühte sich, der studierenden Jugend Achtung für ihren Beruf, einen entsprechenden Lebenswandel und ernste wissenschaftliche Thätigkeit einzupflanzen. Volksschulunterricht hat er niemals erteilt, dagegen seinen Sohn vom 12. Jahre an in den Anfangsgründen gymnasialer Bildung unterwiesen. Was Fichte als Jugenderzieher auszeichnete, ist, daß er stets mit ganzer Seele und mit der größten Geduld und Hingebung seiner Aufgabe oblag.

Die pädagogischen Vorbilder, die er kennen lernte und deren Ansichten auf ihn Einfluß hatten, waren zuerst die Franzosen Montaigne und Rousseau, später besonders Pestalozzi. Montaigne und Rousseau bezeichnet er 1790 als seine Lieblingsschriftsteller unter den Franzosen. Beide stehen in der Pädagogik einander nahe: Rousseau hat manche seiner Ideeen von Montaigne entlehnt. Vor seinen Studenten in Jena äußerte Fichte sich später über Rousseau. Er nannte ihn eine edle Seele, weil Rousseau die führenden Geister seiner Zeit tadelte, da sie, zu Lehrern der Menschheit berufen, nur ihren eignen Vorteil suchten und den Lastern und Thorheiten gegenüber fragten, ob man es auch gern höre, wenn sie sich darüber aussprächen. Aber wenn Rousseau auch das Elend der Menschen stark fühlte, so fehlte ihm doch die Kraft abzuhelfen. Mit Pestalozzi war Fichte in der Schweiz persönlich bekannt geworden und beschäftigte sich mit dem Studium von dessen Werken 1807 in Königsberg. Daher bezeugt er in den „Reden an die deutsche Nation" ausdrücklich,

daß er aus dessen Schriften seinen **Begriff** der Unterrichts- und Erziehungskunst sich gebildet hat. Fichte glaubt, daß Pestalozzis Erfindung wohl das Vermögen habe, den Völkern und dem ganzen Menschengeschlechte aus der Tiefe ihres damaligen Elends emporzuhelfen.

Neben der eignen Erfahrung und dem Vorbilde Rousseaus und Pestalozzis ist eine dritte Quelle für Fichtes pädagogisches Streben — seine Philosophie. Sein vorzugsweise auf das Praktische und Ethische gerichtetes Bemühen im Ausbau seines Systems mußte auch für die Jugenderziehung Früchte tragen. Zu einer selbständigern Ausarbeitung eines Erziehungsplans, unabhängig von seiner Philosophie, gelangte er erst, als die Zeitereignisse, der Niedergang des Vaterlandes 1807, ihm eingaben, daß eine verbesserte Erziehung nach Pestalozzis Muster Heilung der Schäden bringen könnte. Doch hat er auch dann seine Gedanken nur in allgemeinen Umrissen entworfen, und da die von ihm vorgeschlagenen Erziehungsinstitute nicht eingerichtet wurden, so war keine Veranlassung, diesen Plan im einzelnen genauer darzulegen.

Hieraus ergiebt sich schon, daß Fichte kein eignes vollständiges System der Pädagogik aufgestellt hat. Auch hat er von den beiden philosophischen Wissenschaften, welche der theoretischen Pädagogik das Material liefern, der Ethik, welche das Ziel, und der Psychologie, welche die Mittel der Erziehung angiebt, nur die erste bearbeitet. Es fehlt auch nicht an Widersprüchen zwischen seiner frühern und spätern Zeit. Daher kann von uns keine rein systematische Darstellung seiner pädagogischen Lehren erwartet werden. Doch wollen wir versuchen, dieselben, aus allen Werken gesammelt, in übersichtlicher Gruppierung zusammenzufassen. Wir unterlassen aber dabei, jedesmal die Schriften anzugeben, in welchen die betreffenden Lehren vorkommen, um den Zusammenhang nicht immer unterbrechen zu müssen. Es genüge die Versicherung, daß wir, soweit es irgend möglich ist, Fichtes eigne Worte geben; freilich ist eine fließende Darstellung dabei nicht möglich.

Fichte legt großen *Wert* auf die Erziehung. Er erhofft von einer verbesserten Erziehung nichts Geringers, als die *Erneuerung der gesamten Nation*.

Das *Ziel* der Erziehung wird zunächst bedingt durch die Aufgaben der Menschheit im allgemeinen. Der einzelne Mensch muß mitarbeiten an der Aufgabe des Menschengeschlechts: *irdische Glückseligkeit, Herrschaft über die Natur, einen Zustand des Friedens und der Gerechtigkeit zu schaffen*. Jeder hat die Pflicht, nicht nur überhaupt der Gesellschaft nützlich sein zu wollen, sondern auch nach seinem besten Wissen alle seine Bemühungen auf den *letzten Zweck der Gesellschaft* zu richten: *die Veredlung des Menschengeschlechts, den Fortschritt der Kultur*. Der Mensch soll sich aber bewußt bleiben, daß er in geistigem Zusammenhange mit der Gottheit steht. Nur das kann ihn wahrhaft befriedigen, was zur Erfüllung der ihm von Gott gegebenen Bestimmung dient oder, mit andern Worten, was ihn zur Übereinstimmung mit sich selbst bringt. Der Mensch muß einen sichern Maßstab der Selbstschätzung in sich haben und als starker Charakter auf fremdes Urteil nur dann etwas geben, wenn es von Personen ausgeht, die er achten kann.

Der Mensch kann diese Bestimmung nur erfüllen, wenn er zu *reiner Sittlichkeit*, d. h. zur Klarheit des Verstandes und zur Reinheit des Willens erzogen ist, wenn er von heißer *Liebe* zu einer *sittlichen Weltordnung* ergriffen ist, die er im Leben zu verwirklichen sucht. Alle Anlagen müssen im Individuum zu diesem Zweck gleichmäßig entwickelt, alle Fähigkeiten zur höchstmöglichen Vollkommenheit ausgebildet werden.

Das *erste* besondere Ziel der Erziehung ist also *Klarheit des Verstandes*. Reine Gedankenlosigkeit, d. h. das stumme und blinde Hinfließen mit dem Strome der Erscheinungen, ohne je über die Einheit oder den Grund derselben nachzudenken, ist tierisch. Der Mensch soll sich nicht alle ernsten Gedanken aus dem Kopfe schlagen. Die freiere Geistesthätigkeit, welche auch die Berechtigung des Glaubens und der sittlichen Gebote prüft, soll in ihm erregt, zu selbständigem Urteil soll er befähigt werden. Die geistige Bildung

ist das bedingende Mittel, um sittliche Bildung an den Zögling zu bringen, und zwar in der Weise, daß er sein ganzes Leben hindurch jede Wahrheit, deren Erkenntnis ihm notwendig wird, zu fassen vermag, und daß er ebenso der Belehrung durch andere empfänglich, als des eignen Nachdenkens fähig bleibt. Die Erkenntnis soll im Zögling nicht tot und kalt bleiben, sondern soll lebendig werden, in das Leben eintreten, sobald das Leben derselben bedarf.

Das *zweite* Ziel ist *Reinheit des Willens*. Der Wille muß so gebildet werden, daß der Zögling *nur das Gute* wollen kann. Wer noch schwankt zwischen Gutem und Bösem, dem fehlt die rechte Ausbildung seiner Willenskraft. Dazu gehört zuerst Befreiung von der Sinnlichkeit und Bezähmung derselben, insbesondere Unterdrückung der moralischen Grundübel, der Trägheit, Feigheit, Falschheit, des Übermuts und der Herrschsucht. Selbstbeherrschung, Selbstüberwindung muß angeeignet werden, Unterordnung der sinnlichen Triebe unter den Begriff des Ganzen. *Nicht sinnliches Wohlsein*, sondern *Liebe zum Guten* soll die *Triebfeder des Menschen werden*. Dadurch wird die *Herrschaft der Vernunft begründet*: man folgt der *Stimme des Gewissens* und gelangt in den Zustand der *Selbstgenügsamkeit*, welchen Fichte *Seligkeit* nennt. An dieser absoluten Moralität, dem kategorischen Imperativ, konnte sich mancher aufrichten. Aber das reine Pflichtgebot genügte Fichte später nicht mehr. Gerade dadurch, daß ein verwandter Sinn (für Moralität) gebildet wird, fühlt der Unbefriedigte seine Nichtbefriedigung; die Liebe wird dadurch ertötet. Man thut die Pflicht, weil man *soll*. Absolute Abstraktion von der Bedeutung des Gesetzes ist Hauptkennzeichen des echten Gehorsams. Aber es besteht der Trieb, hinzudringen zur Bedeutung des Pflichtgebots. Die Religion eröffnet dem Menschen diese Bedeutung; er erkennt die Fortschreitung des einen wahren Lebens. Der Religiöse weiß, daß die Neigungen, die er unterdrückt, gegen sein höheres Dasein gerichtet sind. Er ist erhaben über die Vergänglichkeit und hat das ewige Leben mit aller seiner Seligkeit. Er erfüllt auch die Forderungen des Pflichtgebots, aber mit edlerm, freierm Sinn. Durch reine Sittlichkeit muß aber der Mensch erst

hindurch, ehe er zur Religion kommen kann. Durch Sittlichkeit gewöhnt man sich erst an den Gehorsam und dem geübten Gehorsam geht die Liebe auf als seine süßeste Frucht und Belohnung. Diese Liebe treibt auszuharren, auch da, wo man Undank sieht, ergiebt sich in ein höheres unbekanntes Gesetz.

Durch die Erziehung soll auch die Vaterlandsliebe begründet werden, und diese soll Kraft genug besitzen, um die Selbständigkeit gegenüber fremden Machthabern zu retten. Die höhere Vaterlandsliebe kann aber nur begründet werden, wenn geistige Interessen den Menschen statt materieller beherrschen. Nur auf diese Weise können mutige Vaterlandsverteidiger und ruhige und rechtliche Bürger gebildet werden. Die Vaterlandsliebe des Deutschen insbesondere fordert, daß er sich nicht unterwerfe, daß er einen festen und gewissen Geist, daß er Charakter habe.

Die Erziehung fordert auch Ausbildung des Leibes, um diesen unter die Herrschaft des Geistes zu bringen und ihn zum starken Werkzeug desselben zu machen. Die Entwicklung der körperlichen Fertigkeit des Zöglings darf nicht planlos geschehen, sondern nach berechneter Stufenfolge ist sie mit philosophischem Geiste unter Berücksichtigung der Anatomie des menschlichen Körpers festzustellen nach den Gesetzen der wissenschaftlichen Mechanik. Außer den körperlichen Übungen im engern Sinne werden noch mechanische Arbeiten, besonders der Landwirtschaft und der notwendigen Handwerke von dem Zöglinge verlangt. Er soll sich dadurch an Arbeitsamkeit gewöhnen, welche ihm später den Lebensunterhalt verschafft. Aber er soll auch zugleich belehrt werden über das, was er treibt, daß er es in seinen Gründen verstehe und auch später im Leben bei körperlicher Arbeit nicht ohne Verständnis und geistige Anregung dahin lebe.

In Bezug auf die ursprüngliche Anlage des Menschen erklärt sich Fichte ausdrücklich gegen die Annahme, daß dem Menschen eine natürliche Abneigung gegen Gottes Gebote beiwohne, daß es schlechthin unmöglich sei, dieselben zu erfüllen und daß der Mensch von Natur selbstsüchtig sei. In diesem Falle erscheint ihm die sittliche Erziehung einfach unmöglich.

Vielmehr ist das Ewige im Menschen und umgiebt ihn unaufhörlich. Alle Menschen tragen im tiefsten Grunde doch ihr Göttliches, nur daß es in ihnen nicht bis zur Erscheinung hindurchdringt. In der Wurzel des Menschen ist ohne Ausnahme ein Wohlgefallen am Rechten und Guten, das entwickelt werden kann. Es erscheint beim Kinde in der reinsten Gestalt als Trieb nach Achtung, nämlich unbedingter Achtung für die erwachsene Menschheit und Trieb, von dieser geachtet zu werden. Nur der natürliche Glaube der Kinder an uns macht es möglich, anstatt des Guten, das sie innerlich wollten, unsere Verderbnis, die sie verabscheut haben würden, wenn sie dieselbe zu erkennen vermocht hätten, einzupflanzen, noch ehe sie Gutes und Böses unterscheiden konnten. Doch kann durch die natürliche Anlage der Kinder, wenn sie stark genug ist, die Einwirkung der schlechten Umgebung überwogen werden. Diese Anlage ist aber eine dunkle, nicht zu berechnende Kraft.

An andern Stellen spricht sich Fichte weniger günstig über die natürliche Anlage aus. Er redet von der Zerstreutheit, der Neigung zum Mannigfaltigen, die unsere eigentliche Natur sei und in der wir geboren werden, die aber überwunden werden müsse. Im scheinbaren Widerspruch gegen das Obige behauptet er ein anderes Mal sogar, daß der Mensch von Natur allerdings bloß sinnlich und selbstsüchtig sei, solange die unmittelbare Not und das gegenwärtige sinnliche Bedürfnis ihn treibt, und daß er sich durch keine Rücksicht abhalten läßt, diese zu befriedigen. Sobald aber letzteres geschehen ist, überläßt er sich gern dem Spiele seiner Phantasie und ist dann auch für das Ideale zu gewinnen.

Über den Zustand und die Erziehung der ersten Kindheitsjahre sagt Fichte: Das Kind kommt hilflos zur Welt. Sein erstes Weinen ist ein Aufruf, daß wieder ein Mensch in die Welt der Erscheinungen eingetreten sei und seine Rechte in ihr geltend machen wolle; — ist eine feierliche Erklärung und Ankündigung dieser Rechte für die gesamte Natur, ist eine feierliche Besitznehmung derselben, was eben nur durch dieses ohnmächtige Weinen geschehen kann. Da erbarmt sich die Mutter des Kindes, zunächst aus Mitleid. Aus Zärtlichkeit für die Mutter hat auch der Vater Liebe

zum Kinde. Das Kind würde ohne Hilfe der Eltern bald nach seiner Geburt umkommen. Es fehlt ihm an Bedeckung des Körpers, an angeborner Bewegungsfertigkeit. Sein Gesicht entbehrt des Ausdrucks: es ist eine weiche, ineinander fließende Masse, in der man höchstens finden kann, was aus ihr werden soll. Aber gerade durch diesen Mangel ist der Mensch der Bildsamkeit fähig, durch die er mit seinem Tastsinn, mit seinem aufrechten Gang, seinen geistigen Augen und seinem die innersten Regungen des Herzens abbildenden Munde sich über das Tier erhebt. Alle Eindrücke der das Kind umgebenden Natur dringen zugleich auf dasselbe, und es wird genötigt, aus diesem Chaos sich zu sammeln, um seine Bedürfnisse kundzuthun. Dadurch sondert sich ihm ein besonnenes und freies Ich. Die Eltern gestatten dem Kinde Freiheit, soweit seine Erhaltung nicht dadurch gefährdet wird.

Die Erziehung knüpft an den Trieb nach Achtung an, der sich gewöhnlich dem Vater gegenüber stärker zeigt, als der Mutter, ein Beweis, daß die Liebe nicht aus der Selbstsucht stammt; denn die Mutter erscheint dem ersten Kindheitsalter viel mehr als Wohlthäterin, als der Vater. Es liegt darum in der Hand des Vaters, diesen Trieb zu benutzen, um Gehorsam zu erzeugen. Solange das Kind nicht in seinem Innern zum Bewußtsein gekommen ist und in sich selbst nicht die Stimme des Gewissens vernimmt, vertreten die Erwachsenen für dasselbe diese Stimme, und es ist ihre Schuld, wenn das Kind sittlich verdirbt. Die Worte: „Das ist unrecht“, müssen dem Kinde so schrecklich sein und es vom Bösen zurückhalten, so daß es der Rute nicht bedarf.

Die intellektuelle Erziehung sucht das Kind zuerst dahin zu führen, daß es sich seine Empfindungen (Hunger, Schläfrigkeit, Sehen, Hören, Farben, Schalle u. s. w.), sodann seine Anschauungen klar macht. Später muß man dafür sorgen, daß der Trieb des Kindes nach Klarheit und Ordnung befriedigt wird, daß neben der Erkenntnis auch immer zugleich die Liebe für den erkannten Gegenstand eingepflanzt werde, daß daher mit jedem Schritte seiner Bildung der ganze vereinigte Mensch gebildet werde. So gewinnt das Kind Freude am Lernen. Mitten in der Befriedigung aber wird durch

die neuen Dunkelheiten, die nun zum Vorschein kommen, jener Trieb wiederum angeregt und ferner befriedigt, und so geht das Leben hin, ist Liebe und Lust am Lernen. Das Lernen hat aber nur dann Wert, wenn der Zögling in der That und stets selbst arbeitet, alles durch eigne Geisteskraft sicher wirbt, keineswegs aber nur mechanisch etwas lernt. Es kommt nicht darauf an, was da erlernt sei, sondern was der Zögling geistig vermöge und wie dies Vermögen durch den Stoff des Unterrichts entwickelt worden sei. Auch die Sinne sollen entwickelt werden, das Auge durch (nicht mechanisches, sondern perspektivisches) Zeichnen, das Ohr durch Übung im harmonischen einstimmigen und vielstimmigen Gesang und, sofern Talent vorhanden, auch im Erlernen eines musikalischen Instruments: — der allgemeine Sinn durch Gewöhnung an ununterbrochene Aufmerksamkeit und absolutes Nichtdulden des Zerstreutseins.

Die sittliche Erziehung muß ein inniges Wohlgefallen am Guten hervorrufen, worauf dieses Wohlgefallen durch sich selbst den unwandelbaren guten Willen desselben Zöglings begründen würde. Die Freiheit im Kinde soll dabei geschont und soll nur beschränkt werden durch die Pflicht der Erhaltung des Kindes und der Ausbildung desselben zur Geschicklichkeit. Aber der Erzieher hat auch die Pflicht, der gebildeten Freiheit des Zöglings eine moralische Richtung zu geben, welches auf keine andere, als die Weise der Beförderung der Moralität außer uns überhaupt geschehen kann. Die Moralität wird befördert nicht durch Strafen und Belohnungen, nicht durch Schlüsse und Beweise, sondern nur durch Achtung für das Achtungswerte, durch Selbstachtung und ein gutes Beispiel. Alles Schlechte, Gemeine und Niedrige muß fern vom Auge des Kindes gehalten werden. Außerdem sind wenige, in sich selbst klare und leicht zu beobachtende positive Gebote aufzustellen, auf deren Befolgung ohne irgend eine Ausnahme und unverbrüchlich gehalten wird. So wäre z. B. irgend einmal mit Feierlichkeit das sittliche Gesetz anzukündigen: schlechthin nicht zu lügen, nicht wissentlich und bedächtig gegen sein Bewußtsein zu reden oder zu handeln. Durch Zwang kann keine Moralität begründet werden; er darf nur angewandt werden, wenn sich kein anderes Mittel findet, die Kinder

dem Zwecke der Erziehung zu unterwerfen. Sonst wird das Kind freien Gehorsam üben, wenn es Glauben an die höhere Weisheit und an die Güte der Eltern und Erzieher hat, und dieser Glaube gründet sich auf Achtung. Dieser Gehorsam ist die einzige Pflicht der Kinder: das Kind soll nicht weiter frei sein, als die Eltern es frei lassen.

Außerdem setzt Fichte auch die sittliche Bildung in bestimmtere Beziehung zur geistigen. Die im Zögling erzeugte Liebe zur geistigen Thätigkeit läßt die Selbstsucht nicht aufkommen; denn sie geht nicht auf einen sinnlichen Genuß aus. Der Zögling muß sich ein Bild von der gesellschaftlichen Ordnung der Menschen nach den Vernunftgesetzen entwerfen, welches der Beurteilung der Erzieher unterbreitet wird, und er muß dann von brennender Liebe zu dieser Ordnung der Dinge ergriffen werden, damit er später im Leben mit allen Kräften für die Beförderung derselben arbeitet. Auf dieselbe Weise wird durch ein Bild der übersinnlichen Weltordnung die Religion in ihm gepflanzt werden, und er wird in der unmittelbaren Berührung mit Gott Licht und Seligkeit finden. Innere Religiosität des Gemüts planmäßig anlehren zu wollen, würde den Sinn dafür ertöten und Heuchler bilden. Unterweisungen in der positiven Landesreligion werden auf den Konfirmandenunterricht verschoben.

Das Zusammenleben von Zöglingen in einer Erziehungsanstalt bedingt noch einige Ausnahmen von obigen Regeln. Die Ordnung in denselben erheischt es, daß der einzelne manches aus Rücksicht auf das Ganze unterlassen muß und daß diese Unterlassung, wenn nötig, durch Tadel und Strafe erzwungen wird, wobei ein hoher Grad von Strenge herrschen muß. Es muß aber den Bestraften klar gemacht werden, daß sie auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung stehen. Wo die Bestrafung von keiner Scham, keiner Selbstverachtung begleitet wird, da ist es mit der Erziehung zu Ende; die Bestrafung erscheint dann als eine Gewaltthätigkeit, über die der Zögling mit hohem Sinn sich hinwegsetzt und deren er spottet. Dagegen soll eine öffentliche Belobung derjenigen, die sich durch ihre Leistungen hervorthun, unterbleiben, indem nach der herrschenden Denkart jeder damit eben nur seine Schuldigkeit thut.

Nur unter vier Augen kann der Erzieher dem Zögling seine Zufriedenheit ausdrücken. Durch Selbstbeherrschung soll es auch dem Zögling gelingen, den Beifall des Erziehers zu erhalten, dessen er für seine eigene Selbstachtung bedarf.

Das Bedürfnis des weiblichen Geschlechts ist, zu lieben und geliebt zu werden. Das Weib unterwirft sich in der Ehe dem Manne, darf aber nicht zur Ehe gezwungen werden. Die weibliche Schamhaftigkeit gründet sich darauf, daß das Weib ihre Unterwerfung dem Manne nicht anbieten kann. Pflicht des Mannes dem Weibe gegenüber ist Großmut, und will er ihre Liebe sich erhalten, so darf er nicht niederträchtig, ehrlos und feig sein. Es giebt keine sittliche Erziehung der Menschheit, außer davon ausgehend, daß das natürliche Verhältnis zwischen beiden Geschlechtern wiederhergestellt wird.

Fichte nimmt für die alleinstehenden ledigen und verwitweten Frauen dieselben bürgerlichen Rechte in Anspruch, wie für die Männer. Sie erhalten Stimmrecht in Staatsangelegenheiten, dürfen ihre Sache vor Gericht führen, Eigentum besitzen, Ackerbau, Handwerk, Handel und Kunst treiben, nur keine Staatsämter verwalten. Aus letzterm Grunde können sie auch nicht zu den Studien, die zur Vorbereitung darauf dienen, zugelassen werden. Die Bildung ihres Standes erwerben sie sich durch Umgang. An Geistestalenten stehen sie dem Manne nicht nach; aber durch ihr Gefühl unterscheiden sie sich von ihm.

Trotzdem, wie hieraus ersichtlich, Fichte auch über den Unterschied der Geschlechter nachgedacht hat, kommt er nicht zu dem Schlusse, daß die Erziehung der Mädchen eine andere sein müsse, als die der Knaben. Er meint: Erziehe man im Mädchen den Menschen, der ja ohne Abbruch in ihr ruht; als Weib wird dieser vollkommen ausgebildete Mensch sich schon von selbst ohne weiteres Zuthun der Kunst finden.

Die Gegensätze der Stände sollen möglichst zurückgedrängt, gleiche Rechte allen verliehen werden. Der Adel und das gebildete Bürgertum sollen in der Wissenschaft einen gemeinsamen Boden für ihr Zusammenwirken finden. Die arbeitenden Klassen sollen durch

Unterricht über ihre Rechte und Pflichten, über den Staat, seinen Zweck und seine Gesetze aufgeklärt werden. Das ist das einzige sichere Mittel, gewaltsame Revolutionen zu verhindern. Die Reichen sollten ihren Wohlstand dem gemeinen Nutzen dienstbar machen. Alle Bürger müssen durch die allgemeine Erziehung hindurchgehen und dieselben Begriffe über Sittlichkeit und Recht empfangen. Kein Stand soll davon ausgenommen werden. Bei den arbeitenden Klassen soll dann noch Ausbildung in technischen Fertigkeiten hinzukommen, während bei den höhern theoretische Kenntnisse erworben werden müssen. Doch soll die wissenschaftliche Ausbildung jedem, der Talent dazu hat, offen stehen.

Von dem Erzieher und Lehrer fordert Fichte, daß er das Verlangen habe, andere achten zu können und Achtungswürdiges außer sich hervorzubringen. Es soll ihm wehe thun, die Menschen schlechter zu finden, als er sie sich dachte, und ihn tief schmerzen, sie verachten zu müssen. Seine Kenntnisse müssen Klarheit und Lebendigkeit erhalten, er muß sie mit Fertigkeit wiedergeben. Der kärgliche Sold kann nicht entschädigen für die tausend Unannehmlichkeiten seines Standes, für alle Sorgen und Mühen. Alle Freuden und Belohnungen, die der Staat ihm geben kann, sind nichts gegen diejenigen, die er täglich erneuert schmeckt — Einmütigkeit im Denken hervorzubringen und einen menschlichen Geist mit dem seinigen in eins zu verschmelzen. Er übt seine Thätigkeit nach Regeln. Der Zögling soll möglichst alles selbst finden durch Anschauung, und erst wenn die Anschauung vollendet ist, soll er das Gefundene in Worten ausdrücken. Durch die geschriebenen und gedruckten Zeichen soll er nichts lernen. Lesen und Schreiben sollen erst am Schlusse der Erziehung gelehrt werden.

Die Lehrer an den niedern Gelehrtenschulen (Gymnasien) sollen in den Besitz der Ideen gekommen sein, d. h. sie sollen wenigstens zur teilweisen Erkenntnis des höhern Grundes der Erscheinung in seiner höchsten Allgemeinheit gekommen sein, und ihre äußere Stellung muß dessen würdig sein. Das Studium der alten Sprachen ist vorzüglich geeignet, eine tiefere Einsicht in die Begriffe zu geben, und aus den Werken der Alten spricht ein würdiger und

veredelnder, heiterer Geist das jugendliche Gemüt an. Es verdient den Vorzug vor dem Betreiben der neuern Sprachen, weil man bei diesen oft keine klare Vorstellung mit den Worten und Phrasen verbindet, während man bei den alten Sprachen aus den nebelhaften Wortbildern zum Kern der Sache vordringen muß. Die griechische Sprache ist als Stammsprache noch wichtiger, als die lateinische, die nur eine Tochter jener ist. Aber das soll man nicht vergessen, daß Zweck des *Sprachstudiums* nicht bloß die *Sprachkenntnis*, sondern vor allem *Verstandesbildung* sei, und dazu ist ein gründliches Verstehen der Autoren notwendig. Bei den übrigen Wissenschaften soll man mit Überlegung und ordnendem Geist verfahren, damit der Schüler Herr des massenhaften Materials wird. Kenntnis der Gegenwart wird dem angehenden Gelehrten am besten durch Anschauung mit daran sich knüpfenden Belehrungen zu teil. Die neuern Sprachen sind praktisch zu erlernen. Unterricht in der Mathematik ist notwendig, dagegen philosophisches und systematisches Studium der Wissenschaften vor den Jahren der Reife zu vermeiden.

Die *Universitäten* bilden die Krone der *Erziehungsanstalten*, deren *Wurzel* die *allgemeine Volksschule* und deren *Stamm* die *niedere Gelehrtenschule* ist. Sie *soll eine wissenschaftliche Kunstschule* sein, in welcher die Geister sich der Wissenschaft dergestalt bemächtigen, daß sie ganz in ihr leben. Der Zögling darf nicht bloß stummer Zuhörer von Vorlesungen sein, zumal wenn er deren Inhalt in Büchern lesen kann, wo er aufmerksamer zu sein und selbstthätiger durchzudringen vermag. *Er soll* vielmehr *die Kunst des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs* erlernen. Es soll ein persönliches, lebendiges Eingehen des Lehrers auf die Schüler, ein *Wechselverkehr* und eine *fortlaufende gegenseitige Mitteilung* beider stattfinden in der **Form des dialogischen** und **sokratischen Unterrichts.** Gestellte Aufgaben werden schriftlich gelöst. Auf diese Weise macht der Schüler seine Kenntnisse zum freien und auf unendliche Weise zu gestaltenden Eigentum und Werkzeug. Die Hingabe an die Wissenschaft verlangt auch äußerliche Absonderung vom Bürgertum. Zur Ausbildung der Universitätslehrer muß ein

Professorenseminar als höchste Spitze der Pflanzschule wissenschaftlicher Künstler errichtet werden.

Wer in einer besondern Wissenschaft ein Künstler werden will, muß zuerst ein philosophierender Künstler sein. Bei den philosophischen Studien darf kein fertiges dogmatisches System zu Grunde gelegt werden, da es sich ja um das methodische Suchen und Finden der wissenschaftlichen Einsicht handelt. An der Spitze jeder Fachwissenschaft steht der Encyklopädist, der zugleich philosophischer Künstler und Fachlehrer ist, sein Fach am genauesten kennt und in einer encyklopädischen Vorlesung die ganze Litteratur des Faches giebt. Nächst der Philosophie ist die Philologie als das allgemeine Kunstmittel aller Verständigung die allgemeinste Wissenschaft. Die besondern Wissenschaften sind Mathematik und Geschichte. Letztere teilt sich in die Geschichte der fließenden Erscheinungen und in die der dauernden (Weltgeschichte und Naturkunde). Die Trennung in Fakultäten ist unhaltbar. Theologie und Jurisprudenz fallen zusammen mit Philosophie, Philologie und Geschichte, dagegen die Medicin mit den Naturwissenschaften. Für alle Wissenschaften gilt freie Forschung, volle Lehr- und Lernfreiheit.

In welcher Weise die einzelnen Wissenschaften behandelt werden sollen, sei an den Beispielen der Geschichte und der Theologie gezeigt. Universalgeschichte soll auf dem Gymnasium gelehrt werden. Auf der Universität soll der Philosoph Anweisung geben, wie man die ganze Geschichte zu verstehen habe. Der Professor der Geschichte trägt nur neue Forschungsergebnisse vor. Die Theologie zerfällt in einen praktischen und in einen wissenschaftlichen Teil. Der Geistliche soll der Vermittler zwischen den wissenschaftlich Gebildeten und dem Volke sein, daher Volkslehrer von Fichte genannt. Er knüpft allerdings bei dieser Vermittelung an die Religion an, muß aber auch in andern Wissenschaften wohl bewandert sein, um sie, soviel sich Gelegenheit findet, zu verbreiten. Daher muß er encyklopädische Vorlesungen hören. Beim Philosophen lernt er philosophieren und bildet er sein Religionssystem aus. Er erhält auch ein Buch, in welchem Religion und Moral aus der Bibel

entwickelt sind. Doch ist nicht nötig, daß die biblischen Schriftsteller immer nach ihrem wahren Sinn verstanden werden, was auch bisher ohne Absicht nicht immer der Fall gewesen. Die praktische Kunst der Pastoralklugheit erlernt er durch homiletische und andre Übungen, die nicht wissenschaftlichen Charakters sind und deshalb von der Universität abgesondert und am besten praktischen Geistlichen übertragen werden. Das eigentliche Genie für den künftigen Volkslehrer ist ein frommes, Menschen und besonders das Volk liebendes Herz.

Die Studierenden bilden freie Genossenschaften der „Regularen“, die zu einem einzigen großen Haushalt mit dem akademischen Lehrkörper vereinigt sind. Daneben sind die „Socii“ die Masse der Studierenden. Unter den letztern giebt es auch solche, welche sich einen Platz unter den Regularen durch wissenschaftliche Arbeiten erwerben wollen, aber noch nicht die Probe bestanden haben. Aus den Regularen geht das Professorenseminar hervor. Die Regularen lernen bei den ordentlichen akademischen Lehrern, die Socii bei den außerordentlichen.

Die akademische Lehrthätigkeit erfordert Jugendfrische. Daher treten die ältern Lehrkräfte zurück und widmen sich entweder der Wissenschaft als Akademiker an der Universität, oder dem Staate als Staatsmänner. Wer die Erziehung der wissenschaftlichen Kunstschule beendet und das in einer Prüfung nachgewiesen hat, wird „Meister“ und hat als solcher Anspruch auf Anstellung im Staate. Die Prüfung besteht in der Behandlung eines wissenschaftlichen Themas, das dem Kandidaten unter Berücksichtigung seiner Geisteseigentümlichkeit gestellt wird. Die Ausarbeitung geschieht in deutscher Sprache, weil diese jetzt die lebendige und schöpferische Sprache der Wissenschaft sei und man nicht wissenschaftliche Gegenstände im klassischen Latein darstellen könne. Dagegen soll an andern Gegenständen eine genügende Kenntnis des Lateinischen nachgewiesen werden.

Über Familien- und Staatserziehung äußert sich Fichte in folgender Weise. Die Eltern erziehen das Kind aus Liebe zu ihm und aus Sorge für seine Erhaltung. Sie werden es zur Sittlichkeit zu erziehen suchen, wenn sie selbst moralisch sind und die

Pflicht fühlen, Moralität zu verbreiten; doch ist ihnen das Gewissenssache. Es besteht von Natur keine Zwangspflicht und kein Recht der Eltern auf Erziehung (?). Der Staat aber hat ein Interesse daran, daß die Kinder erzogen werden, legt deshalb den Eltern die Zwangspflicht dazu auf, hat auch das Recht der Aufsicht über Erfüllung derselben, kann aber nicht selbst die Grundsätze der Erziehung vorschreiben. Eine Verantwortung wird dem Vater für die Erziehung insofern auferlegt, als er den Schaden tragen muß, den die Kinder anrichten. Öffentliche Erziehungsanstalten kann der Staat einrichten, aber nicht die Eltern zur Benutzung derselben zwingen.

Später, in der Not des Vaterlandes, kam Fichte zu anderer Meinung. Da war er fest überzeugt, daß die Nationalerziehung, wie er sie wollte, besonders bei den arbeitenden Ständen im Hause der Eltern und überhaupt ohne gänzliche Absonderung der Kinder von ihnen durchaus weder angefangen noch fortgesetzt oder vollendet werden kann. Der Druck, die Angst um das tägliche Auskommen, die kleinliche Genauigkeit und Gewinnsucht würde die Kinder notwendig anstecken, herabziehen und sie verhindern, einen freien Ausflug in die Welt des Gedankens zu nehmen. Erst nachdem ein Geschlecht durch die neue Erziehung hindurchgegangen sein wird, wird sich beratschlagen lassen, welchen Teil von der Nationalerziehung man dem Hause anvertrauen wolle. Die Kirche, die bis dahin die Erziehung geleitet, hat ihre Aufgabe ungenügend erfüllt. Auch der Staat hat, soweit er bisher Einfluß auf die Schulen nahm, mehr hemmend als fördernd gewirkt. Seiner Fürsorge ist höchstens dasjenige in ihnen beizumessen, was den Geist niederdrückt und seine freie Schwungkraft lähmt, hier mönchische Disciplin, dort Aufsicht über Rechtgläubigkeit aller Art, Anhänglichkeit an das Alte, weil es alt ist, vorgeschriebene Lehrbücher und Lehrgänge. Der Staat aber hat den größten Vorteil, wenn er für gute Erziehung sorgt. Er bekommt gut ausgebildete Bürger, die wehrfähig sind und sich von keinem Feinde schlagen lassen, die Gewerbe und Ackerbau zu höherer Blüte führen

werden, die Ausgaben für Gerichts- und Polizei-Anstalten, Zucht-, Besserungs- und Armenhäuser sehr verringern oder ganz entbehrlich machen. Wie der Staat den Militärzwang ausübt, kann er auch den Erziehungszwang einführen, welcher Kindern nur Nutzen bringt, während die Erfüllung der Wehrpflicht oft Schaden an Leib und Seele stiftet. Nur derjenige Zwang ist rechtmäßig, der vor der Vernunfteinsicht sich rechtfertigen läßt, von dem der entwickelte Verstand einsieht, daß er nötig war, weil ohne ihn der Rechtszustand und die Ausbildung der Freiheit unmöglich gewesen wäre. Aller Zwang darf nur um der Freiheit willen stattfinden.

Im Staate der Zukunft werden Erziehung und Lehrer noch eine ganz andere Stellung einnehmen. Durch die Erziehung werden viele von den Regierungen eingesetzte Beamte und Behörden überflüssig werden, weil sie nichts mehr zu thun finden. Schließlich wird auch der letzte Erbe des Herrscherthrones eintreten müssen in die allgemeine Gleichheit. Der Lehrstand ernennt dann aus seiner Mitte einen oder mehrere geeignete Personen zu friedlichen Herrschern. Denn soll einem Volke ein rechtmäßiger Oberherr möglich sein, so muß es in diesem Volke Lehrer geben und aus ihnen könnte der Oberherr gewählt und errichtet werden; und der einzige, der wahrhaft von Gottes Gnaden ist, ist der gemeingiltige wissenschaftliche Verstand, und die einzige äußere Erscheinung dieser Begnadigung ist die That des wirklichen, mit Erfolg gekrönten Lehrens. Edle und unedle Geburt wird lediglich bestimmt durch die Fähigkeiten, und die Lehrer haben nach bestem Wissen und Gewissen zu entscheiden, zu welchem Stande jeder zu gehören hat.

IV. Kritische Beleuchtung von Fichtes pädagogischen Lehren.

Auf die Beurteilung von Fichtes philosophischen Lehren verzichten wir. Philosophische Systeme kommen und gehen. Sie empfangen meist ihre Richtung von der Zeitströmung, wirken auch bestimmend auf diese ein und veralten, wenn die Zeiten sich ändern. Fichtes System hatte aber doch eine mehr als gewöhnliche Bedeutung.

Alle Systeme der folgenden Jahrzehnte (Schelling und Hegel, Herbart und Schopenhauer) sind aus ihm hervorgegangen und ohne dasselbe nicht ganz verständlich.

Die meisten pädagogischen Lehren Fichtes wird man auch heute noch als giltig ansehen; aber manche sind trotz anerkannter Richtigkeit auch heute nach fast 100 Jahren noch nicht verwirklicht, sondern bilden noch einen Gegenstand der pädagogischen Bestrebungen unserer Zeit.

In der intellektuellen Erziehung stimmen wir auch heute mit Fichte überein, daß die Selbstthätigkeit des Geistes ausgebildet werden müsse; und die von Fichte vielgetadelte, rein gedächtnismäßige Aneignung der Kenntnisse muß auch heute noch öfter bekämpft werden. Der sittlichen Erziehung wird bei uns lange nicht die Bedeutung beigelegt, die Fichte dafür forderte. In den Schulen ist man oft schon zufrieden, wenn man äußerliche Ordnung aufrecht erhält, und glaubt im übrigen mit gelegentlichen Ermahnungen seine Aufgabe erfüllt zu haben. Für die häusliche Erziehung fehlt es den Eltern meist an Zeit oder an Verständnis oder an beidem. Doch werden wir Fichte darin nicht recht geben, daß er den Religionsunterricht von der Erkenntnis ausgehen läßt. Wahre Religiosität kann, wie Fichtes Zeitgenosse Schleiermacher gelehrt hat, nur vom Gefühl ausgehen.

Die mechanische Geschicklichkeit, die Fichte in seinen Erziehungsanstalten lehren lassen wollte, haben wir erst in den letzten Jahren unter dem Namen „Handfertigkeit“ einzuführen angefangen und sind noch weit entfernt davon, sie zum Gemeingut deutscher Erziehung gemacht zu haben, obgleich die Bedeutung derselben immer allgemeiner anerkannt wird.

Die Frauenfrage ist von Fichte schon angeregt, wenn auch noch nicht genügend gelöst. Heute bei unsern veränderten Verhältnissen ist dieselbe zu einer brennenden geworden, namentlich soweit sie die Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts betrifft. Wenn Fichte den Frauen die Zulassung zum Studium verweigert, so geben die Staatslenker ihm in Deutschland allerdings auch heute noch recht; aber namentlich das Bedürfnis nach Ärztinnen für Frauenkrankheiten

ist bei uns im Interesse weiblicher Sittsamkeit und Gesundheit so rege, daß die Regierungen schließlich nicht mehr werden widerstehen können. Für die gleichartige Behandlung von Knaben und Mädchen, die Fichte für richtig hielt, hört man jetzt nur noch vereinzelte Stimmen. Die große Mehrzahl der Pädagogen verlangt eine der besondern weiblichen Natur entsprechende Mädchenerziehung, wie schon zu Fichtes Zeit Karoline Rudolphi in ihrem „Gemälde weiblicher Erziehung“ gezeigt hatte.

Den Unterschied der Stände sucht in Übereinstimmung mit Fichte auch die heutige Pädagogik in der Erziehung zu verwischen durch das Streben nach einer allgemeinen Volksschule. Fichtes Mahnung, zur Versöhnung der Stände durch Unterricht beizutragen, verdienen heute angesichts der socialdemokratischen Bestrebungen besondere Beachtung.

Das Gymnasium hat Fichtes Ansichten lange unbeachtet gelassen und die Pädagogik als etwas behandelt, das nur der Volksschule nötig sei. Erst in den letzten Jahren hat man auch in den Kreisen der Gymnasiallehrer sich zu ernsterer Beschäftigung mit der Pädagogik gerührt. Fichte legt großen Wert auf die altklassische Bildung und würde bei dem seit Jahrzehnten bestehenden Kampf zwischen Gymnasium und Realschule wahrscheinlich für das erstere Partei ergreifen. Doch wollte er auch keine Vernachlässigung der realen Bildung. Auffallend ist, daß in seinen Besprechungen der Unterrichtsgegenstände der niedern Gelehrtenschule nirgends vom deutschen Sprachunterrichte die Rede ist.

Die Universitätsreform, wie Fichte sie gewollt, bleibt immer noch der Zukunft vorbehalten, wenn sie auch nicht in allen Einzelheiten der Verwirklichung wert erachtet wird. Doch bestehen heute schon für die meisten Wissenschaften neben den Vorlesungen noch „Übungen“, auch „Seminar“ oder „Privatissimum“ genannt, mit Fragen und Antworten und schriftlichen Arbeiten. Weitergehende Reformvorschläge, wie z. B. von Eduard v. Hartmann, können auch heute noch nicht durchdringen. Das theologische Studium wird man heute anders beurteilen, als Fichte, der die überraschende Entwicklung der wissenschaftlichen Theologie

in unserm Jahrhundert nicht voraussehen konnte. Doch sind auch in der neuesten Zeit Vorschläge zur Auflösung der theologischen Fakultät gemacht werden. Das Unwesen der Orden und Verbindungen, das Fichte so entschieden bekämpfte, blüht heute noch in der Gestalt von Corps, deren Mitglieder während der Studienzeit durch Mensuren sich auszuzeichnen suchen, im spätern Leben in gegenseitiger Unterstützung und Förderung ihr Fortkommen finden. Unsre Burschenschaften sind ursprünglich aus Fichtes Anregungen hervorgegangen und haben in der ersten Zeit ihres Bestehens gute Grundsätze gehabt; aber allmählich sind sie mehr und mehr der Nachahmung der Corps verfallen. Die in den letzten Jahren begründeten Reformvereine sind gewiß im Sinne Fichtes, müssen sich aber erst noch bewähren.

Am meisten ist Fichte von jeher angegriffen worden wegen seines Verlangens nach Ersatz der Familienerziehung durch Staatserziehung. Aber es ist zu bedenken, daß er nur vorübergehend und nur aus Not dieselbe wollte, weil er kein andres Mittel sah, dem geknechteten Volke wieder aufzuhelfen. Sobald die Nationalerziehung einige Zeit bestanden und die in derselben angeeignete Denkart die herrschende geworden sei, soll die Nationalerziehung wenigstens zum Teil wieder der Familie übergeben werden. Aber werden die in der Gemeinschaft, fern von der Familie Erzogenen dann auch Sinn für Familienleben haben? Das ist eine sehr wichtige Frage; denn auf der Familie beruht das Staatswohl, und wir glauben nicht, die Frage mit ja beantworten zu können. Wollte man sich aber auch in anbetracht des großen Zwecks über alle Bedenken hinwegsetzen, so wäre immer noch zu erwägen, ob denn die Fichteschen Erziehungsanstalten alles, was Fichte von ihnen verspricht, mit Sicherheit wirklich leisten würden? Wäre man dessen sicher, so wäre es Pflicht, die größten Opfer nicht zu scheuen. Schon jetzt erfordern die Schulen bedeutende Ausgaben, wieviel mehr, wenn die ganze Erziehung zur Staatsangelegenheit gemacht werden sollte! Die Zahl der Lehrer müßte eine viel größere sein, als jetzt; es könnten dann nicht 50 und 80 Schüler bei einem Lehrer vereinigt sein, wie jetzt. Wer würde sich aber dafür verbürgen, daß man mit einem

Schlage soviel Lehrer findet, die alle im Geiste der neuen Erziehung arbeiten? Hat man nicht auch mit der Massenerziehung in Waisenhäusern üble Erfahrung gemacht? Und wie schwer würde es sein, die Absonderung streng durchzuführen! Welche Aufsicht erforderte das! Ja wenn man die Erziehungsanstalten auf einsame Inseln verlegen könnte, dann ginge das schon eher. Welche Kosten würden aber die ersten Einrichtungen mit Anschaffung von Gebäuden, Geräten, Acker- und Gartenland verursachen! Fichte hat allerdings recht, wenn er sagt, daß die für die Erziehung aufgewandten Kosten auf andere Weise gespart werden, wenn die Erziehung gelingt (eine Wahrheit, die heute noch viel zu wenig anerkannt wird). Diese Ersparnis würde aber erst nach einer Reihe von Jahren eintreten. Und so müssen wir unterschreiben, was Platen 1818 sagte: „Diese Ideen bleiben leider ein Traum.“

Fichtes Gedanken über Staatserziehung erinnern an die alten Spartaner, bei denen die Jugend vom Staate und für den Staat erzogen wurde. Dort war die Staatserziehung noch möglich, weil sie nur die Söhne der herrschenden Klasse betraf und weil es nur darauf ankam, zur Tapferkeit und Klugheit zu erziehen, geistige und sittliche Bildung aber vernachlässigt wurde. Es wurden auch dort die Knaben erst mit dem siebenten Jahre den Staatspädagogen übergeben. Die Mädchen blieben überhaupt im Hause und hatten nur die Verpflichtung zu bestimmten körperlichen Übungen. Ebenso kann man an Platos Staatslehre denken, welche die Zwangserziehung des Staats vorschlug, um das Volk von den Schäden des peloponnesischen Kriegs zu heilen.

Die Unausführbarkeit seiner Erziehungsideen hat Fichte mit Rousseau gemeinsam, welchen Dr. Fröhlich dennoch mit Recht den „Vater der naturgemäßen Menschenerziehung“ und den „Gründer der neuern Pädagogik“ nennt. Wie Rousseau, verlangt auch Fichte die Absonderung der Zöglinge, die Begründung des Unterrichts auf Anschauung und Erfahrung, das Aufschieben des Lese-, Schreib- und Religionsunterrichts. Aber während Rousseau nur einen Zögling durch einen Hofmeister erziehen läßt, will Fichte größere Erziehungsanstalten mit vielen

Zöglingen gründen. Beide streben mit hohen Idealen über ihre Zeit hinaus, und es scheint fast, als ob gewaltige Neuerungen auf diesem Gebiete nicht aufgestellt werden könnten, ohne die Grenzen der Ausführungsmöglichkeit zu überschreiten. Auch Goethes pädagogische Provinz im „Wilhelm Meister“ ist niemals zur Wirklichkeit geworden.

Auf die Beziehungen zwischen Rousseau und Fichte hat Stoy i. J. 1850 aufmerksam gemacht. Er vergleicht mit beiden eine dritte Persönlichkeit, den französischen Socialisten Considerant, der nach seiner Flucht 1849 nach Texas ging und dort die Verwirklichung seines Staatsideals anstrebte, aber mit gescheiterten Hoffnungen 20 Jahre später zurückkehrte. Auch Fichtes Zukunftsstaat hat etwas Socialistisches an sich, freilich nicht im Sinne unsrer heutigen Socialdemokraten, denen es hauptsächlich darum zu thun ist, die Macht des Kapitals zu brechen und den Gewinn des Unternehmers den Arbeitern zuzuwenden, während Fichte die Herrschaft von Kunst und Wissenschaft als das letzte höchste Ziel im Staate betrachtet. Manchmal scheint es, als ob in unserm Jahrhundert die von Fichte vorgezeichnete Bahn, Bildung und Wissenschaft zu immer höherer Anerkennung zu bringen, verlassen würde. Im übrigen läßt sich nicht leugnen, daß wir jetzt schon viel Staatspädagogisches angenommen haben. Nicht nur, daß der Staat den Zwang der Schulpflicht eingeführt hat, er beherrscht auch durch die von ihm beaufsichtigten Schulen die gesamte intellektuelle Erziehung und hat für die gebildeten Stände noch besondern Einfluß durch Vorschriften über die zur Erreichung des Freiwilligenrechts und zur Erlangung von Staatsämtern erforderliche Bildung. Nur die sittliche Erziehung liegt noch im Wesentlichen in der Familie. Diese Doppelerziehung von Staat und Familie gereicht nicht immer zum Segen, da so oft Mißtrauen zwischen Haus und Schule das Erziehungswerk stört.

Sein Verhältnis zu Pestalozzi hat Fichte selbst dargelegt. Er empfiehlt dessen Methode für seine Erziehungsanstalten, verhehlt aber die Mängel derselben nicht, die ihm aus der ausschließlichen Bestimmung für arme und vernachlässigte Kinder hervorzugehen

scheinen. Er tadelt namentlich die Überschätzung des Lesens und Schreibens, hält viele Mütter nicht für geeignet zur Erziehung in Pestalozzis Sinn und hält es für einen Mißgriff, den Anschauungsunterricht mit dem Körper des Kindes zu beginnen. Auch Pestalozzi konnte zur genügenden praktischen Durchführung seiner Ansichten nicht gelangen.

Es bleibt uns nun noch übrig, Fichte mit seinem Schüler und in gewissem Sinne Nachfolger Herbart zu vergleichen. Es ist schon gesagt, daß Herbart Fichtes Vorlesungen in Jena gehört hat und daß sein philosophisches System aus dem Fichteschen hervorgegangen ist. Was Fichte das Ich nennt, ist bei Herbart das Reale. Aber während Fichte das empirische Ich (das Individuum) nur als eine Erscheinungsform des absoluten Ich gelten läßt, hält Herbart es für eine notwendige Eigenschaft des letztern, in vielen Individuen aufzutreten. In derselben Weise tritt wieder das einzelne Ich oder die Seele, die an sich einfach, ewig und unzerstörbar ist, als ein Komplex von vielen Empfindungen, Anschauungen, Vorstellungen, Gedanken, Gefühlen, Begierden, Trieben u. s. w. auf, welche alle hervorgerufen werden durch den Selbsterhaltungstrieb der Seele im Verhältnis zu andern Ich oder andern Realen. Das ist die Grundlage von Herbarts Psychologie, auf welche sich wiederum sein pädagogisches System stützt. In letzterm geht er davon aus, daß nicht, wie Fichte wollte, die Erziehung die Förderung der Aufgaben der Menschheit und des Staats zum Zweck haben darf, sondern vielmehr im Zögling selber der Zweck gegeben ist. Als diesen Zweck bezeichnet Herbart die Charakterstärke der Sittlichkeit, womit freilich nur in andrer Weise entwickelt und bezeichnet ist, was Fichte auch wollte. Was Fichte die Liebe nennt, die den Zögling zum Guten und zur Erkenntnis treibt, nennt Herbart das vielseitige, aber gleichschwebende **Interesse**, welches auf den Willen des Zöglings einwirkt. Doch hat Fichtes Liebe noch einen weitern Sinn, als Herbarts Interesse. Während Fichte aber die Freiheit und Selbstthätigkeit festhält und in der sittlichen Erziehung nur die Achtung und das gute Beispiel als fördernd gelten läßt, will Herbart

die schon vorhandene und ihrer Natur notwendig getreue Kraft des Zöglings in eine solche Lage setzen, daß sie die Erhebung zur selbstbewußten Persönlichkeit zuverlässig vollziehen muß. Der Fortschritt Herbarts gegen Fichte besteht also darin, daß er an der Hand der Psychologie die Methodik ausgebildet hat.

Diese Andeutungen mögen zur Beurteilung Fichtes genügen. Wenn sie den Leser zu weiterm Nachdenken veranlassen, so ist ihr Zweck erreicht.

Zweiter Teil.

Ausgewählte Abschnitte aus Fichtes Werken.

Vorbemerkungen von Dr. Färber.

Über Fichte als Schriftsteller äußert sich sein Sohn: „Überblicken wir diese Darstellungen (seiner philosophischen Lehren), wie sie, nach Form und Zweck verschieden, doch immer das gemeinschaftliche Ziel haben, in möglichster Schärfe und Klarheit sich mitzuteilen: so läßt sich hier schon ein gemeinsamer schriftstellerischer Grundcharakter in allen nicht verkennen. Die freie Rede, der mündliche Vortrag war die Form der Darstellung, zu welcher Fichte eigentlich geboren war. Mit welcher Lebendigkeit, mit welchem Eingehen in alle Seiten des Gegenstandes wie in alle Mißverständnisse des Schülers Fichte sowohl beim akademischen Vortrag, als im wissenschaftlichen Wechselgespräch sich bewegte, haben ihm Mitlebende bezeugt; auch fühlte er selbst sich vor allem glücklich in dieser Thätigkeit, in welcher seine Neigung wie sein Talent gleichmäßig sich begegneten. Und so glauben wir auch seine schriftstellerische Eigentümlichkeit am besten bezeichnen zu können gleichsam als den Stellvertreter mündlicher Mitteilung, als ein freies Gespräch mit dem Leser in allen den Wendungen und individuellen Beziehungen, auf die ein Lehrer Rücksicht nimmt, der in lebendigem Wechselverkehr mit seinen Schülern bleiben will. Wir wollen dafür nicht einmal an den äußern, gewiß nicht zufälligen Umstand erinnern, daß seine meisten Schriften in der Form von Vorlesungen wirklich abgefaßt oder wirklich daraus hervorgegangen sind; sondern noch mehr zeigt es das charakteristische Wesen ihrer Darstellung."

Fichte selbst schreibt in einem Briefe an Schiller über seine Darstellung: „Ich setze die Popularität vorzüglich in den Gang, den ich nehme. — Nachdem die streng philosophische Disposition fertig ist, mache ich mir nach ganz andern Grundsätzen den Entwurf der populären Behandlung, knüpfe an eine

sehr gemeine Erfahrung an und führe so den Faden, scheinbar nach der bloßen Ideenassociation, über die aber unsichtbar das System wacht, fort, bestimme nirgends schärfer, als vor der Hand nötig ist, bis zuletzt die scharfe Bestimmung sich von selbst ergiebt. — Der Anschein der Härte in meinem Periodenbau kommt größtenteils daher, daß die Leser nicht deklamieren können. Hören Sie mich gewisse meiner Perioden lesen, und ich hoffe, sie sollen ihre Härten verlieren. Aber Sie haben recht, unser Publikum kann einmal nicht deklamieren, und man thut besser, wie Lessing seine Maßregeln danach zu nehmen."

Bei der nachfolgenden Auswahl haben wir uns bemüht, nur solche Abschnitte zu nehmen, die leicht verständlich und für die Einführung in Fichtes Denkweise besonders geeignet sind. Es ließen sich aber mitunter schwerer verständliche Sätze des Zusammenhangs wegen nicht vermeiden. Man scheue die Mühe nicht, sie zweimal zu lesen, und wenn dann die Sache noch nicht ganz klar ist, lese man weiter .und kehre später noch einmal zum Unverstandenen zurück. Das pädagogische Material in Fichtes Werken ist ziemlich vollständig gegeben, soweit es in größern Abschnitten vorkommt. Einzelne Sätze pädagogischen Inhalts sind nicht aufgenommen, sondern in die Darstellung der pädagogischen Lehren verwebt. Der Text ist unverändert größtenteils nach den Ausgaben erster Hand. Bei den „Reden an die deutsche Nation" ist die Ausgabe von 1859 benutzt. Orthographie und Interpunktion sind unserm heutigen Gebrauch entsprechend geändert, letztere aber nur soweit, als keine Modifikation des Sinnes zu befürchten war. Fichte legte großen Wert auf die Interpunktion und verlangte von den Druckern, auch Unterschiede wie andre und andere, die er gebrauchte, nicht zu vernachlässigen.

I. Die sittliche Aufgabe des Menschen.

1.

Vorbemerkungen von Dr. Färber. — Nachfolgendes Stück ist entnommen aus der Schrift: „J. G. Fichtes Appellation an das Publikum über die durch ein Kurf. Sächs. Konfiskationsreskript ihm beigegebenen atheistischen Äußerungen. Eine Schrift, die man erst zu lesen bittet, ehe man sie konfisziert. Jena, 1799." Wie der Titel schon besagt, will Fichte damit die Entscheidung des Publikums anrufen, ob man ein Recht habe, ihn einen Gottesleugner zu nennen, wie das sächs. Konsistorium auf Grund eines „verrufenen" Aufsatzes von ihm im „Philosophischen Journal" gethan hatte. Der Zusatz zum Titel (vom Lesen und Konfiszieren) war nicht ohne Veranlassung. Es schien, daß das Konsistorium den Aufsatz Fichtes gar nicht gelesen hatte, sondern sein Verdammungsurteil lediglich auf Grund einer ohne

Namen veröffentlichten Anklageschrift abgegeben hatte. Die Verteidigungsschrift Fichtes faßt seine praktisch philosophischen Lehren in einer für das größere gebildete Publikum verständlichen Form zusammen. Der hier aufgenommene Abschnitt derselben (S. 24—38) erörtert zunächst die Frage, ob der Mensch das Wahre und Gute erkennen könne. Fichte erklärt, daß er durch sein System diese Frage bejaht habe. Man müsse nur nicht bei der Außenwelt stehen bleiben, sondern das Bewußtsein und die bestimmte menschliche Denkart untersuchen. Man finde dann zwar für das Denken selbst keine Grenze, wohl aber etwas Begrenzendes in unsrer Natur. Dieses Begrenzende, welches gewisse Erkenntnis giebt, wird dann näher dargelegt. In dem Gemüt des Menschen liegt die Sehnsucht nach Unvergänglichem, welche durch die Erfüllung der Pflicht gestillt wird. Die Pflicht treibt uns dazu, uns von der Sinnlichkeit zu befreien und die Vernunft allein in uns herrschen zu lassen. Zwar werden wir das niemals vollkommen erreichen; aber es soll doch der Zweck unsers ganzen Daseins und alles unsers Handelns sein. Was wir für diesen Zweck zu thun haben, lehrt uns die Stimme des Gewissens, und derjenige, welcher ihr folgt, gelangt in den Zustand der Selbstgenügsamkeit, welchen Fichte Seligkeit nennt. Durch die Erfüllung der Pflicht gelangen wir also zur Seligkeit, wobei der Erfolg unsers Handelns unwesentlich ist, es vielmehr lediglich darauf ankommt, aus welcher Gesinnung es geschieht.

Was ist wahr? was ist gut? — Die Beantwortung dieser Fragen, die jedes philosophische System beabsichtigen muß, ist auch das Ziel des meinigen. Dieses System behauptet zuvörderst gegen diejenigen, welche alles Gewisse in der menschlichen Erkenntnis leugnen, daß es etwas absolut Wahres und Gutes gebe. Es zeigt gegen diejenigen, welche unsre gesamte Erkenntnis aus der Beschaffenheit unabhängig von uns vorhandener Dinge erklären wollen, daß es nur insofern Dinge für uns giebt, als wir uns derselben bewußt sind, und wir sonach mit unsrer Erklärung des Bewußtseins zu den von uns unabhängig vorhandenen Dingen nie gelangen können. Es behauptet — und darin besteht sein Wesen — daß durch den Grundcharakter und die ursprüngliche Anlage der Menschheit überhaupt eine bestimmte Denkart festgesetzt sei, die zwar nicht notwendig bei jedem Einzelnen in der Wirklichkeit sich finde, auch sich ihm nicht andemonstrieren lasse, wohl aber einem jeden schlechterdings angemutet werden könne.

Es gebe etwas den freien Flug des Denkens Anhaltendes und Bindendes, bei welchem jeder Mensch sich beruhigen müsse; welches

in unsrer eigenen Natur, aber freilich außerhalb des Denkens selbst liege; indem was das letztere betrifft, dem Skepticismus die absolute Unaufhaltsamkeit der Spekulation durch ihre eigenen Gesetze vollkommen zuzugeben sei.

Jenes unser freies Denken Bindende, unsre Vorstellung in eine Erkenntnis Verwandelnde und durch das ganze Gebiet unsers Bewußtseins Gewißheit Verbreitende sucht unsere Philosophie und findet hierüber folgendes: Es drängt sich öfters unter den Geschäften und Freuden des Lebens aus der Brust eines jeden nur nicht ganz unedlen Menschen der Seufzer: unmöglich kann ein solches Leben meine wahre Bestimmung sein, es muß, o es muß noch einen ganz andern Zustand für mich geben. Ein heiliger Mann sagt dies mit besonderer Stärke: sogar die Kreatur möchte sich sehnen mit uns und seufzen immerdar, daß sie frei werde vom Dienste der Eitelkeit, dem sie unterworfen ist wider ihren Willen. Sage man es, wie man wolle, dieser Überdruß an dem Vergänglichen, dieses Sehnen nach einem Höhern, Bessern und Unvergänglichen liegt unaustilgbar im Gemüte des Menschen. Ebenso unaustilgbar ertönt in ihm die Stimme, daß etwas Pflicht sei und Schuldigkeit, und lediglich darum, weil es Schuldigkeit ist, gethan werden müsse. Ergehe es mir auch, wie es immer wolle, sagt dann der in sich zurückgetriebene Mensch, ich will meine Pflicht thun, um mir nichts vorzuwerfen zu haben. Durch diese Ansicht allein wird ihm das an sich zum Ekel gewordene menschliche Thun und Treiben wieder erträglich. Die Pflicht gebeut nun einmal, sagt er sich, daß ich dieses Leben fortführe und in ihm frisch und fröhlich vollbringe, was mir vor die Hand kommt; und so wenig Wert auch dieses Leben um sein selbst willen für mich hat, so soll es mir doch um der Pflicht willen heilig sein. Die Stimmung bei dem Bewußtsein des Vorsatzes, unsere Schuldigkeit zu thun, weil es Schuldigkeit ist, deutet uns jenes wunderbare Sehnen. Indem man die Pflicht schlechthin um ihrer selbst willen erfüllt, erhebt man sich über alle sinnliche Antriebe, Absichten und Endzwecke; man thut etwas, nicht damit dies oder jenes in der Welt erfolge, sondern bloß und lediglich, damit es selbst geschehe und der Stimme in unserm Innern Gehorsam geleistet werde. Durch dieses Bewußtsein

wird nun zwar jenes Sehnen nicht befriedigt, aber doch das schmerzhafte Gefühl, mit welchem es sich äußerte, gehoben; man erhält nicht Ausfüllung seines Strebens, aber doch Ruhe und innern Frieden. Jenes Sehnen heischt Befreiung von den Banden der Sinnlichkeit überhaupt, in unserm ganzen Zustande, von dem uns die Vollbringung der Pflicht in Rücksicht unsers Handelns wirklich befreit.

Durch jene Anlage in unserm Wesen eröffnet sich uns eine ganz neue Welt. Ohne dieselbe geht alles Dichten und Trachten des menschlichen Herzens lediglich auf sinnlichen Genuß, höchstens auf Herrschaft unsers unbedingten Eigenwillens; sonach immer auf etwas in der äußern Erfahrung Gegebenes und vom Zufall Abhängendes. Durch sie erhalten wir eine höhere Existenz, die von der ganzen Natur unabhängig und lediglich in uns selbst gegründet ist; durch sie kommen wir in eine Reihe hinein, die sehr schicklich eine übersinnliche genannt wird.

An jenes Bewußtsein nun, unsere Pflicht um ihrer selbst willen gethan zu haben, knüpft unmittelbar sich ein Neues an: die unerschütterliche Zuversicht, daß man durch Befreiung seines Willens von der Sinnlichkeit, der Befreiung von derselben in Absicht seines ganzen Zustandes wenigstens würdig werde, und daß, nachdem man nur gethan hat, was von uns abhing, das, was nicht in unsrer Gewalt steht, von selbst sich allmählich einfinden werde.

Dieses Bewußtsein einer höhern, über alle Sinnlichkeit erhabenen Bestimmung, eines absolut pflichtmäßigen, eines notwendigen Zusammenhangs der Erfüllung des letztern mit der Würdigkeit und der allmählichen Erreichung der erstern, welches jeder gebildete Mensch in sich finden wird, kann aus keiner Erfahrung hervorgehen; denn er erhebt uns ja über alle Erfahrung. Wir müssen es in unserm eigenen, von aller Erfahrung unabhängigen Wesen finden; wir müssen es unmittelbar dadurch wissen, daß wir von uns selbst wissen. Es ist so gewiß, als unser eigenes Dasein, und von nichts abhängig als von diesem Dasein selbst. Dieses Bewußtsein, welches in der Selbstbeobachtung gleichsam abgebrochen, jedes der genannten Stücke einzeln als ein besonderes Faktum, in uns vorkommt, wird durch mein System in einen notwendigen Zusammenhang gesetzt.

Es ist, zeigt dieses System, der zwar zu keiner Zeit zu erreichende, jedoch unaufhörlich zu befördernde Zweck unsers ganzen Daseins und alles unsers Handelns, daß das Vernunftwesen absolut und ganz frei, selbständig und unabhängig werde von allem, das nicht selbst Vernunft ist. Die Vernunft soll ihr selbst genügen. Diese unsre Bestimmung kündigt sich uns eben an durch jenes Sehnen, das durch kein endliches Gut zu befriedigen ist. Diesen Zweck sollen wir schlechthin, wenn wir uns selbst treu bleiben wollen, uns setzen. Was wir unsers Orts zu thun haben, um denselben zu befördern, und in wie weit seine Erreichung von uns abhängt, lehrt uns gleichfalls die unmittelbar gebietende, unaustilgbare und untrügliche innere Stimme des Gewissens. Das Gewissen ist es, das in jeder Lage des Lebens, wenn wir nur dasselbe befragen, uns entscheidend sagt, was in dieser Lage unsere Pflicht sei, das heißt, was wir in derselben zur Beförderung jenes Zwecks aller Vernunft beizutragen haben. Wir müssen schlechthin jenen Zweck wollen, dies ist die einige unabänderliche Bestimmung unsers Willens; — die besondere durch Zeit und Lage bestimmte Pflicht, ohnerachtet sie im gemeinen Bewußtsein als etwas Unmittelbares erscheint, wollen wir doch nur, wie sich bei einer gründlichen philosophischen Untersuchung des gesamten Bewußtseins ergiebt, als Teil und als Mittel jenes Endzwecks. — Hieraus erklärt sich auch die unerschütterliche Zuversicht dessen, der um des Gewissens willen recht thut, daß er der Erfüllung seines Zwecks sich annähere. Er fühlt unwiderstehlich, wenn er es sich auch nicht bis zum deutlichen Denken entwickeln sollte, daß jene Gesinnung eben die Bedingung und das Mittel sei zu seiner Befriedigung und Befreiung, und daß er durch dieselbe schon eintrete in die Reihe, die sein unaustilgbares Sehnen fordert. — Ich will jene absolute Selbstgenügsamkeit der Vernunft, jene gänzliche Befreiung von aller Abhängigkeit, S e l i g k e i t nennen, unter welchem Worte ich ausdrücklich das Beschriebene und schlechterdings nicht irgend einen Genuß, von welcher Art er auch sei, verstanden wissen will.

Und nun läßt der behauptete Zusammenhang sich so beschreiben: Ich will notwendig meine Seligkeit, nicht als einen Zustand des Genusses, sondern als den der mir zukommenden Würde, nicht weil

ich die Seligkeit begehre, sondern weil sie dem vernünftigen Wesen schlechterdings gebührt; und ich kann diese Forderung nicht aufgeben, ohne mich selbst, ohne mein wahres Sein aufzugeben und mich für einen leeren Schein und für ein Truggebilde zu halten. Als das einzige, aber untrügliche Mittel der Seligkeit zeigt mir mein Gewissen die Erfüllung der Pflicht; nicht, daß nur überhaupt das Pflichtmäßige geschehe, sondern daß es lediglich um der Pflicht willen geschehe. An dieser unmittelbar in meinem Innern aufgestellten Heilsordnung kann ich abermals nicht zweifeln, ohne mich selbst aufzugeben; ohnerachtet ich freilich nicht begreife, auch nicht zu begreifen bedarf, wie und auf welche Weise jene pflichtmäßige Gesinnung mich zu meinem notwendigen Zwecke führen möge. Kurz, es ist so, es ist schlechthin so, es ist ohne allen Beweis so; ich weiß es unmittelbar, so gewiß als ich irgend etwas weiß, und so gewiß als ich von mir selbst weiß. Es dringt sich mir auf der unerschütterliche Glaube, daß es eine Regel und feste Ordnung gebe — und ich Sterblicher bin wohl genötigt, das Übersinnliche durch Begriffe, die von der Sinnenwelt hergenommen sind, zu denken — daß es eine feste Ordnung gebe, nach welcher notwendig die reine moralische Denkart selig mache, so wie die sinnliche und fleischliche unausbleiblich um alle Seligkeit bringe; eine Ordnung, welche mir unerklärlich ist, und der mir allein bekannten Ordnung in der Sinnenwelt geradezu entgegen, — indem in der letzten der Erfolg davon abhängt, was geschieht, in der erstern davon, aus welcher Gesinnung es geschieht; eine Ordnung, in welcher alle sinnliche Wesen begriffen, auf die Moralität aller, und vermittelst derselben auf aller Seligkeit gerechnet ist; eine Ordnung, deren Glied ich selbst bin, und aus welcher hervorgeht, daß ich gerade an dieser Stelle in dem Systeme des Ganzen stehe, gerade in die Lage komme, in welcher es Pflicht wird, so oder so zu handeln, ohne Klügelei über die Folgen, indem gar nicht auf Folgen in der sichtbaren, sondern in der unsichtbaren und ewigen Welt gerechnet ist, welche, vermittelst jener Ordnung, zufolge des untrüglichen Ausspruchs in meinem Innern, nicht anders als selig sein können. „Indem ich jenen durch mein eigenes Wesen mir gesetzten Zweck (der Seligkeit) ergreife, — sage ich darüber in dem verrufenen

Aufsatze — und ihn zu dem meines wirklichen Handelns mache, setze ich zugleich die Ausführung desselben durch wirkliches Handeln, als möglich. Beide Sätze sind identisch; denn, ich setze mir etwas als Zweck vor, heißt: ich setze es in irgend einer zukünftigen Zeit als wirklich; in der Wirklichkeit aber wird die Möglichkeit notwendig mitgesetzt. Ich muß, wenn ich nicht mein eigenes Wesen verleugnen will, das Erste, die Ausführung jenes Zwecks mir vorsetzen; ich muß sonach auch das Zweite, seine Ausführbarkeit, annehmen: ja es ist eigentlich hier nicht ein Erstes und ein Zweites, sondern es ist absolut Eins; beides sind in der That nicht zwei Akte, sondern ein und eben derselbe unteilbare Akt des Gemüts."

2.

Vorbemerkung Dr. Färbers. — Nr. 2 bildet eine Ergänzung zu 1. Es ist entnommen aus dem „System der Sittenlehre nach den Principien der Wissenschaftslehre. Jena 1798" und zwar aus des dritten Hauptstücks (Sittenlehre im engern Sinn) erstem Abschnitt (von den formalen Bedingungen der Moralität unserer Handlungen). Es wird darin die Pflicht dargelegt, selbst an dem eignen Gewissen zu prüfen, ob ein Gebot für uns verbindlich ist.

Das Gewissen ist das unmittelbare Bewußtsein unserer bestimmten Pflicht. Der Mensch muß um des Gewissens willen selbst urteilen, das Urteil an sein eigenes Gefühl halten; außerdem handelt er unmoralisch und gewissenlos. Es giebt sonach schlechterdings keinen äußern Grund und kein äußeres Kriterium der Verbindlichkeit eines Sittengebots. Kein Gebot, kein Ausspruch, und wenn er für einen göttlichen ausgegeben würde, ist unbedingt, weil er da oder dort steht, von diesem oder jenem vorgetragen wird, verbindlich; er ist es nur unter der Bedingung, daß er durch unser eigenes Gewissen bestätigt werde, und nur aus dem Grunde, weil er dadurch bestätigt wird; es ist absolute Pflicht, ihn nicht ohne eigene Untersuchung anzunehmen, sondern ihn erst an seinem eigenen Gewissen zu prüfen, und es ist absolut gewissenlos, diese Prüfung zu unterlassen. Gegen diesen kategorischen und ohne Ausnahme giltigen Ausspruch der Vernunft läßt sich schlechterdings nichts vorbringen; und alle Ausflüchte

und Ausnahmen und Modifikationen desselben sind geradezu abzuweisen. Es ist nicht verstattet, zu sagen: dies und dies habe ich wahr befunden, mithin wird etwas anderes, das etwa an dem gleichen Orte vorkommt, auch wahr sein. Das erste und zweite ist wahr, weil es für wahr befunden ist, nicht weil es an diesem Orte vorkommt; und es ist gewissenlose Unbesorgtheit, auf die Gefahr hin, daß das dritte doch falsch sein könnte, es mit demselben zu wagen. Was nicht aus dem Glauben, aus Bestätigung an unserm eigenen Gewissen hervorgeht, ist absolut Sünde.

3.

Vorbemerkung Dr. Färbers. — Dies Stück ist aus demselben Abschnitt der Sittenlehre, wie das vorige, genommen und zwar aus § 16: „Über die Ursache des Bösen im endlichen vernünftigen Wesen.“ Als Grundübel des natürlichen Menschen, der sich von seinen Trieben leiten läßt, bezeichnet Fichte Trägheit, Feigheit und Falschheit bei der Mehrzahl, Übermut und Herrschsucht bei der Minderheit. Nur mit Hilfe des Verstandes und guter Vorbilder kann sich der Mensch diesen Lastern entreißen.

Trägheit, die durch lange Gewohnheit sich selbst ins unendliche reproduziert und bald gänzliches Unvermögen zum Guten wird, ist das wahre, angeborne, in der menschlichen Natur selbst liegende radikale Übel, welches sich aus derselben auch gar wohl erklären läßt. Der Mensch ist von Natur faul, sagt Kant sehr richtig.

So allein läßt sich eine allgemeine Erscheinung in der Menschheit erklären, die über alles menschliche Handeln sich erstreckt: die Möglichkeit der Angewöhnung und der Hang, bei dem Gewohnten zu bleiben. Jeder Mensch, selbst der kräftigste und thätigste, hat seinen Schlendrian, wenn man uns erlaubt, uns dieses niedrigen, aber sehr bezeichnenden Ausdrucks zu bedienen, und wird lebenslänglich gegen ihn zu kämpfen haben. Dies ist die Kraft der Trägheit unsrer Natur. Selbst die Regelmäßigkeit und Ordnung der meisten Menschen ist nichts anders, als jener Hang zur Ruhe und zum Gewohnten. Es kostet stets Mühe sich loszureißen. Gelingt es auch einmal, und dauert die erhaltene Erschütterung in einigen Nachklängen fort, so verfällt doch der Mensch, sobald er auf-

hört über sich selbst zu wachen, gar bald wieder in die gewohnte Trägheit zurück.

Aus dieser Trägheit entspringt zunächst Feigheit, das zweite Grundlaster der Menschen. Feigheit ist die Trägheit, in der Wechselwirkung mit andern unsere Freiheit und Selbständigkeit zu behaupten. Jeder hat Mut genug gegen denjenigen, von dessen Schwäche er schon entschieden überzeugt ist; hat er aber diese Überzeugung nicht, bekommt er mit einem zu thun, in welchem er mehr Stärke — sie sei, von welcher Art sie wolle — vermutet, als in sich selbst, so erschrickt er vor der Kraftanwendung, die es bedürfen werde, seine Selbständigkeit zu behaupten, und giebt nach. — Nur so ist die Sklaverei unter den Menschen, die physische sowohl als die moralische, zu erklären; die Unterthänigkeit und die Nachbeterei. Ich erschrecke vor der körperlichen Anstrengung des Widerstandes und unterwerfe meinen Leib; ich erschrecke vor der Mühe des Selbstdenkens, die mir jemand durch Anmutung kühner und verwickelter Behauptungen anträgt, und glaube lieber seiner Autorität, um nur schnell seiner Anforderungen mich zu entledigen.

Es giebt immer Menschen, die da herrschen wollen. Diese sind die wenigern und die stärkern. Sie haben einen rüstigen und kühnen Charakter. Wie kommt es doch, daß die Einzelnen, die vereint stärker sein würden, sich jenen unterwerfen? So geht es zu. Die Mühe, die ihnen der Widerstand machen würde, fällt ihnen schmerzhafter, als die Sklaverei, der sie sich unterwerfen und in der sie es auszuhalten hoffen. Die mindeste Kraftäußerung ist dem gewöhnlichen Menschen weit schmerzhafter, als tausendfaches Leiden, und er mag lieber alles erdulden, als einmal handeln. Bei jenem bleibt er doch in Ruhe und gewöhnt sich daran. So tröstete jener Matrose sich lieber mit der Hoffnung, daß er es in der Hölle werde aushalten können, als daß er in diesem Leben sich gebessert hätte. Dort sollte er nur leiden; hier hätte er thun müssen.

Der Feige tröstet bei dieser Unterwerfung, die ihm doch nicht von Herzen geht, sich besonders der List und des Betrugs; denn das dritte Grundlaster der Menschen, das aus der Feigheit natürlich

entsteht, ist die Falschheit. Der Mensch kann seine Selbstheit nicht so ganz verleugnen und einem andern aufopfern, wie er wohl etwa vorgiebt, um der Mühe, sie im offnen Kampfe zu verteidigen, überhoben zu sein. Er sagt dies daher nur so, um sich seine Gelegenheit besser zu ersehen und seinen Unterdrücker dann zu bekämpfen, wenn die Aufmerksamkeit desselben nicht mehr auf ihn gerichtet sein wird. Alle Falschheit, alles Lügen, alle Tücke und Hinterlist kommt daher, weil es Unterdrücker giebt, und jeder, der andere unterjocht, muß sich darauf gefaßt halten. — Nur der Feige ist falsch. Der Mutige lügt nicht und ist nicht falsch: aus Stolz und Charakterstärke, wenn es nicht aus Tugend ist.

Dies ist das Bild des gewöhnlichen natürlichen Menschen. Des gewöhnlichen sage ich; denn der außergewöhnliche und von der Natur vorzüglich begünstigte hat einen rüstigen Charakter, ohne in moralischer Rücksicht im mindesten besser zu sein. Er ist weder träge, noch feig, noch falsch, aber er tritt übermütig alles um sich herum nieder und wird Herr und Unterdrücker derer, die gern Sklaven sind.

Wie soll nun bei dieser eingewurzelten Trägheit, welche gerade die einzige Kraft lähmt, durch die der Mensch sich helfen soll, ihm geholfen werden? — Was fehlt ihm eigentlich? Nicht die Kraft. Diese hat er wohl, aber das Bewußtsein derselben und der Antrieb, sie zu gebrauchen. Dieser kann nicht von innen kommen, aus den angeführten Gründen. Soll er nicht durch ein Wunder entstehen, sondern auf natürlichem Wege, so muß er von außen kommen.

Er könnte ihm nur durch den Verstand kommen und das gesamte theoretische Vermögen, welches allerdings gebildet werden kann. Das Individuum müßte sich selbst in seiner verächtlichen Gestalt erblicken und Abscheu für sich empfinden: es müßte Muster erblicken, die ihn emporhöben und ihm ein Bild zeigten, wie er sein sollte, ihm Achtung und mit ihr die Lust einflößten, dieser Achtung sich selbst auch würdig zu machen. Einen andern Weg der Bildung giebt es nicht. Dieser giebt das, was da fehlt, Bewußtsein und Antrieb. Die Besserung und Erhebung aber hängt immerfort, wie sich versteht, ab von der eigenen Freiheit; wer diese eigene Freiheit auch dann noch nicht braucht, dem ist nicht zu helfen.

4.

Vorbemerkung Dr. Färbers. — Hiermit geben wir ein Beispiel, welches uns zeigt, wie strenge sittliche Forderungen Fichte stellt. Es ist entnommen aus der „Sittenlehre“ und zwar dem Abschnitt, welcher eine „Übersicht der allgemeinen unmittelbaren Pflichten“ giebt (S. 386—9), und handelt von der Notlüge. Fichte verwirft dieselbe entschieden und weist nach, daß sie nur aus Selbstsucht und Feigheit hervorgehe.

Die Verteidigung der Notlüge oder überhaupt der Lüge um irgend eines guten Zweckes willen ist ohne Zweifel das Widersinnigste und zugleich das Verkehrteste, was je unter Menschen erhört worden. Sie ist das Widersinnigste. Du sagst mir, daß du dich überzeugt habest, die Notlüge sei erlaubt. Wenn ich dir dies glauben soll, so muß ich dir es auch zugleich nicht glauben: denn ich kann nicht wissen, ob du nicht, eben indem du das sagst, um irgend eines löblichen Zwecks willen — wer mag alle deine Zwecke kennen? — von deiner Maxime gegen mich Gebrauch machst, und ob nicht deine Versicherung, daß du die Notlüge für erlaubt haltest, selbst eine Notlüge ist. Wer eine solche Maxime wirklich hätte, der könnte weder sagen wollen, daß er sie habe, noch sie zur Maxime anderer machen wollen; er müßte sie sorgfältig in sich verschließen und nur für sich selbst zu behalten wünschen. Mitgeteilt vernichtet sie sich selbst. Von wem bekannt ist, daß er sie hat, dem kann vernünftigerweise kein Mensch mehr glauben; denn keiner kann die geheimen Zwecke desselben wissen und beurteilen, ob er sich nicht etwa im Falle der erlaubten Lüge befinde; glaubt ihnen aber keiner, so wird keiner durch ihn belogen. Nun ist es ohne Zweifel reiner Unsinn, Glauben für etwas zu fordern, das, wenn es geglaubt wird, sich selbst aufhebt.

Die Verteidigung der Notlüge ist ferner das Verkehrteste, was unter Menschen möglich ist; der Verteidiger deckt dadurch seine in Grund und Boden verdorbene Denkart auf. Daß euch die Lüge als ein mögliches Auskunftsmittel aus gewissen Verlegenheiten auch nur eingefallen ist, und ihr nun ernstlich beratschlagen könnt, ob man sich nicht derselben bedienen dürfe, ist der wahre Sitz eurer

Verkehrtheit. In der Natur liegt kein Trieb zur Lüge; diese geht geradeswegs auf den Genuß los; die sittliche Denkart kennt die Lüge nicht; es bedarf zu diesem Gedanken eines positiven Bösen, eines bedachten Nachforschens nach einem krummen Wege, um den sich uns darbietenden geraden nicht zu gehen. Dem ehrlichen Manne fällt dieses Auskunftsmittel gar nicht ein, und bloß durch ihn würde der Begriff der Lüge gar nicht in das System der menschlichen Begriffe, noch die Untersuchung über die Moralität der Notlüge in die Sittenlehre gekommen sein.

Das gewöhnliche Beispiel der Schule kann unsere Gedanken klarer machen. Ein von seinem Feinde mit entblößtem Degen verfolgter Mensch verbirgt sich in eurer Gegenwart. Sein Feind kommt an und fragt euch, wo er sei. Sagt ihr die Wahrheit, so wird ein Unschuldiger ermordet; — ihr müßt sonach in diesem Falle lügen, folgern einige. Wie kommen doch diese schnellen Folgerer über so vieles Mögliche, was auf dem geraden Wege noch vor ihnen liegt, hinüber auf den krummen Weg? Zuvörderst, warum solltet ihr denn auf die Frage entweder die Wahrheit, oder eine Lüge sagen? Warum nicht das dritte, in der Mitte Liegende: daß ihr ihm keine Antwort schuldig seid, daß er einen sehr bösen Vorsatz zu haben scheine, daß ihr ihm ratet, denselben in der Güte aufzugeben, daß ihr außerdem die Partei des Verfolgten ergreifen und denselben mit Gefahr eures eigenen Lebens verteidigen werdet — welches letztere ohnedies eure absolute Schuldigkeit ist. — Aber dann würde seine Wut sich gegen euch selbst wenden, fahrt ihr fort. Wie mag es doch kommen, ich bitte euch, daß ihr nur diesen einen Fall in die Rechnung bringt, da doch ein zweiter, daß ein Gegner, durch die Gerechtigkeit und die Kühnheit eures Widerstandes betroffen, von der Verfolgung seines Feindes abstehe, kühler werde und mit sich unterhandeln lasse, auch unter die Möglichkeiten gehört? Aber es sei, daß er über euch selbst herfalle. Warum wollt ihr denn das absolut vermeiden? Es war ja ohnedies eure Schuldigkeit, den Verfolgten mit eurer eigenen Brust zu decken; denn sobald ein Menschenleben in Gefahr ist, habt ihr nicht mehr das Recht, auf die Sicherheit eures eigenen zu denken. Es ergiebt sich sonach schon hier klärlich, daß der nächste Zweck eurer

Lüge gar nicht der war, das Leben des Nächsten zu retten, sondern nur der, selbst mit heiler Haut davon zu kommen; und überdies war eure Gefahr nicht einmal wirklich, sondern nur einer von den beiden möglichen Fällen. Ihr wolltet sonach lügen, bloß um der entfernten Möglichkeit, zu Schaden zu kommen, auszuweichen. — Also er falle über euch her! Seid ihr denn nun durch diesen bloßen Anfall schon überwältigt, wie ihr abermals mit Übergehung der möglichen übrigen Fälle annehmt? Der zuerst Verfolgte hat eurer Voraussetzung nach sich in der Nähe verborgen; jetzt seid ihr in Gefahr, und es ist ihm allgemeine Pflicht, und jetzt noch besondere Pflicht der Dankbarkeit, zu eurem Beistande herbeizueilen. Woher mögt ihr doch die entschiedene Voraussetzung schöpfen, daß er das nicht thun werde? Oder gesetzt, er käme euch nicht zu Hilfe, so habt ihr durch euren Widerstand Zeit gewonnen, und es können von ohngefähr andere kommen, die euch beistehen. Endlich wenn von allem diesem nichts geschähe, und ihr allein kämpfen müßtet, woher seid ihr doch eurer Niederlage so sicher? Rechnet ihr denn gar nicht auf die Kraft, welche der feste Entschluß, schlechthin nichts Unrechtes zu dulden, und der Enthusiasmus für eine gute Sache selbst eurem Körper geben wird, noch auf die Schwäche, welche Verwirrung und Bewußtsein seiner Ungerechtigkeit über euern Gegner verbreiten muß? — Im schlimmsten Falle könnt ihr nichts weiter, als sterben; nachdem ihr aber tot seid, ist es nicht mehr eure Sache, das Leben des Angegriffenen zu schützen; und zugleich seid ihr dadurch vor der Gefahr der Lüge gerettet. Also der Tod geht der Lüge vorher, und zur Lüge kommt es nie. Ihr hebt dabei an, weil ihr nur ein Auge für das Krumme habt, und der gerade Weg für euch gar nicht vorhanden ist.

II. Die Bestimmung des Menschen.

1.

Vorbemerkung Dr. Färbers. — Dieses Stück bildet die Einleitung zu dem Werke „Die Bestimmung des Menschen. Dargestellt von Johann Gottlieb Fichte. Berlin 1800.“ Fichte redet darin in der ersten Person, meint aber trotzdem sich nicht selbst, sondern wünscht, daß sein Leser

sich darunter verstehe, sich die aufgeworfenen Fragen vorlege und zu beantworten suche. Zunächst wird die Selbstgenügsamkeit eines Menschen dargestellt, welcher die ihn umgebende Außenwelt und deren Zusammenhang hinreichend glaubt erforscht zu haben. Auf die Frage aber nach seiner eigenen Bestimmung muß er gestehen, immer nur nachgesprochen zu haben, was man ihm vor langer Zeit vorgesprochen hat. Er kommt jetzt zu dem Entschlusse, selbst zu untersuchen und unbefangen zu prüfen, um zur Gewißheit zu gelangen.

So wohl glaube ich nunmehr einen guten Teil der Welt, die mich umgiebt, zu kennen, und ich habe in der That Mühe und Sorgfalt genug darauf verwendet. Nur der übereinstimmenden Aussage meiner Sinne, nur der beständigen Erfahrung habe ich Glauben zugestellt; ich habe betastet, was ich erblickt, ich habe zerlegt, was ich betastet hatte; ich habe meine Beobachtungen wiederholt und mehrmals wiederholt; ich habe die verschiedenen Erscheinungen untereinander verglichen; und nur, nachdem ich ihren genauen Zusammenhang einsah, nachdem ich eine aus der andern erklären und ableiten und den Erfolg im voraus berechnen konnte und die Wahrnehmung des Erfolgs meiner Berechnung entsprach, habe ich mich beruhigt. Dafür bin ich nun auch der Richtigkeit dieses Teils meiner Erkenntnisse so sicher, als meines eigenen Daseins, schreite mit festem Tritte in der mir bekannten Sphäre meiner Welt einher und wage in jedem Augenblicke Dasein und Wohlsein auf die Untrüglichkeit meiner Überzeugungen.

Aber, — was bin ich selbst, und was ist meine Bestimmung? Überflüssige Frage! Es ist schon lange her, daß meine Belehrung über diesen Gegenstand geschlossen ist, und es würde Zeit erfordern, um alles das, was ich ausführlich gehört, gelernt, geglaubt habe, mir zu wiederholen.

Und auf welchem Wege bin ich denn zu diesen Kenntnissen gelangt, welche zu besitzen ich mich dunkel erinnere? Habe ich, getrieben durch eine brennende Wißbegier, mich hindurch gearbeitet durch Ungewißheit, durch Zweifel und Widersprüche? Habe ich, sowie etwas Glaubliches sich mir darbot, meinen Beifall aufgehalten, das Wahrscheinliche geprüft und wieder geprüft und geläutert und verglichen, — bis eine innere Stimme unverkennbar und unwiderstehlich mir

zurief: So, nur so ist's, so wahr du lebest und bist? — Nein, ich erinnere mich keines solchen Zustandes. Jene Belehrungen wurden mir entgegen gebracht, ehe ich ihrer begehrte; es wurde mir geantwortet, ehe ich die Frage aufgeworfen hatte. Ich hörte zu, weil ich es nicht vermeiden konnte; es blieb in meinem Gedächtnisse hängen, soviel als der Zufall fügte; ohne Prüfung und ohne Teilnahme ließ ich alles an seinen Ort gestellt sein.

Wie könnte ich sonach mich überreden, daß ich in der That Erkenntnisse über diesen Gegenstand des Nachdenkens besitze? Wenn ich nur dasjenige weiß und von ihm überzeugt bin, was ich selbst gefunden, — nur dasjenige wirklich kenne, was ich selbst erfahren habe, so kann ich in der That nicht sagen, daß ich über meine Bestimmung das Geringste wisse; ich weiß bloß, was andere darüber zu wissen behaupten; und das einzige, was ich hierin wirklich versichern kann, ist dies, daß ich so oder so über diese Gegenstände sprechen gehört.

Ich habe sonach bisher, indes ich mit genauer Sorgfalt das Minderwichtige selbst untersuchte, in Ansehung des Wichtigsten auf die Treue und die Sorgfalt Fremder mich verlassen. Ich habe andern eine Teilnahme für die höchsten Angelegenheiten der Menschheit, einen Ernst, eine Genauigkeit zugetraut, die ich in mir selbst keineswegs gefunden hatte. Ich habe sie unbeschreiblich höher geachtet, als mich selbst. —

Was sie etwa Wahres wissen, woher können sie es wissen, außer durch eigenes Nachdenken? Und warum sollte ich durch dasselbe Nachdenken nicht dieselbe Wahrheit finden, da ich eben so viel bin als sie? Wie sehr habe ich bisher mich selbst herabgesetzt und verachtet!

Ich will, daß es nicht länger so sei! Mit diesem Augenblicke will ich in meine Rechte eintreten und Besitz nehmen von der mir gebührenden Würde. Alles Fremde sei aufgegeben. Ich will selbst untersuchen. Sei es, daß geheime Wünsche, wie die Untersuchung endigen möge, daß eine vorliebende Neigung für gewisse Behauptungen in mir sich rege; ich vergesse und verleugne sie, und ich werde ihr keinen Einfluß auf die Richtung meiner Gedanken verstatten. Ich will mit Strenge und Sorgfalt zu Werke gehen, ich will mir alles

aufrichtig bekennen. — Was ich als Wahrheit finde, wie es auch immer laute, soll mir willkommen sein. Ich will wissen. Mit derselben Sicherheit, mit welcher ich darauf rechne, daß dieser Boden mich tragen wird, wenn ich darauf trete, daß dieses Feuer mich verbrennen würde, wenn ich mich ihm näherte, will ich darauf rechnen können, was ich selbst bin und was ich sein werde. Und sollte man etwa dies nicht können, so will ich wenigstens das wissen, daß man es nicht kann: und selbst diesem Ausgange der Untersuchung will ich mich unterwerfen, wenn er sich mir als Wahrheit entdeckt. — Ich eile meine Aufgabe zu lösen.

2.

Vorbemerkung Dr. Färbers. — Wir geben nachfolgendes Stück als Probe, wie Fichte sich das Nachdenken des Menschen über sich selbst, das er in 1 gefordert hat, vorstellt. Es findet sich Seite 26—34 der „Bestimmung des Menschen“ in dem ersten Teile des Buchs, welcher „Zweifel“ überschrieben ist. Nachdem Fichte zuerst von der Natur im allgemeinen und den in ihr wirksamen Kräften gesprochen hat, geht er in unserm Abschnitt zur Betrachtung des Menschen selbst und dessen Abhängigkeit von der Natur über.

Ich selbst mit allem, was ich mein nenne, bin ein Glied in dieser Kette der strengen Naturnotwendigkeit. Es war eine Zeit, — so sagen mir andere, die in dieser Zeit lebten, und ich selbst bin durch Folgerungen genötigt, eine solche Zeit, deren ich nicht unmittelbar mir bewußt bin, anzunehmen — es war eine Zeit, in der ich nicht war, und ein Moment, in welchem ich entstand. Ich war nur für andere, noch nicht für mich. Seitdem hat allmählich mein Selbstbewußtsein sich entwickelt, und ich habe in mir gewisse Fähigkeiten und Anlagen, Bedürfnisse und natürliche Begierden gefunden. — Ich bin ein bestimmtes Wesen, das zu irgend einer Zeit entstanden ist.

Ich bin nicht durch mich selbst entstanden. Es wäre die höchste Ungereimtheit, anzunehmen, daß ich gewesen sei, ehe ich war, um mich selbst zum Dasein zu bringen. Ich bin durch eine andere Kraft außer mir wirklich worden. Und durch welche wohl, als durch die allgemeine Naturkraft, da ich ja ein Teil der Natur bin? Die Zeit

meines Entstehens und die Eigenschaften, mit denen ich entstand, waren durch diese allgemeine Naturkraft bestimmt, und alle die Gestalten, unter denen sich diese mir angebornen Grundeigenschaften seitdem geäußert haben und äußern werden, solange ich sein werde, sind durch dieselbe Naturkraft bestimmt. Es war unmöglich, daß statt meiner ein anderer entstände; es ist unmöglich, daß dieser nunmehr Entstandene in irgend einem Momente seines Daseins anders sei, als er ist und sein wird.

Daß meine Zustände nun eben von Bewußtsein begleitet werden, und einige derselben, — Gedanken, Entschließungen nud dergleichen — sogar nichts anders zu sein scheinen, als Bestimmungen eines bloßen Bewußtseins, darf mich in meinen Folgerungen nicht irre machen. Es ist die Naturbestimmung der Pflanze, sich regelmäßig auszubilden, die des Tiers, sich zweckmäßig zu bewegen, die des Menschen, zu denken. Warum sollte ich Anstand nehmen, das letzte ebenso für die Äußerung einer ursprünglichen Naturkraft anzuerkennen, als das erste und zweite? Nichts, als das Erstaunen könnte mich daran verhindern; indem das Denken allerdings eine weit höhere und künstlichere Naturwirkung ist, als die Bildung der Pflanzen oder die eigentümliche Bewegung der Tiere; aber wie könnte ich jenem Affekte Einfluß verstatten auf eine ruhige Untersuchung? Erklären kann ich freilich nicht, wie die Naturkraft den Gedanken hervorbringe; aber kann ich denn besser erklären, wie sie die Bildung einer Pflanze, die Bewegung eines Tiers hervorbringe? Aus bloßer Zusammensetzung der Materie das Denken abzuleiten, — auf dieses verkehrte Unternehmen werde ich freilich nicht verfallen; könnte ich denn daraus auch nur die Bildung des einfachsten Mooses erklären? — Jene ursprünglichen Naturkräfte sollen überhaupt nicht erklärt werden, noch können sie erklärt werden; denn sie selbst sind es, aus denen alles Erklärbare zu erklären ist. Das Denken ist nun einmal, es ist schlechthin, so wie die Bildungskraft der Natur nun einmal ist, auch schlechthin ist: es ist in der Natur; denn das Denkende entsteht und entwickelt sich nach Naturgesetzen, es ist sonach durch die Natur. Es giebt eine ursprüngliche Denkkraft in der Natur, wie es eine ursprüngliche Bildungskraft giebt.

Diese ursprüngliche Denkkraft des Universum schreitet fort und entwickelt sich in allen möglichen Bestimmungen, deren sie fähig ist, sowie die übrigen ursprünglichen Naturkräfte fortschreiten und alle möglichen Gestalten annehmen. Ich bin eine besondere Bestimmung der bildenden Kraft, wie die Pflanze; eine besondere Bestimmung der eigentümlichen Bewegungskraft, wie das Tier, und überdies noch eine Bestimmung der Denkkraft; und die Vereinigung dieser drei Grundkräfte zu Einer Kraft, zu Einer harmonischen Entwicklung macht das unterscheidende Kennzeichen meiner Gattung aus, sowie es die Unterscheidung der Pflanzengattung ausmacht, lediglich Bestimmung der bildenden Kraft zu sein.

Gestalt, eigentümliche Bewegung, Gedanken in mir hängen nicht etwa voneinander ab und folgen auseinander, so daß ich meine und mit ihr die mich umgebenden Gestalten und Bewegungen so dächte, weil sie so sind, oder daß umgekehrt sie so würden, weil ich sie so dächte, sondern sie sind allzumal und unmittelbar die harmonierenden Entwicklungen einer und derselben Kraft, deren Äußerung notwendig zu einem mit sich innig zusammenstimmenden Wesen meiner Gattung wird, und die man menschenbildende Kraft nennen könnte. Es entsteht in mir ein Gedanke schlechthin und eben so schlechthin die ihm entsprechende Gestalt und eben so schlechthin die beiden entsprechende Bewegung. Ich bin nicht, was ich bin, weil ich es denke oder will; noch denke oder will ich es, weil ich es bin, sondern ich bin und denke, — beides schlechthin; beides aber stimmt aus einem höhern Grunde zusammen.

So gewiß jene ursprünglichen Naturkräfte etwas für sich sind und ihre eignen innern Gesetze und Zwecke haben, so gewiß müssen die einmal zur Wirklichkeit gekommnen Äußerungen derselben, falls nur die Kraft sich selbst überlassen bleibt und nicht durch eine fremde ihr überlegne unterdrückt wird, eine Zeitlang dauern und einen gewissen Umfang von Verwandlungen beschreiben. Was in demselben Augenblicke verschwindet, da es entstand, ist gewiß nicht Äußerung einer Grundkraft, sondern nur Folge von der Zusammenwirkung mehrerer Kräfte. Die Pflanze, eine besondere Bestimmung der bildenden Naturkraft, geht sich selbst überlassen von ihrem ersten

Entkeimen bis zur Reife des Samens. Der Mensch, eine besondere Bestimmung aller Naturkräfte in ihrer Vereinigung, geht sich selbst überlassen von der Geburt fort zum Tode vor Alter. Daher die Lebensdauer der Pflanze wie des Menschen und die verschiedenen Bestimmungen dieses ihres Lebens.

Diese Gestalt, diese eigentümliche Bewegung, dieses Denken, in Harmonie miteinander, — diese Fortdauer aller jener wesentlichen Eigenschaften unter mancherlei außerwesentlichen Verwandlungen kommen mir zu, in wiefern ich ein Wesen meiner Gattung bin. — Aber die menschenbildende Naturkraft hat sich schon dargestellt, ehe ich entstand, unter mancherlei äußern Bedingungen und Umständen. Diese äußern Umstände sind es, welche die besondere Weise ihrer gegenwärtigen Wirksamkeit bestimmen, in denen sonach der Grund liegt, daß gerade ein solches Individuum meiner Gattung wirklich wird. Dieselben Umstände können nie zurückkehren, weil dann das Natur-Ganze selbst zurückkehren und zwei Naturen statt einer entstehen würden: es können daher diejenigen Individuen nie wieder wirklich werden, die es schon einmal waren. — Ferner, die menschenbildende Naturkraft stellt sich dar in derselben Zeit, da auch ich bin, unter allen in dieser Zeit möglichen Umständen. Keine Vereinigung solcher Umstände ist derjenigen ganz gleich, durch welche ich wirklich wurde, wenn nicht das Ganze sich in zwei vollkommen gleiche und untereinander nicht zusammenhängende Welten teilen soll. Es können zu derselben Zeit nicht zwei vollkommen gleiche Individuen wirklich sein. Dadurch ist denn bestimmt, was ich, diese bestimmte Person, sein mußte, und das Gesetz, nach welchem ich der wurde, der ich bin, ist im allgemeinen gefunden. Ich bin dasjenige, was die menschenbildende Kraft, — nachdem sie gewesen ist, was sie war — nachdem sie noch außer mir ist, was sie ist, — nachdem sie in diesem bestimmten Verhältnisse zu andern ihr widerstreitenden Naturkräften sich befindet — werden konnte, und, weil in ihr selbst kein Grund liegen kann, sich zu beschränken, da sie es konnte, notwendig werden mußte. Ich bin, der ich bin, weil in diesem Zusammenhang des Naturganzen mir ein solcher und schlechthin kein anderer möglich war, und ein Geist, der das Innere der Natur vollkommen übersähe,

würde aus der Erkenntnis eines einzigen Menschen bestimmt angeben können, welche Menschen von jeher gewesen, und welche zu jeder Zeit sein würden; in Einer Person würde er alle wirklichen Personen erkennen. Dieser mein Zusammenhang mit dem Naturganzen ist es denn, der da bestimmt alles, was ich war, was ich bin, und was ich sein werde; und derselbe Geist würde aus jedem möglichen Momente meines Daseins unfehlbar folgern können, was ich nach demselben sein werde. Alles, was ich je bin und werde, bin ich und werde ich schlechthin notwendig, und es ist unmöglich, daß ich etwas anderes sei.

3.

Vorbemerkung Dr. Färbers. — Im Nachfolgenden zeigen wir, wie Fichte sich den Staat einer fernen Zukunft denkt. Wenn das Maß der Unterdrückung voll geworden, werden die Unterdrückten sich gegen ihre Peiniger erheben und dem Staate eine neue Verfassung mit Anerkennung des gleichen Rechts aller geben. Dann werden alle Bürger darüber wachen, daß ihr Recht nicht verletzt werde durch Unterdrückung oder Eigennutz, und so muß das Böse aufhören. Da die Bürger am Kriege kein Interesse haben, werden sie benachbarte Völker nicht angreifen; wenn sie aber angegriffen werden, werden sie nach dem Sinne dieselbe Verfassung auch dort herstellen. So wird diese höchste Kultur sich weiter ausbreiten, und die Menschen werden ihre Thätigkeit nur noch auf die Überwindung der Natur richten. — Das Stück ist entnommen aus dem dritten Buch der „Bestimmung des Menschen“, Seite 235—246.

Im Innern jener sonderbaren Verbindungen, die das vernunftlose Ohngefähr zusammengebracht und welche man Staaten nennt, erhält, nachdem sie nur eine Zeitlang ruhig bestanden haben, der gegen die noch neue Unterdrückung gereizte Widerstand erschlafft ist und die Gärung der verschiedenen Kräfte sich gesetzt hat, — der Mißbrauch durch seine Fortdauer und durch die allgemeine Duldung eine Art von fester Form, und die herrschenden Stände, im unbestrittenen Genusse ihrer errungenen Vorrechte, haben nichts mehr zu thun, als dieselben zu erweitern und auch der Erweiterung dieselbe feste Form zu geben. Durch ihre Unersättlichkeit getrieben, werden sie dieselben von Geschlecht zu Geschlecht erweitern und nimmer sagen: Hier ist's genug; bis endlich die Unterdrückung das

höchste Maß erreicht hat und völlig unerträglich geworden ist, und die Unterdrückten von der Verzweiflung die Kraft zurückerhalten werden, die ihnen ihr schon seit Jahrhunderten ausgetilgter Mut nicht geben konnte. Sie werden dann nicht länger irgend einen unter sich dulden, der sich nicht begnügt, allen gleich zu sein und zu bleiben.

Um vor gegenseitiger Gewaltthätigkeit untereinander selbst und vor neuer Unterdrückung sich zu schützen, werden sie alle miteinander sich die gleichen Verbindlichkeiten auflegen. Ihre Verabredungen, in welchen jeder über sich selbst beschließt, was er beschließt, und nicht über einen Untergebenen, dessen Leiden ihm selbst nie weh thun, und dessen Schicksal ihn selbst nie treffen wird; diese Verabredungen, nach denen keiner hoffen kann, daß Er es sein werde, der die verstattete Ungerechtigkeit ausüben, sondern jeder befürchten muß, daß er sie erdulden werde; — diese Verabredungen, welche allein den Namen einer Gesetzgebung verdienen, die ganz etwas anderes ist, als jene Verordnungen der verbündeten Herren an diese zahllosen Herden ihrer Sklaven, diese Verabredungen werden notwendig gerecht sein und einen wahren Staat begründen, in welchem jeder Einzelne durch die Sorge für seine eigne Sicherheit unwiderstehlich gezwungen wird, die Sicherheit aller andern ohne Ausnahme zu schonen, da zufolge der getroffnen Einrichtung jede Beschädigung, die er dem andern zufügen will, nicht den andern trifft, sondern unfehlbar auf ihn selbst zurückfällt. Durch die Errichtung dieses einigen wahren Staates, diese feste Begründung des innerlichen Friedens ist zugleich der auswärtige Krieg, wenigstens mit wahren Staaten, seiner Möglichkeit nach abgeschnitten. Schon um seines eignen Vorteils willen, schon um in seinem eignen Bürger keinen Gedanken an Unrecht, Raub und Gewaltthätigkeit aufkommen und ihm keine Möglichkeit des Gewinnes übrig zu lassen, außer durch Fleiß und Arbeitsamkeit in der vom Gesetze angewiesenen Sphäre, muß jeder Staat die Verletzung eines Bürgers des benachbarten Staates ebenso streng verbieten, so sorgfältig verhindern, so genau ersetzen lassen und so hart bestrafen, als ob sie an dem eignen Mitbürger ausgeübt wäre. Dieses Gesetz über die Sicherheit der Nachbarn

ist notwendiges Gesetz jedes Staats, der kein Räuberstaat ist. Und hierdurch ist dann die Möglichkeit jeder gerechten Klage eines Staats gegen den andern und jeder Fall der Notwehr unter den Völkern völlig aufgehoben. Es giebt nicht notwendig und fortdauernd unmittelbare Verhältnisse der Staaten, als solcher, zu einander, über die sie in Streit geraten könnten; es giebt in der Regel nur Beziehungen der einzelnen Mitbürger eines Staats auf die einzelnen Mitbürger des andern; nur in der Person eines seiner Bürger könnte ein Staat verletzt werden; aber diese Verletzung wird auf der Stelle ersetzt, und so der beleidigte Staat befriedigt. Es giebt zwischen solchen Staaten keinen Rang, der da beleidigt, keinen Ehrgeiz, der da verletzt werden könnte; zur Einmischung in die innern Angelegenheiten eines fremden Staats ist kein Beamter bevollmächtigt, noch kann er dazu versucht werden, indem ihm für seine Person nicht der geringste Vorteil aus einem solchen Einflusse entstehen könnte. Daß eine ganze Nation beschließen solle, des Raubes halber ein benachbartes Land mit Krieg zu überziehen, ist unmöglich, indem in einem Staate, in welchem alle gleich sind, der Raub nicht die Beute einiger wenigen werden, sondern unter alle sich gleich verteilen müßte, dieser Anteil des Einzelnen aber ihm nimmermehr die Mühe des Kriegs lohnen würde. Nur da, wo der Vorteil den wenigen Unterdrückern zu teil wird, der Nachteil aber, die Mühe, die Kosten, auf das zahllose Heer der Sklaven fällt, ist ein Raubkrieg möglich und begreiflich. — Nicht von Staaten ihresgleichen könnten diese Staaten Krieg zu befürchten haben; lediglich von Wilden oder Barbaren, die die Ungeschicklichkeit, durch Arbeit sich zu bereichern, zum Raube reizte, oder von Sklavenvölkern, die durch ihre Herren auf einen Raub ausgetrieben würden, von welchem sie selbst nie etwas genießen werden. Gegen die erstern ist ohne Zweifel schon jeder einzelne Staat durch die Künste der Kultur der stärkere; gegen die letztern durch Verbindung sich zu stärken, heischt der gemeinsame Vorteil aller. Kein freier Staat kann Verfassungen, deren Oberherren Vorteile davon haben, wenn sie benachbarte Völker unterjochen und die daher durch ihr bloßes Dasein die Ruhe der Nachbarn unaufhörlich bedrohen, vernünftigerweise neben sich dulden; die Sorge für ihre

eigne Sicherheit nötigt alle freie Staaten, alles um sich herum gleichfalls in freie Staaten umzuschaffen und so um ihres eignen Wohls willen das Reich der Kultur über die Wilden, das der Freiheit über die Sklavenvölker rund um sich her zu verbreiten. Bald werden die durch sie gebildeten oder befreiten Völker mit ihren noch barbarischen oder sklavischen Nachbarn in dieselbe Lage geraten, in welcher die früher freien vor kurzem noch mit ihnen selbst waren, und genötigt sein, dasselbe für diese zu thun, was soeben für sie geschah; und so wird denn, nachdem nur einige wahrhaft freie Staaten entstanden, notwendig das Gebiet der Kultur und der Freiheit, und mit ihm des allgemeinen Friedens, allmählich den ganzen Erdball umschlingen.

So erfolgt notwendig aus der Errichtung einer rechtlichen Verfassung im Innern und der Befestigung des Friedens zwischen den Einzelnen Rechtlichkeit im äußern Verhältnisse der Völker gegeneinander und allgemeiner Friede der Staaten. Jene Errichtung einer rechtlichen Verfassung im Innern aber und die Befreiung des ersten Volks, das da wahrhaftig frei wird, erfolgt notwendig aus dem stets wachsenden Drucke der herrschenden Stände auf die beherrschten, so lange, bis er unleidlich wird; — ein Fortschritt, welchen man den Leidenschaften und der Verblendung jener Stände, auch wenn sie gewarnt werden, sehr ruhig überlassen kann.

In diesem einzig wahren Staate wird überhaupt alle Versuchung zum Bösen, ja sogar die Möglichkeit, vernünftigerweise eine böse Handlung zu beschließen, rein abgeschnitten sein, und es wird dem Menschen so nahe gelegt werden, als es ihm gelegt werden kann, seinen Willen auf das Gute zu richten.

Es ist kein Mensch, der das Böse liebe, weil es böse ist; er liebt in ihm nur die Vorteile und Genüsse, die es ihm verheißt, und die es ihm in der gegenwärtigen Lage der Menschheit mehrenteils wirklich gewährt! So lange diese Lage fortdauert, so lange ein Preis auf das Laster gesetzt ist, ist eine gründliche Verbesserung der Menschen im ganzen kaum zu hoffen. Aber in einer bürgerlichen Verfassung, wie sie sein soll, wie sie durch die Vernunft gefordert wird, wie der Denker leicht sie beschreibt, ohnerachtet er bis jetzt sie

nirgends findet, und wie sie sich unter dem ersten Volke, das sich wahrhaftig befreit, notwendig bilden wird — in einer solchen Verfassung zeigt das Böse keine Vorurteile, sondern vielmehr die sichersten Nachteile, und durch die bloße Selbstliebe wird die Ausschweifung der Selbstliebe in ungerechte Handlungen unterdrückt. Nach der untrüglichen Einrichtung in einem solchen Staate ist jede Bevorteilung und Unterdrückung des andern, jede Vergrößerung auf desselben Kosten nicht nur sicher vergeblich und alle Mühe dabei verloren, sondern sie kehrt sich sogar gegen ihren Urheber, und ihn selbst trifft unausbleiblich das Übel, das er dem andern zufügen wollte. In seinem Staate, außer seinem Staate, auf dem ganzen Erdboden trifft er keinen, den er ungestraft beleidigen könne. Aber es ist nicht zu erwarten, daß jemand Böses beschließen werde, bloß um Böses zu beschließen, ohnerachtet er es nie ausführen kann, und nichts daraus erfolgt, als sein eigner Schade. Der Gebrauch der Freiheit zum Bösen ist aufgehoben; der Mensch muß sich entschließen, diese seine Freiheit entweder gänzlich aufzugeben und geduldig ein leidendes Rad in der großen Maschine des Ganzen zu werden, oder dieselbe auf das Gute zu wenden. Und so wird denn auf dem so vorbereiteten Boden leicht das Gute gedeihen. Nachdem keine selbstsüchtige Absichten mehr die Menschen zu teilen und ihre Kräfte im Kampfe untereinander selbst aufzureiben vermögen, bleibt ihnen nichts übrig, als ihre vereinigte Macht gegen den einigen gemeinschaftlichen Gegner zu richten, der ihnen noch übrig ist, die widerstrebende, ungebildete Natur; nicht mehr getrennt durch Privatzwecke, verbinden sie sich notwendig zu dem einigen gemeinsamen Zwecke, und es entsteht ein Körper, den allenthalben derselbe Geist und dieselbe Liebe belebt. Jeder Nachteil des Einzelnen ist nun, da er nicht mehr Vorteil für irgend einen andern sein kann, Nachteil für das Ganze und für jedes einzelne Glied desselben, und wird in jedem Gliede mit demselben Schmerze empfunden und mit derselben Thätigkeit ersetzt; jeden Fortschritt, den ein Mensch gemacht hat, hat die ganze menschliche Natur gemacht. Hier, wo das kleine, enge Selbst der Personen schon durch die Verfassung vernichtet ist, liebt jeder jeden andern wahrhaft als sich selbst, als Bestandteil jenes großen Selbst,

das allein für seine Liebe übrig bleibt, und von dem auch er nichts mehr ist, als ein bloßer Bestandteil, der nur mit dem Ganzen zugleich gewinnen oder verlieren kann. Hier ist der Widerstreit des Bösen gegen das Gute aufgehoben; denn es kann kein Böses mehr aufkommen. Der Streit der Guten untereinander, selbst über das Gute, verschwindet, nun es ihnen erleichtert ist, das Gute wahrhaft um sein selbst, nicht um ihrer selbst willen, als der Urheber davon, zu lieben; nun es ihnen nur noch darum zu thun sein kann, daß es geschehe, daß die Wahrheit gefunden, daß die nützliche That ausgeführt werde, nicht aber, durch wen es geschehe. Hier ist jeder immer in Bereitschaft, seine Kraft an die Kraft des andern anzuschließen und sie der des andern unterzuordnen; wer nach dem Urteile aller das Beste am besten ausführen wird, den werden alle unterstützen und des Gelingens mit gleicher Freude genießen.

4.

Vorbemerkung von Dr. Färber. — Zur Ergänzung der vorhergehenden Stücke bringen wir unter dieser Nummer die neunte Vorlesung aus: „Die Anweisung zum seligen Leben oder auch die Religionslehre. Durch Johann Gottlieb Fichte, der Philosophie Doktor, Königl. Preuß. ordentl. Professor der Spekulation an der Universität zu Erlangen, der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften Mitglied, in Vorlesungen, gehalten zu Berlin im Jahre 1806.“ Fichte beginnt zur Anknüpfung an die vorhergegangene Vorlesung mit einem Rückblick auf das damals Vorgetragene. Er hatte die Unseligkeit derjenigen Menschen geschildert, die auf dem niedrigsten Standpunkte der Sinnlichkeit stehen, diejenigen aber, welche die Pflichtgebote erfüllen und sich vom kategorischen Imperativ leiten lassen, als apathisch, kalt und unempfänglich bezeichnet. Nur derjenige kann zur Seligkeit gelangen, welcher seine Selbständigkeit aufgiebt und sich des Zusammenhangs seines geistigen Lebens mit der Gottheit bewußt wird. Ihm erscheinen alle Erlebnisse und die ganze Außenwelt nur als Mittel zur Erfüllung seines göttlichen Berufs. Dieses göttliche Leben im Menschen kann nicht beschrieben werden; man kann davon nur aussagen, daß es nicht ein Mittel ist für einen andern Zweck, sondern daß es seinen Zweck in sich selbst hat, daß es im höchsten Grade gefällt und das allervollkommenste ist. Um dies Leben noch weiter zu charakterisieren, führt er einige Beispiele an. Schönheit, Herrschaft über die Natur, die Vollkommenheit der Staatsverfassung und die Wissenschaft sind göttlichen Wesens. An dem Beispiel eines Gemäldes der Himmelfahrt Mariä

wird die Schönheit näher erläutert. Göttlichen Ursprungs ist auch das Talent für Kunst, Regierung, Wissenschaft u. s. w., sofern es den Menschen ohne Erinnerung der Pflicht zur Ausbildung antreibt und ihm in seinen Arbeiten Befriedigung gewährt; es bringt Seligkeit und verleiht Genuß, auch wenn der Erfolg in der Welt ausbleibt, lediglich durch seine Thätigkeit. Gerade der Mißerfolg ist geeignet, zur Selbstbetrachtung zu führen und auf den höhern Standpunkt der eigentlichen Religiosität zu erheben. Über letztern giebt Fichte folgende weitere Auseinandersetzung: 1. Jeder hat seinen eigentümlichen Anteil am göttlichen Leben, da das absolute Ich sich spaltet. 2. Jeder hat darum auch seine Bestimmung und nur wenn er diese erfüllt, wenn er sein will, was er sein soll und sein kann, wird er im höhern Sinne glücklich. 3. Die aus seiner Bestimmung sich ergebende Liebe treibt den Menschen an, nach außen hin wirksam zu sein. 4. Diese Wirksamkeit muß aber sich darauf beziehen, das göttliche Leben auch in andern Menschen zu wecken.

Neunte Vorlesung.

Ehrwürdige Versammlung!

Folgendes waren die Resuítate unserer letzten Vorlesung und der Punkt, wo wir stehen blieben: So lange der Mensch noch etwas für sich selbst sein will, kann das wahre Sein und Leben in ihm sich nicht entwickeln, und er bleibt eben darum auch der Seligkeit unzugänglich; denn alles eigne Sein ist nur Nichtsein und Beschränkung des wahren Seins, und eben darum, entweder auf dem ersten Standpunkte der Sinnlichkeit, die ihr Glück von den Objekten erwartet, lauter Unseligkeit, da durchaus kein Objekt den Menschen befriedigen kann, oder auf dem zweiten, der bloß formalen Gesetzmäßigkeit, zwar keine Unseligkeit, aber auch ebensowenig Seligkeit, sondern reine Apathie, uninteressierte Kälte und absolute Unempfänglichkeit für allen Genuß des Lebens. Wie hingegen der Mensch durch die höchste Freiheit seine eigne Freiheit und Selbständigkeit aufgiebt und verliert, wird er des einigen, wahren, des göttlichen Seins, und aller Seligkeit, die in demselben enthalten ist, teilhaftig. Wir gaben zuerst an, um von der entgegengesetzten sinnlichen Denkart uns rein auszuscheiden und diese von nun an liegen zu lassen, wie ein solcher zum wahren Leben Gekommener das äußere und sinnliche Leben betrachte, und fanden, daß er sein ganzes persönliches Dasein und alle äußere Ereignisse mit demselben ansehe, lediglich

als Mittel für das in ihm sich erfüllende, göttliche Werk, und zwar alle, so wie sie sind, als notwendig die besten und zweckmäßigsten Mittel; daher er denn auch über die objektive Beschaffenheit jener Ereignisse durchaus keine Stimme oder Auswahl haben wolle, sondern alles nur nehme, so wie es sich vorfinde. Dagegen behielten wir die Beschreibung des eigentlichen und innern Lebens eines solchen Menschen der heutigen Rede vor: welche Beschreibung wir jetzt beginnen.

Schon früher habe ich geäußert, daß der dritte Standpunkt des geistigen Lebens, — welcher ohne Zweifel zunächst es ist, bei dem wir angekommen sind, der der höhern und eigentlichen Moralität, von dem zweiten, dem der bloß formalen Gesetzmäßigkeit, dadurch sich unterscheide, daß die erstere eine völlig neue und wahrhaft übersinnliche Welt erschaffe und in der sinnlichen, als ihrer Sphäre, herausarbeite; dagegen das Gesetz des Stoicismus lediglich Gesetz einer Ordnung in der sinnlichen Welt sei. Diese Behauptung ist es, welche ich zunächst tiefer zu begründen und durch diese Begründung zu erklären und näher zu bestimmen habe.

Die ganze, lediglich durch unsere Liebe und unsern Affekt für ein bestimmtes Dasein innerhalb der Objekte gesetzte Sinnenwelt wird auf diesem Standpunkte bloß und lediglich Mittel; aber doch ohne Zweifel nicht Mittel für Nichts, unter welcher Voraussetzung, da außer ihr nichts da wäre, sie nicht Mittel würde, sondern als das einzige und absolute Dasein ewig fort Zweck bliebe, sondern sie wird ohne Zweifel Mittel für ein wirkliches, wahres und reales Sein. Was ist das für ein Sein? Wir wissen es aus dem Obigen. Es ist das innere Sein Gottes selber, wie es durch sich selbst und in sich schlechthin ist, unmittelbar, rein und aus der ersten Hand, ohne durch irgend eine, in der Selbständigkeit des Ich liegende und eben darum beschränkende Form bestimmt und dadurch verhüllt und getrübt zu sein; nur noch in der unzerstörbaren Form der Unendlichkeit gebrochen. Da, wie schon in der vorigen Stunde sehr scharf ausgesprochen wurde, dieses Sein nur durch das absolut in sich gegründete, göttliche Wesen von der einen und durch die im wirklichen Dasein nie aufzulösende oder zu endende Form der Unendlichkeit von

der andern Seite bestimmt ist, so ist klar, daß durchaus nicht mittelbar und aus einem andern, und so a priori, eingesehen werden könne, wie dieses Sein ausfallen werde; sondern daß es nur unmittelbar erfaßt und erlebt, und nur auf der That seines lebendigen Ausströmens aus dem Sein in das Dasein ergriffen werden könne: daß somit die eigentliche Erkenntnis dieser neuen und übersinnlichen Welt nicht durch eine Beschreibung und Charakteristik an diejenigen gebracht werden könne, die nicht selber darin leben. Der von Gott Begeisterte wird uns offenbaren, wie sie ist, und sie ist, wie er es offenbart, deswegen, weil Er es offenbart; ohne innere Offenbarung aber kann niemand darüber sprechen.

Im allgemeinen aber und durch ein äußeres und nur negatives Kennzeichen läßt diese göttliche Welt sich sehr wohl charakterisieren, und dies zwar auf folgende Weise. Alles Sein führt seinen Affekt bei sich und seine Liebe, und so auch das in der Form der Unendlichkeit heraustretende, unmittelbare göttliche Sein. Nun ist dies, so wie es ist, nicht durch irgend ein anderes, und um irgend eines andern willen, sondern durch sich selbst und um sein selbst willen; und wenn es eintritt und geliebt wird, wird es notwendig, rein und lediglich um sein selbst willen geliebt und gefällt durch sich selbst, keineswegs aber um eines andern willen und nur als Mittel für dieses andere, als seinen Zweck. Und so hätten wir denn das gesuchte äußere Kriterium der göttlichen Welt, wodurch sie von der sinnlichen Welt durchaus ausgeschieden wird, gefunden. Was schlechthin durch sich selber, und zwar in dem höchsten, allen andern Grad des Gefallens unendlich überwiegenden Grade gefällt, ist Erscheinung des unmittelbaren göttlichen Wesens in der Wirklichkeit. — Als das in jedem bestimmten Momente und unter den gegebenen Zeitbedingungen Allervollkommenste kann man es auch beschreiben; — wenn nur dabei nicht an eine durch einen logischen Begriff gesetzte Vollkommenheit, die nicht mehr enthält, als die Ordnung und die Vollständigkeit des Mannigfaltigen, sondern an eine durch einen unmittelbaren, auf ein bestimmtes Sein gehenden Affekt gesetzte Vollkommenheit gedacht wird.

So weit geht die mögliche Charakteristik der neuen, durch höhere Moralität, innerhalb der Sinnenwelt zu erschaffenden Welt. Sollten Sie, Ehrwürdige Versammlung, über diesen Punkt noch eine größere Deutlichkeit von mir fordern, so würden Sie damit keineswegs eine deutlichere Charakteristik fordern, welcher, so wie sie eben gegeben worden, nichts zugesetzt werden kann, sondern Sie würden nur Beispiele fordern. Gern will ich, in diesen gewöhnlichen Augen verborgenen Regionen mich befindend, auch dieses Begehren befriedigen; einschärfend jedoch, daß es nur einzelne Beispiele sind, was ich anführe, welche das allein durch Charakteristik zu Erschöpfende und von uns wirklich Erschöpfte keineswegs durch sie erschöpfen können und welche selber nur vermittelst der Charakteristik richtig gefaßt werden.

Ich sage: Gottes inneres und absolutes Wesen tritt heraus als Schönheit; es tritt heraus als vollendete Herrschaft des Menschen über die ganze Natur; es tritt heraus als der vollkommene Staat und Staatenverhältnis, es tritt heraus als Wissenschaft: kurz, es tritt heraus in demjenigen, was ich die Ideen im strengen und eigentlichen Sinne nenne, und worüber ich, sowohl in den im vorigen Winter allhier gehaltenen Vorlesungen, als in andern, welche vor einiger Zeit im Drucke erschienen sind, mannigfaltige Nachweisung gegeben habe. Um hier an der niedrigsten Form der Idee, über welche man noch am allerersten deutlich zu werden hoffen darf, an der Schönheit, meinen Grundgedanken zu erläutern: — Da reden sie wohl von Verschönerung der umgebenden Welt, oder von Naturschönheiten u. dergl., als ob, — wenn es nämlich die Absicht gewesen wäre, daß man diese Worte streng nähme, — als ob das Schöne jemals an dem Vergänglichen und Irdischen sich vorfinden, oder auf dasselbe übergetragen werden könnte. Aber die Urquelle der Schönheit ist allein in Gott, und sie tritt heraus in dem Gemüte der von ihm Begeisterten. Denken Sie sich z. B. eine heilige Frau, welche, emporgehoben in die Wolken, eingeholt von den himmlischen Heerscharen, die entzückt in ihr Anschauen versinken, umgeben von allem Glanze des Himmels, dessen höchste Zierde und Wonne sie selbst wird — welche — allein unter allen — nichts zu bemerken

vermag von dem, was um sie vorgeht, völlig aufgegangen und verflossen in die Eine Empfindung: Ich bin des Herrn Magd, mir geschehe immerfort, wie er will; und gestalten Sie diese Eine Empfindung, in dieser Umgebung, zu einem menschlichen Leibe, so haben Sie ohne Zweifel die Schönheit in einer bestimmten Gestalt. Was ist es nun, das diese Gestalt schön macht? Sind es ihre Gliedmaßen und Teile? Ist es nicht vielmehr ganz allein die Eine Empfindung, welche durch alle diese Gliedmaßen ausgegossen ist. Die Gestalt ist hinzugekommen, lediglich, weil nur an ihr und durch ihr Medium der Gedanke sichtbar wird; und mit Strichen und Farben ist sie aufgetragen auf die Fläche, weil er nur also mitteilbar wird für andere. Vielleicht hätte dieser Gedanke auch im harten und gefühllosen Steine, oder in jeder andern Materie ausgedrückt werden können. Würde denn dadurch der Stein schön geworden sein? Der Stein bleibt ewig Stein und ist eines solchen Prädikats durchaus unempfänglich: aber die Seele des Künstlers war schön, als er sein Werk empfing, und die Seele jedes verständigen Beschauers wird schön werden, der es ihm nachempfängt; der Stein aber bleibt immerfort nur das, das äußere Auge Begrenzende während jener innern geistigen Entwicklung.

Dieses ideale Sein nun überhaupt und der erschaffende Affekt desselben tritt als bloße Naturerscheinung heraus, als Talent für Kunst, für Regierung, für Wissenschaft u. s. w. Es versteht sich von selber und ist auch jedem, der nur einige Erfahrung in Dingen dieser Art hat, durch diese eigne Erfahrung sattsam bekannt, daß — da der natürliche Affekt für solche Schöpfungen des Talents der Grundaffekt von dem Leben des Talents ist, in welchem sein ganzes übriges Leben aufgeht; daß, sage ich, das wirkliche Talent sich gar nicht zu reizen und zu treiben braucht durch irgend einen kategorischen Imperativ zum Fleiße in seiner Kunst oder in seiner Wissenschaft, sondern daß ganz von selber alle seine Kräfte sich auf diesen seinen Gegenstand richten; ferner, daß ihm, so gewiß er Talente hat, sein Geschäft auch immer gut von statten geht und die Produkte seiner Arbeit ihm wohlgefallen; und so er immer, innerlich und äußerlich, vom Lieblichen und Wohlgefälligen umfangen wird, daß er endlich

mit dieser seiner Thätigkeit nichts außer derselben sucht, noch dafür haben will, indem ganz im Gegenteile er um keinen Preis in der Welt unterlassen würde, was er allein thun mag oder es anders machen würde, denn also, wie es ihm als recht erscheint und ihm wohlgefallen kann, und daß er demnach seinen wahren und ihn ausfüllenden Lebensgenuß nur in solchem Thun, rein und lediglich als Thun, und um des Thuns willen, findet; und was er von der Welt etwa noch außerdem mitnimmt, ihn nicht ausfülle, sondern er es nur deswegen mitnehme, um, von demselben erneuert und gestärkt, wieder in sein wahres Element zurückzukehren. Und so erhebt schon das bloße natürliche Talent, sowie über die schimpfliche Bedürftigkeit des Sinnlichen, ebenso über die genußlose Apathie des Stoikers weit hinweg und versetzt seinen Besitzer in eine ununterbrochene Reihe höchstseliger Momente, für die er nur seiner selbst bedarf, und welche, ohne alle lästige Anstrengung oder Mühe, ganz von selber aus seinem Leben hervorblühen. Der Genuß einer einzigen, mit Glück in der Wissenschaft verlebten Stunde überwiegt bei weitem ein ganzes Leben voll sinnlicher Genüsse; und schon vor dieser Seligkeit Bilde würde der sinnliche Mensch, falls es an ihn sich bringen ließe, in Neid und in Sehnsucht vergehen.

Immer wird in der soeben vollendeten Betrachtung ein natürliches Talent als die eigentliche Quelle und Wurzel des geistigen Lebensgenusses, sowie der Verschmähung des sinnlichen, vorausgesetzt; und an diesem einzelnen Beispiele höherer Moralität und der Seligkeit aus ihr habe ich Sie nur erst heraufführen wollen zum Allgemeinen. Dieses Talent, ohnerachtet sein Objekt an sich wahrhaft übersinnlich und der reine Ausdruck der Gottheit ist, wie wir besonders am Beispiele des Schönen gezeigt, will dennoch und muß wollen, daß dieses geistige Objekt eine gewisse Hülle und tragende Gestalt in der Sinnenwelt erhalte; das Talent will also, in gewissem Sinne, allerdings auch eine bestimmte Gestalt seiner Welt und seiner Umgebung, was wir in der vorigen Rede an der Sinnlichkeit unbedingt verurteilt und verdammt haben; und würde nun der Selbstgenuß des Talents von der zufälligen Realisation jenes angestrebten äußern Objekts abhängig, so wäre es um die Ruhe und

den Frieden, selbst des Talentes, geschehen, und die höhere Moralität wäre allem Elende der niedern Sinnlichkeit preisgegeben. Was nun insbesondere das Talent betrifft, so gelingt ihm, so gewiß es Talent ist, der Ausdruck und die Darstellung seiner Idee in dem angemessenen Medium allemal sicher; die begehrte Gestalt und Umgebung kann darum nie außen bleiben; sodann aber ist der eigentliche Sitz seines Genusses unmittelbar nur die Thätigkeit, mit der es jene Gestalt hervorbringt, und die Gestalt macht ihm nur mittelbare Freude, weil nur in ihr die Thätigkeit erscheint; welches man besonders daraus abnehmen kann, daß das wahre Talent nie lange verweilt bei dem, was ihm gelungen ist, noch im wollüstigen Genusse desselben und seiner selbst in ihm beruht, sondern unaufhaltsam forteilt zu neuen Entwicklungen. Im allgemeinen aber, abgesehen vom besondern Talente, und abgesehen auf alles mögliche Leben, in dem das göttliche Sein rein heraustritt, stelle ich folgendes als Grundsatz auf: so lange die Freude an dem Thun sich noch mit dem Begehren des äußern Produkts dieses Thuns vermischt, ist selbst der höhere moralische Mensch in sich selber noch nicht vollkommen im reinen und klaren; und sodann ist in der göttlichen Ökonomie das äußere Mißlingen seines Thuns das Mittel, um ihn in sich selbst hineinzutreiben und ihn auf den noch höhern Standpunkt der eigentlichen Religiosität, d. i. des Verständnisses, was das eigentlich sei, das er liebe und anstrebe, herauf zu erheben. Verstehen Sie dieses im ganzen und nach seinem Zusammenhange also:

1. Das in der vorigen Rede deutlich genug abgeleitete und beschriebene eine freie Ich, welches, als Reflexion, auch ewig Eins bleibt, wird als Objekt, d. i. als die lediglich in der Erscheinung vorkommende, reflektierende Substanz, gespalten; nach dem ersten Anblicke in eine Unendlichkeit; aus einem für diese Vorlesungen zu tief liegenden Grund aber in ein zu vollendendes System — von Ichen oder Individuen. (Diese Spaltung ist ein Teil aus der zu mehrern Malen sattsam beschriebenen Spaltung der objektiven Welt in der Form der Unendlichkeit, gehört somit zur absoluten, durch die Gottheit selbst nicht aufzuhebenden Grundform des Daseins: Wie in ihr ursprünglich das Sein sich brach, so bleibt es gebrochen in alle

Ewigkeit; es kann daher kein durch diese Spaltung gesetztes, d. h. kein wirklich gewordenes Individuum jemals untergehen; welches nur im Vorbeigehen erinnert wird gegen diejenigen unter unsern Zeitgenossen, welche, bei halber Philosophie und ganzer Verworrenheit, sich für aufgeklärt halten, wenn sie die Fortdauer der hier wirklichen Individuen in höhern Sphären leugnen.) In sie, diese in der Grundform begründete Individuen, ist das ganze göttliche Sein zu unendlicher Fortentwicklung aus ihnen selber in der Zeit gespalten und an sie, nach der absoluten und im göttlichen Wesen selbst gegründeten Regel einer solchen Verteilung gleichsam ausgeteilt; indes nun ferner jedes einzelne dieser Individuen als eine Spaltung des Einen, durch seine eigne Form bestimmten Ich, notwendig diese letztere Form ganz trägt, d. h. laut unserer vorigen Rede frei und selbständig ist in Beziehung auf die fünf Standpunkte. Jedes Individuum hat daher in seiner freien, durch die Gottheit selbst nicht aufzuhebenden Gewalt die Möglichkeit der Ansicht und des Genusses, aus jenen fünf Standpunkten, Seines, dasselbe als reales Individuum charakterisierenden Anteils an dem absoluten Sein. So hat jedes Individuum zuvörderst seinen bestimmten Anteil an dem sinnlichen Leben und seiner Liebe; welches Leben ihm als das absolute und als letzter Zweck erscheinen wird, so lange die im wirklichen Gebrauche befindliche Freiheit darin aufgeht. Wird es sich aber, vielleicht durch die Sphäre der Gesetzmäßigkeit hindurch, zur höhern Moralität erheben, so wird ihm jenes sinnliche Leben zum bloßen Mittel werden, und es wird seiner Liebe sein Anteil an dem höhern, übersinnlichen und unmittelbar göttlichen Leben aufgehen. Jeder ohne Ausnahme erhält notwendig durch seinen bloßen Eintritt in die Wirklichkeit seinen Anteil an diesem übersinnlichen Sein; denn außerdem wäre er gar kein Resultat der gesetzmäßigen Spaltung des absoluten Seins, ohne welches gar keine Wirklichkeit ist, und er wäre gar nicht wirklich geworden; nur kann, gleichfalls jedem ohne Ausnahme, dieses sein übersinnliches Sein verdeckt bleiben, weil er sein sinnliches Sein und seine objektive Selbständigkeit nicht aufgeben mag. Jeder ohne Ausnahme, sage ich, erhält seinen ihm ausschließend eignen, und schlechthin keinem andern Individuum außer ihm also zukommenden

Anteil am übersinnlichen Sein, welcher Anteil nun in ihm in alle Ewigkeit fort sich also entwickelt, — erscheinend als ein fortgesetztes Handeln, — wie er schlechthin in keinem andern sich entwickeln kann; — was man kurz den individuellen Charakter seiner höhern Bestimmung nennen könnte. Nicht etwa, daß das göttliche Wesen an sich sich zerteilte; in allen ohne Ausnahme ist gesetzt und kann auch, wenn sie sich nur frei machen, wirklich erscheinen, das Eine und unveränderlich göttliche Wesen, wie es in sich selber ist; nur erscheint dieses Wesen in jedem in einer andern und ihm allein eigentümlichen Gestalt. (Das Sein wie oben gesetzt = A und die Form = B; so scheidet das in B absolut eingetretene A, absolut in seinem Eintreten, nicht nach seinem Wesen, sondern nach seiner absoluten Reflexionsgestalt, sich in [b + b + b ∞] = ein System von Individuen: und jedes nb hat in sich 1. das ganze und unteilbare A, 2. das ganze und unteilbare B, 3. sein b, das da gleich ist dem Reste aller übrigen Gestaltungen des A durch [b + b + b ∞].)

2. Diesen seinen eigentümlichen Anteil am übersinnlichen Sein kann nun keiner sich erdenken, oder aus einer andern Wahrheit durch Schlüsse ableiten, oder von einem andern Individuum sich bekannt machen lassen, indem dieser Anteil durchaus keinem andern Individuum bekannt zu sein vermag, sondern er muß ihn unmittelbar in sich selber finden; auch wird er dies notwendig ganz von selbst, sobald er nur jeden eignen Zweck und Willen aufgegeben und rein sich vernichtet hat. Es ist darum zuvörderst klar, daß über dies, nur jedem in sich selbst aufgehen Könnende nicht im allgemeinen gesprochen werden kann, und ich hierüber notwendig abbrechen muß. Wozu könnte auch hier das Sprechen dienen, selbst wenn es möglich wäre? Wem wirklich also seine eigentümliche höhere Bestimmung aufgegangen ist, der weiß es, wie sie ihm erscheint; und er kann nach der Analogie schließen, wie es im allgemeinen mit andern sich verhält, falls auch ihnen ihre höhere Bestimmung klar werde. Wem sie nicht aufgegangen ist, dem ist hierüber keine Kunde beizubringen; und es dienet zu nichts, mit dem Blinden von Farben zu reden. Geht sie ihm auf, so ergreift sie ihn mit unaussprechlicher Liebe und mit dem reinsten Wohlgefallen; sie, diese seine ihm eigentümliche Bestimmung,

ergreift ihn ganz und eignet sich an alles sein Leben. Und so ist es denn der allererste Akt der höhern Moralität, welcher auch unausbleiblich, wenn nur der eigne Wille aufgegeben ist, sich findet, daß der Mensch seine ihm eigentümliche Bestimmung ergreife und durchaus nichts anders sein wolle, als dasjenige, was er und nur Er sein kann, was Er und nur Er zufolge seiner höhern Natur, d. i. des Göttlichen in ihm, sein soll: kurz daß er eben gar nichts wolle, als das, was er recht im Grunde wirklich will. Wie könnte denn ein solcher jemals mit Unlust etwas thun, da er nimmermehr etwas anders thut, als dasjenige, woran er die höchste Lust hat. Was ich oben von dem natürlichen Talente sagte, gilt noch weit mehr von der durch vollendete Freiheit erzeugten Tugend; denn diese Tugend ist die höchste Genialität; sie ist unmittelbar das Walten des Genius, d. h. derjenigen Gestalt, welche das göttliche Wesen in unserer Individualität angenommen.

Dagegen ist das Streben, etwas anders sein zu wollen, als das, wozu man bestimmt ist, so erhaben und groß auch dieses andere erscheinen möge, die höchste Unmoralität, und all der Zwang, den man sich dabei anthut, und alle die Unlust, die man darüber erduldet, sind selbst Empörungen gegen die uns warnende göttliche Ordnung und Auflehnungen unsers Willens gegen den seinigen. Was ist es denn, das diesen durch unsere Natur uns nicht aufgegebenen Zweck gesetzt hat, außer der eigne Wille, die eigne Wahl, die eigne Wahl, die eigne, sich selbst die Ehre gebende Weisheit? Wir sind also weit davon entfernt, den eignen Willen aufgegeben zu haben. Auch ist dieses Bestreben notwendig die Quelle des höchsten Unglücks. Wir müssen in dieser Lage uns immerfort zwingen, nötigen, treiben, uns selbst verleugnen; denn wir werden nie gern thun, was wir im Grunde nicht wollen können; auch wird uns die Ausführung nie gelingen; denn wir können gar nicht thun dasjenige, dem unsere Natur sich versagt. Dies ist die Werkheiligkeit aus eigner Wahl, vor der z. B. das Christentum warnt. Es könnte einer Berge versetzen, und seinen Leib brennen lassen, ohne daß es ihm das mindeste hülfe, wenn dies nicht seine Liebe wäre, d. h. wenn es nicht sein eigentümliches, geistiges Sein wäre, das notwendig seinen Affekt bei

sich führt. — Wolle sein, — es versteht sich im Übersinnlichen, denn im Sinnlichen giebt es überhaupt kein Glück — wolle sein, was du sein sollst, was du sein kannst, und was du eben darum sein willst, — ist das Grundgesetz der höhern Moralität sowohl als des seligen Lebens.

3. Diese höhere Bestimmung des Menschen nun, welche derselbe, wie gesagt, mit ganzer und ungeteilter Liebe umfaßt, geht zunächst freilich auf sein eignes Handeln, vermittelst desselben aber, zweitens, auch auf einen gewissen Erfolg in der Sinnenwelt. So lange der Mensch die eigentliche Wurzel und den einigen Grundpunkt seines Daseins noch nicht kennt, werden die genannten zwei Stücke, sein eigentliches inneres Sein und der äußere Erfolg desselben, sich ihm vermischen. Es gelinge ihm etwas nicht, und der angestrebte äußere Erfolg bleibe außen, welches zwar niemals an ihm selber liegen wird, denn er will nur, was er kann, sondern an der äußern Umgebung, die seiner Einwirkung nicht empfänglich ist; so wird durch dieses Mißlingen seine Liebe, die noch einen gemischten Gegenstand hat, nicht befriedigt und eben dadurch seine Seligkeit getrübt und gestört werden. Dies treibt ihn tiefer in sich selber hinein, sich vollkommen klar zu machen, was es eigentlich sei, das er anstrebe, was dagegen er in der That und Wahrheit nicht anstrebe, sondern ihm gleichgiltig sei. Er wird in dieser Selbstprüfung finden dasselbe, was wir oben deutlich ausgesprochen haben, gesetzt auch, er spräche es nicht mit denselben Worten aus; es sei die Entwicklung des göttlichen Seins und Lebens in ihm, diesem bestimmten Individuum, die er zunächst und eigentlich anstrebe, und hierdurch wird denn sein ganzes Sein und seine eigentliche Liebe ihm vollkommen klar werden, und er von dem dritten Standpunkte der höhern Moralität, in welchem wir ihn bisher festgehalten haben, sich erheben in den vierten der Religiosität.

Dieses göttliche Leben, wie es lediglich in ihm und seiner Individualität sich entwickeln kann und soll, entwickelt sich immerfort, ohne Hindernis und Anstoß; dies allein ist es, was er eigentlich will; sein Wille geschieht daher immerfort, und es ist schlechthin unmöglich, daß etwas gegen denselben erfolge. Nun begehrt freilich

dieses, sein eignes, inwendiges Leben, immerfort auch auszuströmen in die Umgebungen und diese nach sich zu gestalten, und nur in diesem Streben nach außen zeigt es sich als wahrhaftiges inneres Leben, keineswegs als bloß tote Andacht; aber der Erfolg dieses Strebens nach außen hängt nicht von seinem isolierten individuellen Leben allein ab, sondern von der allgemeinen Freiheit der übrigen Individuen außer ihm: Diese Freiheit kann Gott selbst nicht vernichten wollen; darum kann auch der ihm ergebene und über ihn ins Klare gekommene Mensch nicht wollen, daß sie vernichtet werde. Er wünscht daher allerdings den äußern Erfolg und arbeitet unablässig und mit aller Kraft, weil er das gar nicht lassen kann, und weil dieses sein eigenstes inneres Leben ist, an der Beförderung desselben; aber er will ihn nicht, unbedingt und schlechthin, und es stört darum auch seinen Frieden und seine Seligkeit keinen Augenblick, wenn derselbe dennoch außen bleibt; seine Liebe und seine Seligkeit kehrt zurück in sein eignes Leben, wo sie immer und ohne Ausnahme sich befriedigt findet. — So viel im allgemeinen. Übrigens bedarf die soeben berührte Materie einer weitern Auseinandersetzung, die wir der künftigen Rede vorbehalten, um in der heutigen noch zu der allgemeine Klarheit über das Ganze verbreitenden Schlußfolge zu kommen. — Nämlich

4. Alles, was dieser moralisch-religiöse Mensch will und unablässig treibt, hat ihm nun keineswegs an und für sich Wert, — wie es denn auch an sich keinen hat, und nicht an sich das Vollkommenste, sondern nur das in diesem Zeitmomente Vollkommenste ist, das in der künftigen Zeit durch ein noch Vollkommneres verdrängt wird, — sondern es hat für ihn darum Wert, weil es die unmittelbare Erscheinung Gottes ist, die er in ihm, diesem bestimmten Individuum, annimmt. Nun ist ursprünglich Gott auch in jedem andern Individuum, außer ihm, gleichfalls in einer eigentümlichen Gestalt; ohnerachtet er in den mehrern, durch ihren eignen Willen und aus Mangel an höchster Freiheit, verdeckt bleibt, und so weder ihnen selbst, noch in ihrem Handeln andern wirklich erscheint. In dieser Lage ist nun der moralisch-religiöse, — von seiner Seite freilich eingekehrt in seinen Anteil am wahren Sein, — von den Seiten

anderer Individuen, von den zu ihm gehörigen Bestandteilen des Seins abgeschnitten und getrennt, und es bleibt in ihm ein wehmütiges Streben und Sehnen, sich zu vereinigen und zusammenzuströmen mit den zu ihm gehörenden Hälften: nicht zwar, daß dieses Sehnen seine Seligkeit störe, denn dies ist das fortdauernde Los seiner Endlichkeit und seiner Unterwürfigkeit unter Gott, welche letztere selbst mit Liebe zu umfassen ein Teil seiner Seligkeit ist.

Wodurch nun würde jenes verborgne innere Sein, wenn es in dem Handeln der andern Individuen heraussträte, Wert erhalten für den vorausgesetzten religiösen Menschen? Offenbar nicht durch sich selbst, wie auch sein eignes Wesen ihm dadurch nicht Wert hat, sondern weil es ist die Erscheinung Gottes in diesem Individuum. Ferner, wodurch wird er wollen, daß diese Erscheinung für diese Individuen selbst Wert erhalte? Offenbar nur dadurch, daß es von ihnen als die Erscheinung Gottes in ihnen anerkannt werde. Endlich, wodurch wird er wollen, daß sein eignes Thun und Treiben für jene Individuen Wert erhalte? Offenbar nur dadurch, daß sie es für die Erscheinung Gottes in ihm erkennen.

Und so haben wir denn nunmehr einen allgemeinen äußern Charakter des moralisch-religiösen Willens, inwiefern derselbe aus seinem innern, ewig in sich verborgnen Leben herausgeht nach außen. Zuvörderst ist der Gegenstand dieses Willens ewig nur die Geisterwelt der vernünftigen Individuen; denn die sinnliche Welt der Objekte ist ihm längst zur bloßen Sphäre herabgesunken. Sein positiver Wille aber an diese Geisterwelt ist der, daß in jedes Individuum Handeln rein diejenige Gestalt erscheine, welche das göttliche Wesen in ihm angenommen, und daß jeder einzelne in aller übrigen Handeln Gott erkenne, wie er außer ihm erscheint, und alle übrigen in dieses einzelnen Handeln gleichfalls Gott, wie er außer ihnen erscheint; daß daher immer und ewig fort, in aller Erscheinung Gott ganz heraustrete, und daß er allein lebe und walte und nichts außer ihm, und allgegenwärtig und nach allen Richtungen hin, ewig nur Er erscheine dem Auge des Endlichen.

Also, wie das Christentum es als Gebet ausspricht: Es komme dein Reich; eben der Weltzustand, da du allein noch bist, und

lebest und regierest, dadurch, daß dein Wille geschehe auf **Erden**, in der Wirklichkeit, vermittelst der von dir selbst nicht aufzuhebenden Freiheit, sowie er ewig fort geschieht, und gar nichts anders geschehen kann, im **Himmel**, in der Idee, in der Welt, wie sie an sich und ohne Beziehung auf die Freiheit ist. — Z. B. Da bejammern sie nun, daß des Elendes in der Welt so viel ist, und gehen mit an sich lobenswertem Eifer daran, desselben etwas weniger zu machen! Ach! das dem Blicke zunächst sich entdeckende Elend ist leider nicht das wahre Elend; da die Sachen einmal stehen, wie sie stehen, ist das Elend noch das allerbeste von allem, das in der Welt ist, und, da es trotz allem Elende doch nicht besser wird in der Welt, möchte man fast glauben, daß des Elendes noch nicht genug in ihr sei: daß das Bild Gottes, die Menschheit, besudelt ist, und erniedrigt und in den Staub getreten, das ist das wahre Elend in der Welt, welches den Religiösen mit heiliger Indignation erfüllt. — Du linderst vielleicht, so weit deine Hand reicht, Menschenleiden mit Aufopferung deiner eignen, liebsten Genüsse. Aber begegnet dir dies etwa nur darum, weil dir die Natur ein so zartes und mit der übrigen Menschheit so harmonisch gestimmtes Nervensystem gab, daß jeder erblickte Schmerz schmerzlicher in diesen Nerven wiedertönt, so mag man dieser deiner zarten Organisation Dank bringen; in der Geisterwelt geschieht deiner That keine Erwähnung. Hättest du die gleiche That gethan, — mit heiligem Unwillen, daß der Sohn der Ewigkeit, in welchem sicher auch ein Göttliches wohnt, durch solche Nichtigkeiten geplagt werden, und von der Gesellschaft so verlassen daliegen solle, — mit dem Wunsche, daß ihm einmal eine frohe Stunde zu teil werde, in der er fröhlich und dankbar aufblicke zum Himmel, — mit dem Zwecke, daß in deiner Hand ihm die rettende Hand der Gottheit erscheine, und daß er inne werde, der Arm Gottes sei noch nicht verkürzt, und er habe noch allenthalben Werkzeuge und Diener genug, und daß ihm Glaube, Liebe und Hoffnung aufgehen möchten; wäre daher der eigentliche Gegenstand, dem du aufhelfen wolltest, nicht sein Äußeres, das immer ohne Wert bleibt, sondern sein Inneres: so wäre die gleiche That mit moralisch-religiösem Sinne gethan.

III. Verbreitung der Sittlichkeit.

Vorbemerkung von Dr. Färber. — Nachfolgendes Stück ist entnommen aus dem „System der Sittenlehre", wo es in der „Übersicht der allgemeinen unmittelbaren Pflichten" steht. Es ist dort § 25, welcher die Überschrift trägt: „Von der Pflicht, unmittelbar Moralität zu verbreiten und zu befördern." Es wird darin zunächst nachgewiesen, daß es Pflicht des Menschen sei, die Sittlichkeit der Nebenmenschen als vernünftiger Wesen zu befördern, und dann untersucht, wie man das thun könne, ohne die Freiheit und Selbstthätigkeit des Nächsten zu beeinträchtigen. Diese Untersuchung führt zu folgendem Ergebnis: 1. Strafen und Belohnungen können nicht zugelassen werden, weil sie der Befriedigung des Naturtriebes dienen, was unmoralisch ist. 2. Durch philosophische Beweise und Schlüsse, also durch Einwirkung auf den Verstand, kann der Mensch nicht gebessert werden, die Besserung muß aus dem Herzen kommen. 3. Es muß im Nebenmenschen die Achtung für das Achtungswerte entwickelt werden. 4. Er muß zur Selbstachtung, zur Anerkennung des Guten in seiner Natur geführt werden, was sich auch auf diejenigen bezieht, welche Eigennutz als die Triebfeder aller menschlichen Handlungen ansehen. 5. Man soll auf andere durch ein gutes Beispiel wirken, alle seine Handlungen und Grundsätze vor andern nicht verborgen halten, sondern sich stets offen zeigen, wie man ist und denkt. — Nach einer spätern Stelle der Sittenlehre sollen die hier dargelegten Grundsätze auch bei der Jugenderziehung angewandt werden.

Wir haben bisher gesehen, daß es Pflicht sei, die formale Freiheit unsrer Mitmenschen zu schonen und zu befördern, indem wir schuldig sind, jeden, der nur menschliches Angesicht trägt, zu betrachten als Werkzeug des Sittengesetzes. Die Menschen außer uns überhaupt und insbesondere ihre Freiheit sind uns Objekte der Pflicht, lediglich, inwiefern wir das letztere voraussetzen; außerdem würden sie uns nichts als bloße vernunftlose Objekte sein, mit denen wir umgehen könnten, wie wir wollten, und die wir als Mittel unsern Zwecken unterwerfen dürften. Wir sind sonach genötigt, so gewiß wir in Beziehung auf sie handeln, sie als moralische Wesen anzusehen, und nur diese Ansicht derselben bestimmt unsere Handlungsweise in Beziehung auf sie. Es ist schon daraus klar, daß wir dahin arbeiten müssen, daß diese Ansicht richtig sei, und daß ihre von uns zu schonende und zu befördernde Freiheit zur Beförderung des Vernunftzwecks

angewendet werde. Dasselbe läßt sich gar leicht auch unmittelbar beweisen. Der Wille des moralisch guten Menschen ist der Wille des Sittengesetzes selbst. Nun will dieses die Moralität aller vernünftigen Wesen; sonach muß der moralisch Gute dasselbe wollen. Aber sein Wille kann nicht ein ohnmächtiger, unkräftiger Wille sein; denn er als Individuum, und inwiefern er Kraft in der Sinnenwelt hat, ist Werkzeug des Sittengesetzes. Mithin wird er notwendig aus allen seinen Kräften diesen seinen notwendigen Willen zu realisieren suchen.

Der Beweis sonach, daß es absolute und allgemeine Pflicht sei, Moralität außer uns zu verbreiten und zu befördern, hat nicht die geringste Schwierigkeit.

Ein wenig mehr Schwierigkeit aber hat es, anzugeben, auf welche Weise dies möglich sei.

Nämlich: nur dasjenige ist moralisch zu nennen, was aus eignem freien Entschlusse geschieht, ohne die geringste Zunötigung und ohne den mindesten äußern Bewegungsgrund. Es scheint daher unmöglich, daß Moralität mitgeteilt werde, und daß in diesem Geschäfte die geringste Hilfe von außen einem Menschen durch einen andern Menschen geleistet werden könne. Die Forderung, Moralität zu verbreiten, scheint sonach völlig leer und unausführbar; und es scheint uns dabei nicht viel mehr übrig zu bleiben, als ohnmächtige Wünsche. Denn wie könnten wir sie befördern, als durch sinnliche Einwirkung, und wie könnte jemals sinnliche Einwirkung die Freiheit bewegen. Dies ist denn auch in mehrern Rücksichten, welche wir angeben wollen, unleugbar wahr.

1.

Zuvörderst kann es dem moralisch Gesinnten nicht einfallen, durch Zwangsmittel, durch Ankündigung von Belohnungen oder Strafen, die er entweder selbst, etwa als Staat, oder sonst übermächtiger Gebieter, zufügen will, oder die er, im Namen eines allmächtigen Wesens, als sein Vertrauter verheißt und androht, die Menschen zur Tugend zu bringen. Alle Handlungen, die durch etwas von dieser Art motiviert sind, haben schlechthin keine Moralität. Da man

diesen Satz noch immer zu schwächen und einzuschränken und das System einer Tugend für Lohn und Strafe durch allerhand Vorwände aufrecht zu erhalten sucht, so will ich meine Behauptung ganz scharf beweisen.

Aller Trieb nach Glückseligkeit gründet sich auf den Naturtrieb. Ich will dieses oder jenes Objekt, darum, weil in meiner Natur ein Trieb ist; ich will dieses oder jenes nicht, darum, weil in meiner Natur eine Abneigung dagegen ist. Bedient man sich nun dieses Triebes, um mich zu gewissen Handlungen zu bringen, so macht man dadurch diese Handlungen zu Bedingungen der Befriedigung dieses Naturtriebes, und es bleibt demnach ganz offenbar die Befriedigung meines Naturtriebes der letzte Zweck meiner Handlungen, und die Handlungen selbst sind nur die Mittel dazu und werden von mir nur als solche Mittel betrachtet. Darin aber besteht ja eben das Wesen der Unmoralität, daß die Befriedigung des Naturtriebes der letzte Zweck meines Handelns sei; dahingegen das Gesetz fordert, daß ich diesen Trieb einem höhern Antriebe ganz und gar unterordne. Man hat sonach auf diesem Wege mich gar nicht moralisch gemacht, sondern man hat mich vielmehr in meiner Unmoralität erst recht bestärkt, dadurch daß man sie durch etwas, das man Sittenlehre nennt und für das Höchste und Heiligste ausgiebt, autorisiert und durch Übung recht ausbildet. Man vernichtet dadurch alle Hoffnung zur Moralität, indem man die Unmoralität selbst an ihre Stelle setzt, jene sonach und alle Tendenz nach ihr und alle Ahnung derselben rein austilgt. — Das Verfahren mit dem Menschen ist dann gerade dasselbe, welches wir bei den Tieren anwenden. Wir bedienen uns des Instinkts der letztern, um an denselben die Fertigkeiten anzuknüpfen, die wir beabsichtigen, und so gingen wir denn auch bei den Menschen darauf aus, ihn nur zu dressieren, nicht aber ihn zu kultivieren.

Man enthalte sich sonach endlich jener ebenso unbestimmten und seichten, als schädlichen und alle wahre Moralität von Grund aus vertilgenden Ausflüchte: „Die Belohnung soll nicht der einzige Zweck des Tugendhaften sein; er soll sie nur auch mit zum Zwecke haben, oder sie soll nicht Haupt-, sondern nur Nebenzweck sein.“

Keineswegs; die Belohnung soll gar nicht Zweck sein. Jede Handlung aus Hoffnung des Lohns oder Furcht der Strafe ist absolut unmoralisch.

Man sage nicht: „Nur zu Anfang wollen wir uns dieses Mittels bedienen, bis wir die Menschen zur reinen Moralität dadurch fähiger gemacht haben." Durch den Gebrauch dieses Mittels fangt ihr gar keine moralische Gesinnung an, sondern setzt nur die alte unmoralische fort und nährt und pflegt sie recht sorgfältig: auch ist euer ganzes Vorgeben, daß die Menschen in irgend einem Zustande der reinen Moralität nicht fähig wären, rein erdichtet, und eure Unterscheidung zwischen einer reinen und einer nicht reinen Moralität geradezu widersinnig. Es giebt nicht zwei Moralitäten, sondern nur eine, und die, welche nicht rein ist, nicht lediglich aus der Vorstellung der Pflicht hervorgeht, ist gar keine. — Es ist nämlich hier lediglich von der Gesinnung und gar nicht von der Vollständigkeit oder Unvollständigkeit der Ausführung dieser Gesinnung im wirklichen Handeln die Rede. —

2.

Ebensowenig läßt sich Moralität durch theoretische Überzeugung erzwingen. Zuvörderst, die theoretische Überzeugung selbst läßt sich nicht erzwingen, ein richtiger und viele Phänomene im Menschen erklärender Satz, den die Philosophen der Schule selten beherzigen, weil sie dadurch in dem Wahne würden gestört werden, daß sie durch ihre Syllogismen den Menschen zu bessern und zu bekehren vermöchten. Niemand wird überzeugt, wenn er nicht in sich selbst hineingeht und die Zustimmung seines Selbst zu der vorgetragenen Wahrheit innerlich fühlt, welche Zustimmung ein Affekt des Herzens ist, keineswegs ein Schluß des Verstandes. Diese Aufmerksamkeit auf uns selbst hängt ab von der Freiheit, und der Beifall selbst wird sonach frei gegeben, niemals erzwungen. Es wird dadurch nicht gesagt, daß man frei sich überzeugen könne, wovon man nur wolle; nur von der Wahrheit kann man sich überzeugen und überzeugen wollen; aber selbst von ihr muß man sich nicht überzeugen, sondern das hängt vom guten Willen ab. Überzeugung ist eine Handlung

der Vernunft, welche durch einen Akt ihrer Selbstthätigkeit sich der Wahrheit unterwirft, nicht ein Leiden derselben. Überzeugung von Sätzen, die unsern Leidenschaften Abbruch thun, setzt einen herrschenden guten Willen schon voraus, der sonach nicht selbst wieder durch sie hervorgebracht werden kann.

3.

Da wir denn doch bei der Einwirkung durch Vernunftgründe, welche auf keinem andern Wege, als dem des theoretischen Räsonnements geschehen kann, werden stehen bleiben müssen, so haben wir vor der Hand wenigstens soviel gefunden, daß diese Einwirkung das Princip des Guten in dem Objekte derselben schon voraussetze, daß sonach alle Beförderung der Moralität unmöglich sein würde, wenn sich dieses Princip nicht allenthalben mit Zuversicht voraussetzen ließe.

Und da läßt sich denn nachweisen, daß es etwas in der menschlichen Natur Unaustilgbares gebe, an welches die Bildung zur Tugend stets angeknüpft werden kann: es ist dies der Affekt der Achtung. Dieser Affekt kann ungebraucht und unentwickelt in der Seele liegen, — aber er kann aus ihr weder ausgerottet, noch auf ein ihm fremdes Objekt hingerichtet werden. Die Sinnenlust kann man lieben, suchen, begehren, Vergnügen über ihren Genuß empfinden; aber nimmermehr kann man sie achten: dieser Affekt findet hier gar keine Anwendung. — Aber sobald er sein Objekt findet, äußert er sich unausbleiblich: alles Achtungswerte wird ganz sicher geachtet. Die erste Regel für Verbreitung der Moralität wird sonach die sein: zeige deinen Mitmenschen achtungswerte Dinge, und kaum können wir ihnen etwas in dieser Rücksicht Zweckmäßigeres zeigen, als unsere eigne moralische Denkungsart und moralisches Betragen. Es erfolgt hieraus die Pflicht des guten Beispiels. — Ich werde darauf zurückkommen und gehe jetzt in der Kette der Schlußfolgen fort. — Die erste Stufe der moralischen Bildung ist die Entwicklung der Achtung.

4.

Sobald der Mensch etwas außer sich zu achten genötigt wird, so entwickelt sich in ihm der Trieb sich selbst zu achten. Der Trieb

der Selbstachtung ist, sobald nur der Affekt der Achtung durch etwas außer uns entwickelt ist, ebenso unaustilgbar aus der menschlichen Natur, als die Selbstliebe. Kalt sich zu verachten, ruhig sich für einen Nichtswürdigen und Elenden anzusehen, dies hält kein Mensch aus; daß er aber sich achte, wenn er verächtlich ist, ist ebenso unmöglich.

Dadurch nun ist der moralische Zustand des Menschen oft um nichts gebessert, sondern weit öfter noch dazu beträchtlich verschlimmert. Um der unerträglichen Pein der Selbstverachtung zu entgehen, werden zweierlei Wege eingeschlagen; oft beide zugleich. Der Mensch sucht sich selbst zu entfliehen, weil er sich vor sich selbst fürchtet; er hütet sich einen Blick in sein Inneres zu werfen, weil ihm dies nichts, als zerreißende Gegenstände zeigt: er zerstreut sich, um nur sich selbst zu entgehen, desto mehr in den Gegenständen der Außenwelt. Er betäubt sein Gewissen. Weil dieses Mittel ihm denn doch nicht ganz hilft, sucht er sich der abgedrungenen Achtung eines Etwas außer ihm und der daraus folgenden Verachtung seiner selbst dadurch zu entledigen, daß er sich zu überreden sucht: seine Achtung sei Thorheit und Schwärmerei; es gebe überhaupt nichts Achtungswürdiges, Edles und Erhabenes; alles sei nur Schein und Täuschung; kein Mensch sei besser, als Er selbst, und die menschliche Natur überhaupt sei nicht besser. — Man bemüht sich vergebens, dieses System durch Vernunftgründe zu widerlegen. Es hat seinen Grund nicht im Verstande, sondern im Herzen. Dieser Grund im Herzen müßte zuvörderst aufgehoben, sie müßten der Scheu und Scham vor sich selbst entledigt werden. Sie sind nur darum mit allem Guten entzweit, weil sie es mit sich selbst sind. Man söhne sie zuvörderst aus mit sich selbst, d. h. man zeige ihnen, daß sie denn doch nicht so leer von allem Guten sind, als sie selbst es glauben. Man führe sie zunächst auf das gute Princip in ihnen selbst.

Also die Unmoralität ist entweder völlige Roheit, und diese muß durch das erst angezeigte Mittel, daß man dem Menschen nur etwas achten lehre, gebildet werden; oder sie ist Verzweiflung an sich selbst, und dann zeige man dem Menschen, daß wenigstens andere an ihm nicht verzweifeln; man lasse ihm sein Zutrauen merken und mache

ihn selbst, wenn man besonders mit ihm zu thun bekommt, auf das verborgne Gute in ihm aufmerksam. Wem andere Zutrauen zeigen, der wird bald auch selbst einiges zu sich bekommen; an wem alles außer ihm verzweifelt, der muß wohl auch selbst an sich zu verzweifeln anfangen.

So hängt in unserer Theorie alles zusammen, und ein Glied greift ein in das andere. Es ist schon oben erwiesen worden, daß es schlechthin pflichtwidrig sei, an der Möglichkeit der Verbesserung irgend eines Menschen innerlich zu verzweifeln. Was sich dort als innere Pflicht und als Regulativ unserer äußern Handlungen zeigte, zeigt sich hier wieder als ein Mittel zur Beförderung unseres aufgegebenen Zwecks, und es wird Pflicht, dieses innere Zutrauen auch äußerlich recht entscheidend zu zeigen.

Das gute Princip, welches in allen Menschen vorhanden ist und in keinem ausgetilgt werden kann, ist eben die Möglichkeit, irgend etwas, uneigennützig, ohne alle Rücksicht auf Vorteile, also aus einem Grunde schlechthin a priori, achten zu können; ferner der Trieb, sich selbst achten zu wollen, und die Unmöglichkeit, daß jemand zu der Niederträchtigkeit herabsinke, sich selbst kalt und ruhig zu verachten. Auf dieses führe man sie. Man zeige ihnen, daß ihrem eignen Betragen dies zu Grunde liege. So sage man z. B. denen, welche die Möglichkeit eines uneigennützigen Triebes im Menschen schlechthin leugnen, einem Helvetius und seinesgleichen: Ihr habt entdeckt, wie ihr uns berichtet, daß die Menschen nur durch Eigennützigkeit getrieben werden, und daß sie sich gröblich täuschen, wenn sie anderer Antriebe sich für fähig halten. Nun wohl, das ist gut für euch; benutzt diese Entdeckung, so gut ihr könnt, und geht eures Weges weiter fort. Aber warum teilt ihr denn eure Entdeckung uns mit; was mögt ihr, da alle Menschen, und also auch ihr, nur aus Eigennutz handeln können, durch diese Mitteilung gewinnen, oder welchen Verlust durch sie von euch abwenden? Richtet jene Täuschung Schaden an, so richtet sie wenigstens euch keinen an; denn ihr habt euch derselben, wie ihr versichert, völlig entledigt. Unser Schade aber, was schadet der euch; und was verschlägt es euch, daß um euch herum andere zu Schaden kommen? Freut euch

vielmehr desselben, und zieht daraus für euch soviel Gewinn als möglich. Überdies würde es euch, soviel wir einsehen, unmittelbar Nutzen bringen, daß alle außer euch in diesem Irrtume bleiben; und ihr müßtet, wenn ihr konsequent wäret, alles thun, um ihn aufrecht zu erhalten und zu verbreiten. Denn ihr erhaltet dadurch ein Mittel, unter dem Vorwande der Tugend und der Gemeinnützigkeit uns für eure geheimen Zwecke zu gewinnen, welches euch nicht so leicht sein wird, wenn ihr geradezu uns euern Privatnutzen als letzten Zweck ankündigt. Kurz, da ihr gar keinen Gewinn von der Mitteilung eurer Entdeckung haben könnt, so widerspricht eure Aussage eurer Aussage selbst. —

Ja, was noch mehr ist, ihr teilt uns dieselbe nicht so ganz gleichgiltig mit, ob wir sie nun annehmen oder nicht; sondern ihr macht euch ein angelegentliches Geschäft daraus, uns zu überzeugen, und verteidigt euren Satz mit allem möglichen Feuer. Woher mag doch dieses Interesse entstehen? Ist jene Schwärmerei wirklich so verächtlich, als ihr behauptet, warum widersetzt ihr euch denn derselben mit soviel Wärme und Kraft? Laßt sie doch in sich selbst zerfallen. — Also, euer Verfahren läßt sich schlechthin nicht verstehen, wenn euch nicht etwas anderes treibt, als Eigennutz. Was könnte dies sein? Es wird nicht schwer halten, es euch nachzuweisen.

Es liegt euch so viel daran, uns von eurer Meinung zu überzeugen, nicht, damit wir in unserm Handeln uns darnach richten; denn dies müßte euch sehr ungelegen sein, sondern damit wir durch unsere Überzeugung die eure bestätigen helfen. Ihr seid eurer Sache selbst nicht recht gewiß, was ihr auch sagen möget, und wünschet durch unsere Übereinstimmung die in euch selbst mangelnde Überzeugung vollends zu ergänzen.

Nun frage ich euch weiter: warum wollt ihr denn auch eurer Sache so ganz gewiß sein? Wenn bloßer Eigennutz die Triebfeder eurer Handlungen ist, welcher Profit könnte euch durch diese völlige Gewißheit entstehen? Ihr seid abermals inkonsequent. Ihr wollt derselben gewiß sein, darum, weil ihr außerdem euch selbst verachten, euch für schlechter ansehen müßtet, als andere Menschen; für schlechter und nichtswürdiger, als es eure Natur mit sich bringt.

Ihr wünscht sonach euch selbst achten zu können, und habt ein höheres Princip eurer Handelsweise in euch, als den bloßen Eigennutz, und seid besser, als ihr selbst denkt.

Oder ihr andern, die ihr nicht in diesem Falle seid, die ihr eures Herzens Meinung nicht an den Tag gebt, sondern sie sorgfältig in euer Inneres verschließt, und bei euern Handlungen ehrwürdige Zwecke vorwendet, die ihr selbst nicht habt; warum thut ihr dies? Wenn ihr dadurch bloß eure Mitmenschen betrügen wollt, um sie besser zu Beförderung eurer Zwecke brauchen zu können, so erkennt ihr ja allerdings durch euer Handeln an, daß es in denselben eine höhere und edlere Triebfeder gebe, als die des Eigennutzes, da ihr euch derselben bedient, auf sie baut, nach ihr eure Maßregeln nehmt. Abermals sonach widerspricht eure Meinung, daß nichts Höheres in der menschlichen Natur sei, als Eigennutz, eurem Verfahren, welches etwas Höheres voraussetzt und bei dieser Voraussetzung wohl von statten geht. Im Handeln wenigstens, wo das Innere des Menschen sich am sichersten entdeckt, könnt ihr euch nicht entbrechen, ein höheres Princip in dem Menschen anzuerkennen; dies aber könnt ihr nur aus euch selbst, aus eurer tiefen Empfindung haben, und nur so es auf andere übertragen. Auch ihr also seid nicht so leer von allem Guten, als ihr geglaubt habt.

Mit einem Worte: es giebt keinen nur ein wenig gebildeten Menschen — vom rohen Naturmenschen ist hier nicht die Rede; über dessen Bildung ist schon oben gesprochen worden — der nicht zuweilen Handlungen vollzöge, die sich nicht aus dem bloßen Princip der egoistischen Selbstliebe, oder aus der Voraussetzung desselben bei andern, erklären lassen. Auf diese Handlungen und auf das demselben zu Grunde liegende Princip muß man sie aufmerksam machen.

Damit gegen diesen Satz nicht eingewendet werde, was wir oben selbst erwiesen: die theoretische Überzeugung läßt sich nicht erzwingen; wie könnte man denn also sicher darauf rechnen, den andern zu überzeugen, daß allerdings noch etwas Gutes in ihm sei, setze ich hinzu: in unserm Falle kann man darauf sicher rechnen, denn das Herz des zu Überzeugenden ist unserm Vortrage schon im voraus geneigt. Jeder möchte sich gern achten können, wenn es nur möglich wäre,

darauf kann man sicher rechnen. Man kann sonach seinen Beifall ganz gewiß erwarten, wenn man ihm zeigt, daß aufs wenigste seine Anlagen der Achtung würdig sind.

Auf diese Grundlage läßt sich nun allmählich eine moralische Denkart aufbauen.

5.

Wir gehen zu dem Punkte zurück, den wir oben auf unserm Wege liegen ließen. Man muß, um den Affekt der Achtung in dem Menschen zu entwickeln, ihnen etwas Achtungswertes zeigen, sagten wir oben; aber man hat dazu kein besseres Mittel an der Hand, als sein eignes gutes Beispiel. — Es geht daraus hervor die Pflicht des guten Beispiels.

Man sieht sehr oft diese Pflicht ganz unrichtig an, als ob man verbunden sein könnte, dieses oder jenes, was man außerdem nicht zu thun gebraucht hätte (etwa in die Kirche, zum Abendmahle gehen u. dgl.), um des bloßen guten Beispiels willen zu thun. Aber es giebt, wie wir schon oben gesehen haben, auf dem Gebiete des Sittengesetzes keine gleichgiltigen Handlungen; dieses Gesetz umfaßt und bestimmt schlechthin alles, was durch Freiheit geschehen kann. Was mir geboten ist, muß ich schlechthin thun, um der Sache willen, ohne alle Rücksicht auf das Beispiel; was mir verboten ist, darf ich schlechthin nicht thun, gleichfalls ohne alle Rücksicht auf das Beispiel. Etwas Pflichtwidriges giebt notwendig ein böses Beispiel, und aus dem Unmoralischen kommt nie etwas Gutes. Mehr aber thun, als mir geboten ist, kann ich nicht, da die Pflicht ohnedies alle meine Kräfte und meine ganze Zeit in Beschlag nimmt. Es kann sonach gar keine Handlungen geben, deren letzter Zweck das gute Beispiel wäre, und die bloß um desselben willen geschähen. Die Pflicht des Beispiels geht schlechthin nicht auf die Materie der Handlungen. Vielleicht aber geht sie auf die Form derselben, und so ist es allerdings.

Nämlich, das Sittengesetz macht es bloß zur Pflicht, daß das Gebotene geschehe; ob es öffentlich, oder im geheim, mit Bekanntmachung der Grundsätze, nach welchen es geschieht, oder ohne ihre

Bekanntmachung geschehe, darüber entscheidet es an sich, und inwiefern es auf die bloße Handlung geht, nichts. Sieht man aber darauf, daß wir ein gutes Beispiel, welches freilich nichts weiter helfen soll, noch kann, als daß es Achtung für die Tugend einflöße, schuldig sei, so ist dies nicht mehr gleichgiltig, sondern es ist uns die höchste Publicität unsrer Maximen und Handlungen geboten.

Zuvörderst über den innern Charakter dieser Publicität. Die Absicht derselben ist Achtung einzuflößen für das Achtungswerte; aber die Achtung läßt sich nicht erzwingen und erkünsteln, sondern sie giebt sich freiwillig und unvermerkt. Mithin muß der Tugendhafte diese Absicht nicht merken lassen, und da er ja alles soll merken lassen, was ihm im Herzen ist, auch andere gar wohl bemerken, was wirklich da ist, muß er diese Absicht in Beziehung auf einzelne gar nicht haben. Er läßt unbefangen das Innerste seines Herzens sich äußerlich abbilden, ohne weiter etwas zu thun, um andere darauf aufmerksam zu machen.

Dies ist der äußere Charakter des offnen Mannes. Er geht seinen Weg gerade fort, redet und handelt allenthalben, gerade so wie es ihm um das Herz ist, und wie er es für pflichtmäßig hält, ohne dabei weder rechts noch links zu sehen, ob man ihn beobachte oder nicht, und ohne zu lauschen und zu fragen, was man etwa zu seiner Handelsweise sage; denn dazu hat er nicht Zeit, seine Zeit ist durch die Vollbringung seiner Pflicht besetzt. Aber eben darum verbirgt er sich auch nie, weil er ebenso wenig Zeit hat auf Heimlichkeit und Verborgenheit zu sinnen. Wird aber über ihn geurteilt, so steht er auch jedem Urteile Rede, verteidigt sich, wenn ihm seiner Überzeugung nach Unrecht geschieht, beschönigt seine Handlung nicht, wenn er seines Unrechts überführt ist. — Es giebt wohl keinen schönern Zug in einem menschlichen Charakter, als die Offenheit, und keinen gefährlichern, als die Verstecktheit. Gerader und offner Sinn führt wenigstens zur Rechtschaffenheit, wenn er es auch nicht selbst ist; aber wer sich versteckt, der hat eine heimliche Furcht vor der Wahrheit, hat irgend ein tiefes Gebrechen, das er nicht entdecken lassen möchte, und er ist nicht füglich zu bessern, ehe er nicht jene Wahrheitsscheu ablegt.

Dem Gleisner ist es Zweck, bemerkt zu sein. Man wird diesen Charakter in andern, und worauf es uns eigentlich am meisten ankommen muß, in sich selbst von dem der Offenheit leicht durch folgendes Merkmal unterscheiden. Der Gleisner macht gewöhnlich Zurüstungen, deren es zur Erreichung seines Zwecks gar nicht bedarf, und die sonach nur die Absicht haben können, Aufsehen zu erregen; der offne Mann thut nichts mehr, als gerade zur Erreichung seines Zwecks gehört.

Der offne Mann behauptet zuvörderst diese Publicität über seine Maximen. Seine herrschende Maxime soll die sein, seine Pflicht zu thun, schlechthin um der Pflicht willen. Aus diesem letztern Bewegungsgrunde nun macht er schlechthin kein Geheimnis. Seiner Unterwürfigkeit unter etwas Höheres und Größeres, als eines Aberglaubens sich zu schämen, sich selbst zum Gotte des Weltalls aufstellen zu wollen, ist äußerst verächtlich. Dem, was man für andere aus Pflichtgefühl gethan hat, oder wenigstens hätte thun sollen, einen andern Namen geben, es ihnen für besondere Freundschaft und Vorliebe, für Großmut, für Gnade und dergl. anrechnen, ist ebenso verächtlich.

Dieselbe Publicität ist in seinem Handeln, wie sich aus der Publicität der Maximen schon von selbst versteht, da es gar nicht Maximen sind, wenn sie nicht in Handlungen gesetzt werden, und man niemand überzeugen kann, daß dies die unsrigen wirklich sind, außer durch Handeln. Bloßes tugendhaftes Geschwätz taugt zu nichts und giebt gar kein gutes, sondern ein sehr schlimmes Beispiel, indem es den Unglauben an Tugend bestärkt. In dieser Rücksicht zeigt sich der offne Mann besonders konsequent. Seine Thaten sind wie seine Worte.

IV. Zur Förderung geistiger Bildung.

1.

Vorbemerkung von Dr. Färber. — In Zürich faßte Fichte den Plan, eine Rednerschule zu gründen, die bestimmt sein sollte, durch theoretischen Unterricht wie durch praktische Übungen das ganze Gebiet der Redekunst zu umfassen. Nachstehender, von J. H. Fichte im II. Bande der Biographie

seines Vaters veröffentlichte „Plan anzustellender Redeübungen“ bezieht sich darauf. Es scheint aber die Gründung nicht zustande gekommen zu sein, obwohl Lavater das Unternehmen unterstützte.

Schon die Staatsverfassung der Züricher macht es nötig, öffentlich zu reden. Einige junge Studierende aus den besten Familien haben, vermutlich in dieser Rücksicht, auf auswärtigen Akademieen über deutsche Redekunst gehört.

Außer diesen besondern Veranlassungen aber bleiben Übungen dieser Art für jeden von dem ausgebreitetsten Nutzen, man sehe nun entweder auf die Ausbildung, die durch das Ausarbeiten der Reden der Schreibart, oder auf die Leichtigkeit, die durch das Recitieren derselben dem ganzen Vortrage des Menschen gegeben wird.

Ich übergehe die Vorteile, die der eigentliche Gelehrte und der Geschäftsmann aus der Fertigkeit, seine Gedanken ohne Mühe, deutlich, ordentlich und passend mitzuteilen, fast in gleichem Maße zieht; übergehe, daß diese Fertigkeit bis auf den geringsten Geschäftsbrief Einfluß hat, und daß der, der das Schwerere mit Leichtigkeit macht, das Leichtere nur um so besser machen wird; aber das darf ich nicht übergehen, daß derjenige, der beizeiten angewiesen worden ist, seine Gedanken andern vorzutragen, sie auch sich selbst desto heller und zusammenhängender denken wird. So manches glauben wir zu verstehen, bloß weil die Worte, mit denen es uns erklärt ward, uns geläufig geworden sind; wir sollen es andern vortragen: es wird uns schwer, uns ihnen verständlich zu machen, und bald kommen wir ohne Mühe auf den Grund, warum es uns schwer wird, den: weil wir bisher uns selbst nicht verstanden.

Ein Kopf von glücklichen Anlagen hat helle Augenblicke, wo ein wahrer und großer Gedanke, er weiß selbst nicht, aus welcher Verbindung, sich gleichsam losreißt, wo er unerwartet auf eine Wahrheit trifft; aber zusammenhängendes, Schritt für Schritt seinen Gang nach einer bestimmten Richtung hin gehendes Denken wird nur durch Übung erworben. Aufmerksamkeit auf den Vortrag eines Lehrers, der diesen Weg geht, läßt diese Seele zu unbeschäftigt und ermattet jene. Welcher Lehrer

könnte so reden, daß jeder seiner Schüler ihm mit gleicher Leichtigkeit folgte? Man hat zu viel Veranlassung und zu große Leichtigkeit, diese Aufmerksamkeit zu unterbrechen, und einmal unterbrochen, muß der Lehrer nicht sehr zusammenhängend reden, wenn man den Faden derselben wieder anknüpfen kann, sobald man will. Außer der Erlernung der reinen Mathematik, die aber die Einbildungskraft weniger beschäftigt, ist die glücklichste und einzige Art, sich in diesem zusammenhängenden Denken zu üben, die, eigene Aufsätze zu machen. Sie ist die beste und sicherste Übung im Selbstdenken, in der Aufmerksamkeit, im zusammenhängenden Raisonnement, die nützlichste und einzig praktische Erlernung der Logik.

Viele Personen, die, ohne sich eigentlich den Wissenschaften gewidmet zu haben, dieselben lieben, wissen die von Geschäften ihnen übrigen Stunden nicht angenehmer hinzubringen, als durch Lektüre und Nachdenken. Immer lesen, immer dem Ideengange eines andern folgen, seinen Kopf zum Behälter von lauter fremden und immer sehr gleichartigen Gedanken zu machen, hat sein Ermüdendes; es spannt die Seele ab und wiegt sie in eine gewisse Indolenz. Durch nichts unterbricht man die Stagnation, die dadurch im menschlichen Geiste entsteht, glücklicher, als durch eignes Verarbeiten eigner Gedanken. Nichts giebt dem Geiste ein angenehmeres und stärkeres Gefühl und Bewußtsein seiner selbst, als seine Begriffe aus einer Region der Deutlichkeit in eine andre allmählich überzuleiten, sie willkürlich und selbstherrschend zu seinem Zwecke zu verbinden und zu modifizieren und die jedesmalige Bestimmung seiner selbst in einer wohlgetroffnen Abbildung sich wie von selbst darstellen zu sehen. Es giebt gewiß kein größeres Vergnügen für diejenigen, die desselben fähig sind, als dasjenige, welches man während und durch das Schreiben selbst genießt und welches, ganz unabhängig vom Vergnügen des Freundes, dem man seine Schrift im Vertrauen, oder dem Lobe des Publikums, dem man sie gedruckt vorlegt, in einer Welt, wo niemand lesen oder Gelesenes hören könnte, ebendasselbe bleiben würde. Mit geschärftem Sinne geht man dann zur Lektüre zurück, versetzt sich mit mehrerer Sicherheit und feinerm Takte in den Geist des Verfassers, versteht ihn richtiger und beurteilt ihn

gründlicher und läßt sich durch den Mann, dessen Nimbus um das Haupt schwindet und der unsersgleichen geworden ist, nicht mehr imponieren. Es ist sicher, daß niemand einen Schriftsteller ganz verstehen und mit ihm gleich fühlen kann, der es nicht selbst in einem gewissen Grade ist. Selbst dem also, der in den Wissenschaften nur Vergnügen sucht, gewährt die Fertigkeit der Schreibart das höchste, das sie geben können.

Vergnügen und Vorteil vermehrt sich durch die Übung, seine Ausarbeitungen laut vorzutragen. Jene Leichtigkeit des Weltmanns, in jedem Augenblicke, da er soll, eben das zu sagen, was er soll, wird dadurch, wo nicht erworben, doch in einem hohen Grade befördert. Schon in mehrern Gegenden hat man die Notwendigkeit, junge Leute zu dieser Leichtigkeit zu bilden, gefühlt und hat sie — mit weniger Nebenvorteilen und mit unendlich größerm Nachteile, wie mir's scheint — durch Schauspielübungen zu befördern gesucht.

Laut denken giebt überhaupt unsern Begriffen einen neuen Grad von Klarheit und Bestimmtheit. Es bringt Sinnlichkeit und Verstand in eine engere Verbindung, macht die abstraktesten Ideen des letztern darstellender und die Bilder der erstern einfacher und geordneter. Es giebt unserm Gefühl jene Reizbarkeit und Empfindlichkeit für alle Werke des Geschmacks. Das, was still und bloß mit dem Verstande, ohne die Worte tönen zu lassen, gelesen uns kalt läßt, wird uns erschüttern oder rühren, unsre Nerven durchschaudern oder uns in Thränen zerfließen machen, sobald wir es uns nach Regeln einer richtigen Deklamation auch nur mit der Phantasie laut lesen. Es giebt endlich unsrer eignen Schreibart jene Füllung und Rundung, die über jede Schrift, in der sie ist, jenen Reiz verbreitet, den man fühlt, ohne ihn zu sehen, und deren Mangel jene Mühe und Verdrossenheit verursacht, mit der wir so manche Schrift lesen, ohne uns sagen zu können, warum.

Diese Betrachtungen haben einem jungen Manne, der sich seit einiger Zeit hier aufhält und der etwas Anlage zu dieser Fertigkeit durch einige Übungen gebildet zu haben glaubt, die Idee gegeben, denjenigen, die hierin etwas Ähnliches mit ihm fühlen

sollten, Vorschläge zur Errichtung solcher Übungen im Reden und im Stile zu thun.

Wie jede andre Kunst, so muß sich auch diese auf bestimmte Gesetze der menschlichen Seele gründen; aber das historische Wissen dieser Gesetze giebt allein noch nicht die Fähigkeit, sie auszuüben, und man könnte sehr wohl alle Regeln der Redekunst inne haben, ohne dadurch auch nur ein mittelmäßiger Redner geworden zu sein. Die nützlichste Erlernung aller Regeln geschieht durch Übung, und keine versteht man richtiger und prägt sie seinem Gedächtnis tiefer ein, als diejenigen, die man durch seine Fehler gegen sie lernt. Diese Anweisungen zur Redekunst würden also nicht sowohl in systematischen Vorlesungen über dieselbe, als in Ausübung derselben bestehen.

Niemand kann reden lernen, wer nicht vorher denken gelernt, wer nicht wenigstens einige Begriffe gesammelt und in seiner Gewalt hat. Für einen ganz ungebildeten Kopf wird Redekunst die leidige Kunst zu schwatzen. Es könnten also an diesen Übungen nur solche Subjekte teilnehmen, die über die ersten Anfangsgründe schon hinaus sind.

Die Wahl der Gegenstände anbelangend könnten Ungeübtere, die aber doch wenigstens die lateinische oder französische Sprache verstünden und die deutsche richtig schrieben, Stellen oder ganze Reden, z. B. aus Cicero, ins Deutsche übersetzen. Geübtern würde der Lehrer oder auch sie selbst mit Billigung desselben, Materien zur eignen Bearbeitung wählen. Bei dieser Wahl würde vorzüglich auf Erweckung und Nährung des vaterländischen und republikanischen Geistes, den der Verfasser dieses Vorschlags, obwohl er Ausländer ist, fühlt und ehrt, auf Wiederholung der vaterländischen Geschichte durch Reden über ausgezeichnete Auftritte in derselben und auf reine, edle und männliche Moral Rücksicht genommen werden.

In Absicht auf die Behandlung würde das erste Erfordernis Wahrheit sein; denn Verfasser hält die Kunst, den Zuhörer zu überreden, wovon man will, für einen sehr unreinen Auswuchs der Redekunst und glaubt, daß nichts ästhetisch schön sei, was nicht moralisch wahr ist. Nichts also weniger hätte man von ihm zu

befürchten, als daß er unter dem edlen Namen der Redekunst die sehr unedle Kunst zu sophistisieren lehren würde.

Ebenso genau würde man über Ordnung und richtige Gedankenfolge sein und die Urteilskraft der Schüler so zu schärfen suchen, um die jeder Materie eigentümlichen und natürlichen Einteilungspunkte sicher zu finden, fest überzeugt, daß der nie ohne Ordnung reden könne, der sich diese Fertigkeit erworben hat. Es erhellt aus dem bisher Gesagten, daß diese Übungen zugleich Übungen im Selbstdenken und im bestimmten Räsonnieren werden könnten und sollten.

In Absicht auf den Stil würde Bestimmtheit und Deutlichkeit, sowie Reinheit der deutschen Sprache die erste Rücksicht sein; vor nichts aber würde man angelegentlicher warnen, als vor jener pretiösen, blumenreichen und empfindelnden Sprache, die man hier und da für eins mit schönem Sprechen zu halten angefangen hat.

Was dem mündlichen Vortrag selbst anbelangt, so ist Verfasser überzeugt, daß jeder Ton der Bearbeitung eine einzige ihm angemessene Deklamation und Aktion habe, und daß es ebenso lächerlich sei, einer ruhigen oder bloß warmen Rede die Deklamation des Enthusiasmus zu geben, als es widersprechend ist, irgend etwas, wovon der Zuhörer doch wenigstens annehmen soll, daß wir es selbst glauben, eintönig oder nach einer leiernden Melodie und so herzusagen, als ob es uns gar nichts angehe. Hieraus folgt, daß körperliche Beredsamkeit freilich ein notwendiger Gegenstand der Übungen sein, daß sie aber nie in affektierte Ziererei ausarten werde.

Jede aufgegebene Materie würde entweder vom Lehrer selbst bearbeitet oder aus einem als klassisch anerkannten Redner genommen, um die Arbeiten der Schüler damit zu vergleichen und die Gründe des Vorzugs einer Arbeit vor der andern zu entwickeln.

Die vollkommensten Muster des Stils scheinen noch bis jetzt die Alten, und noch scheint ihr Studium durch die Meisterstücke, die die neuern Sprachen haben, nicht überflüssig geworden zu sein. Wahre Übungen des Stils sind also mit dieser Lektüre genau verbunden. Sollten also einige ihren Geschmack nach diesen bessern Mustern zu bilden wünschen, und andere, auch ohne an den eigentlichen

Redeübungen teilzunehmen, von einer Beschäftigung dieser Art sich Nutzen versprechen, so würde man auch diesen Wünschen durch Vorlesungen über lateinische Schriftsteller nach diesem Endzwecke zu entsprechen suchen. Daß man bei denen, die daran teilnehmen wollten, so viel Kenntnis der lateinischen Sprache voraussetzte, um dem Sinne des Verfassers folgen und die Art, seine Gedanken auszudrücken, unterscheiden zu können, erhellt aus der Sache selbst, und ebenso die Art, wie man die Schriftsteller behandeln würde, aus dem Endzwecke, den man sich dabei vorsetzt: Erklärung des Sinnes, der Absicht des Verfassers, der Ursache, warum er eben diesen Umstand sagt, warum er ihn ebenso sagt, wie er ihn anders sagen könnte, warum das nicht ebenso zweckmäßig gewesen sein würde, seinen Ideengang, die Art, wie die einzelnen Teile zusammenhängen, warum sie eben so und nicht anders verbunden wurden. Dies zur Übung des Denkens und Räsonnierens überhaupt. Da aber die Absicht vorzüglich sein würde, diese Kunst in der deutschen Sprache auszuüben, so müßte dies immer mit vorzüglicher Rücksicht auf diese Sprache geschehen. Man würde Übersetzungen von dem zu lesenden Stücke annehmen, bei der Vorlesung selbst eine soviel möglich gute deutsche Übersetzung geben, zeigen, wo die deutsche Sprache der lateinischen nicht und wo sie ihr gleichkäme, wie verlorne Schönheiten im Deutschen durch andre ersetzt werden könnten u. s. w., und überhaupt die Zuhörer auf alle die Vorteile hinzuleiten suchen, auf die man fast nur durch Übersetzen aus fremden Sprachen aufmerksam wird: auf die Wirkung fast gleichbedeutender Wörter, auf den Periodenbau, auf die Wortsetzung u. dergl.

Diese Übungen sind schon an sich Übungen im Stil. Sollten aber einige an ihnen, als Redeübungen betrachtet, nicht Anteil nehmen wollen oder wegen ihrer geringen Vorschritte in den Wissenschaften nicht können, dennoch aber Anweisungen im Stil allein wünschen, so könnte für diese ein abgesonderter Plan angelegt werden. Für diese würde man teils ausgewählte Stücke aus deutschen klassischen Schriftstellern lesen, beurteilen und ihre Schönheiten entwickeln, teils Ausarbeitungen von allen Gattungen aufgeben und beurteilen. Hier würde man nach eben den Grundsätzen den Stil beurteilen, die schon

oben angegeben worden sind, und ebenso wie bei den Redeübungen entweder die Aufgabe selbst beurteilen, oder sie aus einem guten Schriftsteller entlehnen.

Für noch Jüngere wird eine andere hierher gehörige Übung vorgeschlagen: Übung im richtigen Lesen, als Vorbereitung zur Deklamation. Man würde, nach den Bedürfnissen und Fähigkeiten der Subjekte, von der einfachsten Erzählung an bis zur höchsten Dichtungsart selbst vorlesen und vorlesen lassen. Für diejenigen, die weiter wären, könnte ein Unterricht über deutsche Prosodie damit verbunden werden.

Dieses sind die ersten, noch wenig bearbeiteten Ideen des Verfassers. Es ist natürlich, daß dieser Entwurf, mit Beibehaltung des Wesentlichen, nach den subjektiven Forderungen und Bedürfnissen modifiziert und in Absicht auf Detail der Behandlung und Festsetzung der Stunden näher bestimmt werden müßte, wenn er von einigen annehmlich sollte befunden werden.

2.

Vorbemerkung von Dr. Färber. — Fichte hat sich öfter tadelnd über die gedankenlose Vielleserei seiner Zeit ausgesprochen. Statt Klopstock oder Goethes „Iphigenia" lese man schale Romane. An den Vielleser sei kein deutlicher Begriff mehr zu bringen, alles Gedruckte wiege ihn alsbald in stille Ruhe und süße Selbstvergessenheit, in eine Betäubung wie das Tabakrauchen. Er sei nicht mehr imstande, sich ein eignes Urteil zu bilden oder einem mündlichen Vortrage zu folgen. Dem gegenüber zeigt er, wie man lesen muß, seien es wissenschaftliche oder poetische Werke. Das Stück ist entnommen den „Grundsätzen des gegenwärtigen Zeitalters", S. 195 ff. (6. Vorlesung.)

Was man auch in Buchstaben Verfaßtes lesen möge, so ist es entweder ein wissenschaftliches Werk, oder ein Produkt der schönen Redekünste. Was keins von beiden wäre und ohne alle Beziehung auf das eine oder das andere, bleibt besser ungelesen, und es hätte auch immer ungeschrieben bleiben können.

Was zuvörderst wissenschaftliche Werke betrifft, so ist der erste Zweck beim Lesen derselben, sie zu verstehen und den eigentlichen wahren Sinn des Verfassers historisch zu erkennen. Hierbei muß

man nun nicht also zu Werke gehen, daß man sich dem Autor leidend hingebe und ihn auf sich einwirken lasse, wie Ohngefähr und gutes Glück es will, oder, daß man sich von ihm vorsagen lasse, was er uns eben vorsagen will, und nun hingehe und es sich merke. Sondern, wie in der Naturforschung die Natur den an sie gestellten Fragen des Experimentators zu unterwerfen ist und zu nötigen, daß sie nicht in den Tag hinein rede, sondern die vorgelegte Frage beantworte; ebenso ist der Autor zu unterwerfen einem geschickten und wohlberechneten Experimente des Lesers. Dieses Experiment wird also angestellt: Nachdem man vors erste das ganze Buch kursorisch durchgelesen, um nur vorläufig einen ohngefähren Begriff von der Absicht des Autors sich zu verschaffen, suche man den ersten Hauptsatz, Hauptperioden, Hauptparagraph, oder in welche Form es gefaßt sei, auf. Dieser ist nun notwendig, auch nach der Absicht des Autors, nur bis auf einen gewissen Grad bestimmt, im übrigen aber unbestimmt; denn wäre er schon durchgängig bestimmt, so wäre mit ihm das Buch zu Ende, und es bedürfte nicht der Fortsetzung, welche vernünftigerweise ja nur dazu da ist, um eben das unbestimmt Gebliebene weiter zu bestimmen. Nur inwieweit er bestimmt ist, ist er verständlich; inwieweit er unbestimmt ist, ist er dermalen noch unverständlich. Dieses Maß der Verständlichkeit und der Unverständlichkeit mache man sich recht klar auf folgende Weise: „Der Begriff, von welchem der Autor redet, ist, an sich und unabhängig von dem Autor, bestimmbar auf diese Weise und diese u. s. f.“ — Je weiter man vorläufig die Möglichkeit der Bestimmungen übersieht, desto besser ist man vorbereitet. — „Von diesen Möglichkeiten der Bestimmungen berührt nun der Autor in diesem ersten Satze d i e s e und d i e s e; und zwar bestimmt er in dieser Rücksicht so und so, — in diesem bestimmten Gegensatze gegen andre Bestimmungsweisen, die hier auch noch möglich wären. So weit nun ist er mir verständlich. Unbestimmt aber läßt er seinen Satz in dieser, dieser, dieser Rücksicht; wie er es nun damit meine, weiß ich zur Zeit noch nicht. Ich stehe fest in einem verständlichen Grundpunkte, umgeben von einer mir wohlbekannten Sphäre des jetzt noch Unverständlichen. Aber wie dies der Autor sich gedacht habe, — gesetzt auch, er sagte

es nicht einmal, — wird sich ergeben aus der Weise, wie er aus dem Vorausgesetzten folgert; der Gebrauch, den er von seinen stillschweigenden Voraussetzungen macht, wird ihn schon verraten. Lese ich weiter, bis der Autor weiter bestimmt! — ganz gewiß wird durch diese neue Bestimmung ein Teil der vorigen Unbestimmtheit wegfallen, der klare Punkt sich erweitern, die Sphäre des Unverständlichen sich verengen. Mache ich mir dieses dermalige Maß der Verständlichkeit wiederum recht klar und präge es mir ein und lese fort, bis der Autor abermals neu bestimmt! — und nach derselben Regel immerfort, so lange, bis die Sphäre der Unbestimmtheit und Unverständlichkeit ganz verschwunden und aufgegangen ist im Lichtpunkte, und ich das ganze Denksystem des Autors, vorwärts und rückwärts, in jeder beliebigen Ordnung, und alle Bestimmungen desselben ableitend aus jeder beliebigen einzelnen, selber erschaffen kann." — Um in diesem eignen Denken über den Autor streng über sich selbst zu wachen, auch um das einmal Festgesetzte und Klare nicht wieder zu verlieren, dürfte es sogar ratsam sein, diese ganze Operation mit der Feder in der Hand auf dem Papiere vorzunehmen, — und sollten, wie es anfangs sich wohl zutragen dürfte, über einen gedruckten Bogen zwanzig andere beschrieben werden müssen. Hier wäre das Erbarmen über das Papier an der unrechten Stelle: — nur daß nicht etwa dieses Papier, unter dem Namen eines Kommentars, zur Presse eile! Dieser Kommentar, als hervorgehend aus der Bildung, mit der ich zum Studium des Autors ging, ist doch eigentlich nur der Kommentar für mich, und jeder andere, der wirklich die Sache verstehen wollte, müßte wiederum mit meinem Kommentar dieselbe Operation anstellen. Lassen wir ihn lieber, wie es auch schicklicher ist, diese Operation am ersten Autor selber, wie auch ich es mußte, vollziehen.

Es ist klar, daß man auf diese Weise, — besonders wenn man gleich anfangs von einem noch klarern Begriffe ausging, als der Autor selber, — den Schriftsteller oft noch weit besser verstehen werde, als er sich selber verstand. Hier verwickelt er sich in seinem eignen Raisonnement; dort macht er einen falschen Schluß; dort versagt ihm der Ausdruck, und er schreibt ganz etwas anders nieder,

als er schreiben will; — was verschlägt mir dies? — ich weiß, wie er hat folgern und sagen sollen, denn ich habe sein Ganzes durchdrungen. Jenes sind Fehler der menschlichen Schwäche, die, bei entschiedenem Verdienste in der Hauptsache, der Edle nicht rügt.

Es ist ebenso klar, daß bei dieser Weise zu lesen man bald entdecken werde, wenn etwa der Autor selbst in der Wissenschaft, über welche er zu schreiben begehrt, nicht zu Hause ist und die Höhe des Zeitalters in ihr gar nicht kennt, oder wenn er ein verworrener Kopf ist. In beiden Fällen kann man seine Schrift ruhig hinlegen und braucht sie gar nicht weiter zu lesen.

Und so wäre denn der nächste Zweck des Verstehens und historischen Erkennens des Sinnes des Autors erreicht. Ob nun dieser Sinn des Autors der Wahrheit gemäß sei, — was der zweite Zweck des Lesens war, — zu beurteilen, wird nach einem so durchdringenden Studium sehr leicht sein, wenn nicht, wie zu erwarten, schon während des Studiums ein Urteil über diesen letztern Punkt sich ergeben hat.

Was zweitens das Lesen eines Redekunstwerks betrifft, so ist der eigentliche Zweck dieses Lesens der, daß man der Belebung, Erhöhung und Bildung des Geistes teilhaftig werde, welche das Werk zu gewähren vermag. Für diesen Zweck würde nun die ruhige Hingebung völlig zureichen; denn die Quelle des ästhetischen Wohlgefallens überhaupt zu entdecken und sogar in jedem einzelnen Falle sie zu erspüren, ist nicht jedermanns Ding, und die Kunst beruft zwar alle zum Mitgenusse, aber nur wenige zur Ausübung, oder auch nur zur Entdeckung ihrer Geheimnisse. Aber, damit das Kunstwerk auch nur an uns komme und wir mit demselben in Berührung treten, muß es vorläufig verstanden werden, d. h. wir müssen die Absicht des Meisters und was eigentlich er durch sein Werk habe liefern wollen, vollkommen begreifen, und diese Absicht, als den Geist des Ganzen, aus allen Teilen des Werks, und diese wieder aus jenem herauszukonstruieren vermögen. Immer ist dies noch nicht das Kunstwerk selbst, sondern nur der prosaische Teil davon; erst das, was uns bei der Ansicht des Werks aus diesem Standpunkte gewaltig erfassen und ergreifen wird, ist das Wahre der Kunst; aber doch müssen wir jenen Teil, das Durchdringen des Werks in

seiner organischen Einheit, erst an uns gebracht haben, um seines Genusses fähig zu sein. Immer auch bleibt jene organische Einheit, wie alles Geniale, unendlich und unerschöpflich, aber es ist schon ein Genuß, sich ihr auch nur in einer gewissen Entfernung angenähert zu haben. Wir werden zurückkehren zu unsern ernsten Geschäften und jener Anschauung vergessen; aber sie wird insgeheim bleiben in unserm Innern und, uns unbewußt, sich fortbilden. Wir werden nach einiger Zeit zurückkommen zu unserm Werke und dasselbe in einer andern Gestalt erblicken; und so wird es uns nie alt werden, sondern bei jeder neuen Beschauung sich uns zu einem neuen Leben verjüngen. Wir werden nicht mehr uns sehnen nach etwas Neuem, weil wir das Mittel gefunden haben, gerade das Allerälteste in das lebendigste und jüngste Neue umzuwandeln.

Was nun jene organische Einheit eines Kunstwerks sei, die vor allen Dingen erst verstanden und begriffen werden müsse, — frage mich keiner, der es nicht schon weiß, und dem ich durch das eben Gesagte nicht, entweder nur seinen eignen Gedanken wiederholt oder wenigstens ihn bloß deutlicher ausgesprochen habe. Über die Einheit eines wissenschaftlichen Werks konnte ich mich Ihnen ganz klar machen und habe es meines Wissens gethan; nicht so über die Einheit eines Kunstwerks. Wenigstens ist d i e Einheit, welche ich meine, nicht jene Einheit der Fabel und der Zusammenhang ihrer Teile und ihre Wahrscheinlichkeit und die psychologische Fruchtbarkeit und moralische Erbaulichkeit derselben, von denen die üblichen Theorieen und Kunstkritiken verlauten; — Geschwätz von Barbaren, die sich durch andre ihn anlügen lassen! — Die Einheit, welche ich meine, ist eine andre; höchstens durch Beispiele, durch wirkliche Zergliederung und Zusammenfassung vorhandner Kunstwerke in jenem Geiste würde es sich dem Unkundigen deutlich machen lassen.

3.

Vorbemerkung von Dr. F ä r b e r. — Dieses Stück bildet den Schluß des Aufsatzes „Ü b e r B e l e b u n g und E r h ö h u n g d e s r e i n e n I n t e r e s s e f ü r W a h r h e i t“, welcher zuerst in Schillers „Horen“ 1795 veröffentlicht wurde. Es wird darin gezeigt, daß nur der freie Gebrauch der Geisteskraft Genuß verschafft, geistige und moralische Stärke erhöht.

Das Gefühl der für formale Wahrheit angewandten Kraft gewährt einen reinen, edlen, dauernden Genuß. Einen solchen Genuß kann uns überhaupt nur dasjenige gewähren, was unser eigen ist und was wir durch würdigen Gebrauch unsrer Freiheit uns selbst erworben haben. Was uns hingegen ohne unser Zuthun von außen gegeben worden ist, gewährt keinen reinen Selbstgenuß. Es ist nicht unser und es kann uns ebenso wieder genommen werden, wie es uns gegeben wurde. Wir genießen an demselben nicht uns selbst, nicht unser eignes Verdienst und unsern eignen Wert. So verhält es sich auch insbesondere mit Geisteskraft. Das, was man guten Kopf, angebornes Talent, glückliche Naturanlage nennt, ist gar kein Gegenstand eines vernünftigen Selbstgenusses; denn es ist dabei gar kein eignes Verdienst. Wenn ich eine reizbarere, thätigere Organisation erhielt, wenn dieselbe gleich bei meinem Eintritt ins Leben stärker und zweckmäßiger affiziert wurde, was habe ich dazu beigetragen? Habe ich jene Organisation entworfen, unter mehrern sie ausgewählt und mir zugeeignet? Habe ich jene Eindrücke, die mich bei meinem Eintritte ins Leben empfingen, berechnet und geleitet?

Meine Kraft ist mein lediglich, inwiefern ich sie durch Freiheit hervorgebracht habe. Ich kann aber nichts in ihr hervorbringen, als ihre Richtung und in dieser besteht denn auch die wahre Geisteskraft. Blinde Kraft ist keine Kraft, vielmehr Ohnmacht. Die Richtung aber gebe ich ihr durch Freiheit, deren Regel ist, stets übereinstimmend mit sich selbst zu wirken; vorher war sie eine fremde Kraft der willenlosen und zwecklosen Natur in mir.

Diese Geisteskraft wird durch den Gebrauch verstärkt und erhöht, und diese Erhöhung giebt Genuß, denn sie ist Verdienst. Sie gewährt das erhebende Bewußtsein: ich war Maschine und konnte Maschine bleiben; durch eigene Kraft, aus eignem Antriebe habe ich mich zum selbständigen Wesen gemacht. Daß ich jetzt mit Leichtigkeit, frei, nach meinem eigenen Zwecke fortschreite, verdanke ich mir selbst; daß ich fest, frei und kühn an jede Untersuchung mich wagen darf, verdanke ich mir selbst. Dieses Zutrauen auf mich, dieser Mut, mit welchem ich unternehme, was ich zu unternehmen habe.

diese Hoffnung des Erfolgs, mit der ich an die Arbeit gehe, verdanke ich mir selbst.

Durch diese Geisteskraft wird zugleich das moralische Vermögen gestärkt, und sie ist selbst moralisch. Beide hängen innig zusammen und wirken gegenseitig aufeinander. Wahrheitsliebe bereitet vor zur moralischen Güte und ist selbst schon an sich eine Art derselben. Dadurch, daß man alle seine Neigungen, Lieblingsmeinungen, Rücksichten, alles, was außer uns ist, den Gesetzen des Denkens frei unterwirft, wird man gewöhnt, vor der Idee des Gesetzes überhaupt sich niederzubeugen und zu verstummen, und diese freie Unterwerfung ist selbst eine moralische Handlung. Herrschende Sinnlichkeit schwächt in gleichem Grade das Interesse für Wahrheit, wie für Sittlichkeit. Durch den Sieg, den das erstere über dieselbe erkämpft, wird zugleich für die Tugend ein Sieg erfochten. Freiheit des Geistes in einer Rücksicht entfesselt in allen übrigen. Wer alles, was außer ihm liegt, in der Erforschung der Wahrheit verachtet, der wird es auch in allem seinem Handeln überhaupt verachten lernen. Entschlossenheit im Denken führt notwendig zur moralischen Güte und zur moralischen Stärke.

V. Zur Erziehung und zum Unterricht der gebildeten und gelehrten Stände (Gymnasial- und Universitätspädagogik).

1.

Vorbemerkung von Dr. Färber. — Nachstehende „Aphorismen über Erziehung" aus dem Jahre 1804 wurden als Rechenschaftsablegung geschrieben bei Gelegenheit eines damals von Fichte gefaßten Plans, einige Söhne aus befreundeten Familien zur Erziehung mit dem eignen in sein Haus aufzunehmen. Sie sind zuerst in der Gesamtausgabe von Fichtes Werken (Berlin 1846) gedruckt. Die Unterrichtsgegenstände, die nach demselben gelehrt werden sollen, nehmen auch heute noch im Gymnasium eine bevorzugte Stelle ein.

1. Einen Menschen erziehen, heißt, ihm Gelegenheit geben, sich zum vollkommnen Meister und Selbstherrscher seiner gesamten Kraft zu machen. Der gesamten Kraft, sage ich; denn die Kraft des Menschen

ist eine und ist ein zusammenhängendes Ganze. Sogleich in der Erziehung einen abgesonderten Gebrauch dieser Kraft als Ziel ins Auge fassen, — den Zögling für seinen Stand erziehen, wie man dies wohl genannt hat, würde nur überflüssig sein, wenn es nicht verderblich wäre. Es verengt die Kraft und macht sie zum Sklaven des angebildeten Standes, da sie doch sein Herrscher sein sollte. Der völlig und harmonisch ausgebildeten Kraft kann man es überlassen, von welcher Seite her sie sich der Welt und der Praxis in ihr nähern werde; oder: in allen Ständen kommt es nicht darauf an, wozu man erzogen sei und was man gelernt habe, sondern was man sei? Wer überhaupt nur wirklich ist, ein vernünftiges und in jedem Augenblicke selbstthätiges Wesen, wird immer mit Leichtigkeit sich zu dem machen, was er in seiner Lage sein soll. Wer aber durch irgend eine äußerliche Einübung (Dressur) den leider ermangelnden Tierinstinkt ersetzt hat, der bleibt eben in dieser Schranke befangen, die ihn wie eine zweite, ihm undurchdringliche Natur umgiebt, und die Erziehung, der Unterricht hat ihn gerade beschränkt, getötet, statt ihn zu befreien und zum lebendigen Fortwachsen aus sich selbst fähig zu machen.

2. Für Entwicklung der Geisteskraft in diesem allgemeinsten Sinne haben wir Neuern nichts Zweckmäßigers, als die Erlernung der alten klassischen Sprachen. Ob man fürs Leben jemals dieser Sprachen bedürfen werde, davon sei nicht die Frage, ja sogar davon werde abgesehen, ob es dem aufkeimenden Geiste rätlicher sei, in der gepreßten Luft der modernen Denkart, oder in dem heitern Wehen der Schriftsteller des Altertums zu atmen. Folgende Frage aber kann nicht geschenkt werden: wie der Zögling über den Nebel nicht von ihm geschaffner und deshalb nicht verstandner Worte, der nur den Geist, welcher ihm unbewußt in der Sprache umherwankt, keineswegs aber seinen eignen in ihm aufkommen läßt, — über diesen Nebel, der den größten Teil selbst der angeblich gebildeten Menschen zeitlebens gefesselt hält, zur lebendigen Anschauung der Sache selbst gelangen solle?

Ich halte dafür, daß dies geschehen könne nur durch das Studium der Sprachen, deren ganze Begriffsgestaltung von der Modernität

völlig abweicht und jeden, der es in dieser Region bis zum eigentlichen Verstehen bringen soll — was freilich mehr ist, als was der gewöhnliche Unterricht in den alten Sprachen bezweckt und in der Regel auch erreicht, der sich mit dem ungefähren Dolmetschen des Sinnes begnügt, — entschieden nötigt, über alle Zeichen hinweg zu etwas Höherm, als das Sprachzeichen ist, zu dem Begriffe der Sache sich zu erheben: — ein Studium, welches ebendarum durch die Erlernung keiner neuern Sprache zu ersetzen ist, weil hierin mit nichtverstandnen Phrasen, gegen andere gleichgeltende, nur anders tönende, welche ebenfalls nicht verstanden werden, d. h. in denen niemals vom Ausdrucke und Bilde zum Begriffe vorgedrungen wird, — ein Tauschhandel getrieben werden kann und getrieben wird. Daher nun die Nebelwelt halbverstandner, nie bis auf ihren Kern untersuchter Vorstellungen, in der das gewöhnliche Bewußtsein auch der sogenannten Gebildeten lebt und die ihre Wahrheit sind, nach der zufälligen Gestaltung des sie umgebenden Sprachgeistes und nach dem ebenso zufälligen Anfluge aus ihren speciellen Umgebungen, wo also nirgends das Bewußtsein mit dem Realen und Wahren zu thun hat, sondern mit den Schattenbildern desselben.

3. Es liegt in der Sache, daß die Form des Unterrichts und der Übungen auf den beschriebenen Zweck berechnet sein muß; eine Form, mit welcher ich aus alter Übung im Unterrichte sehr bekannt zu sein glaube. Eine Nebenrücksicht hierbei wird die sein, den größten Teil der Zeit und der Mühe, der in dem hergebrachten Unterrichte auf das Lateinische, eine sehr nachstehende Tochter des Griechischen, gewidmet wird, der Mutter selbst zuzuwenden, mit dem Griechischen, soviel dies möglich ist, anzufangen, dies als Hauptsache zu nehmen und bis zu Stil- und sogar Sprechübungen zu treiben, indem aus der für den gebornen Deutschen wegen der sehr nahen Verwandtschaft des Griechischen mit seiner Muttersprache ohnedies leicht zu erlangenden Fertigkeit eine Ansicht von der Sprache überhaupt und so auch eine Vorbereitung auf das weit ferner für uns liegende Lateinische erfolgt, welche auf umgekehrtem Wege nicht so sicher zu erreichen wäre.

4. Es versteht sich, daß über dieser Erlernung der alten Sprachen und der Ansichten der alten Welt, der alten Geschichte, Geographie u. s. w., die Kenntnis der umgebenden Welt nicht vergessen werde. Dies ist nun aber, weil es das Umgebende betrifft, mehr durch Leben und möglichst zu vermittelnde Anschauung, als durch totes Studium und Überlieferung, mehr durch unmittelbare Erfahrung und Konversation darüber, als durch besondere Lehrstunden zu fördern. Ein lebendiger, durch seine tägliche Arbeit an Verknüpfung und Ordnung gewöhnter Knabe wird nicht ermangeln, von dem, was er erblickt, aufzusteigen zu dem, was er nicht erblickt, und darnach, sowie nach dem Zusammenhange beider zu fragen, und er wird Befriedigung erhalten, wenn diejenigen, die ihn umgeben, teils selber die Sache wissen, teils so zu antworten verstehen, daß keine tote, nur wiederholende Phrase, sondern eine lebendige Anschauung im Zöglinge entstehe.

5. Der innere Geist und Charakter dieser intellektuellen Erziehung, ohne welchen alle äußerlichen Fertigkeiten und Kenntnisse keinen Wert haben, ist der, daß der Zögling in der That und stets selbst arbeite, alles durch eigne Geisteskraft sich erwerbe, keineswegs aber nur mechanisch etwas erlerne. Diese Methode, leicht oder spielend zu lehren und zu lernen, kann daher in einem vernunftgemäßen Erziehungsplane nicht eintreten, in welchem es gar nicht darauf ankommt, was da erlernt sei, sondern was der Zögling geistig vermöge, und wie dies Vermögen durch den Stoff des Unterrichts entwickelt worden sei.

Aus diesem Grunde wird das Studium der Mathematik, am geeignetsten nach Euklides oder in dieser Methode, der zweite Hauptzweig des eigentlichen Unterrichts sein.

6. Dagegen im unmittelbaren Leben, durch ein von selbst sich darbietendes oder künstlich herbeigeführtes Bedürfnis angeregt, sind die neuern Sprachen zu erlernen. Diese Erlernung ist dem Knaben, der schon an den alten Sprachen Kenntnis der Sprache überhaupt sich erworben und Ohr und Zunge an ihnen geübt hat, der ferner Lateinisch versteht, besonders bei den Töchtern des Lateinischen sehr

leicht, wenn dabei nur nicht auf eine zu nichts dienende Virtuosität im bloßen Sprechen ausgegangen wird.

7. Jenen auf Anschauung gegründeten Unterricht in den Anfangsgründen der Geometrie und Arithmetik abgerechnet, ist ein eigentlich systematisches und spekulativisches Studium der Wissenschaften vor den Jahren der anfangenden Reife sogar nachteilig. Früher werde nur reicher Stoff der Erkenntnis herbeigeführt, die Phantasie gestärkt und frei und selbständig gemacht, der Verstand durch Übung an den gesetzmäßigen Gang angewöhnt, als ob dies gar nicht anders sein könne. Erst in dieser Richtigkeit des geistigen Blickes befestigt, möge er Ausflug nehmen zur Erforschung und zum deutlichen Bewußtsein seiner Gesetze, denen er bisher, wie einem dunkeln Instinkte, folgte. Mit einem Worte: Transscendentalismus jeder Art, selbst in seinen leisesten Andeutungen, gehört nicht unter die Gegenstände der Erziehung.

8. Der Körper ist so gut Ausdruck der gesamten menschlichen Kraft, als es der Geist ist. Abgerechnet nun, daß ganz gegen die gewöhnliche Meinung von der „Ungesundheit" des Fleißes und des ernsten Studiums, frühe Geistesbildung, wenn sie nur nicht ein Brüten der Memorie über toten, unverstandnen Phrasen, sondern ein Leben und Weben der Phantasie sein soll, schon durch sich selbst auch für den Körper der wirksamste Lebensbalsam ist: — dies abgerechnet, bleibt es noch besondrer Zweck der Erziehung, den Zögling auch seines Körpers Meister zu machen, also daß er diesen besitze, in keinem Sinne aber von ihm besessen werde, — auch nicht durch körperliche Stimmungen und Aufregungen.

Hierher gehört zuerst Entwicklung und Fixierung der Sinne; des Auges durch (nicht mechanisches, sondern perspektivisches) Zeichnen; des Ohrs durch Übung im harmonischen einstimmigen und vielstimmigen Gesange und, sofern Talent vorhanden, auch im Erlernen eines musikalischen Instruments: — des allgemeinen Sinnes durch Gewöhnung an ununterbrochene Aufmerksamkeit und absolutes Nichtdulden des Zerstreutseins (dieser Punkt ist wichtiger als er scheint, und ich getraue mir zu behaupten, daß man das Menschengeschlecht mit einem Streiche von allen seinen übrigen Gebrechen geheilt haben

würde, wenn man jeden von dem Zerstreutsein geheilt, und ihn dahin gebracht hätte, nur allemal seine ganze unzerstreute Aufmerksamkeit auf das zu richten, was er jetzt treibt).

Täglicher Genuß der frischen Luft, harmonische Ausbildung des Körpers durch gymnastische Übungen, wie Tanzen, Ringen, Fechten, Reiten, insgesamt auf den Zweck gerichtet, den Körper unter die Herrschaft des Geistes zu bringen und ihn zugleich zum starken, andauernden Werkzeuge desselben zu machen, verstehen sich von selber im Ganzen dieses Erziehungsplans.

9. Eine positive moralische Erziehung, d. h. eine solche, die sich den Zweck setze und ihn ausdrücklich ausspreche, den Zögling zur Tugend zu bilden, giebt es nicht; vielmehr würde ein solches Verfahren den innern moralischen Sinn ertöten und gemütlose Heuchler und Gleisner bilden. In der eignen schamhaften Stille des Gemüts, ohne Geschwätz und Selbstbespiegelung, muß die Sittlichkeit von selbst aufkeimen und allmählich höher erwachsen und sich verbreiten, sowie die äußern Beziehungen sich teils vermehren, teils dem Kinde klarer werden. So muß es sein, und so wird es ohne alles absichtliche Zuthun allenthalben von selbst erfolgen, sofern nur lauter gute Beispiele den Zögling umgeben und alles Schlechte, Gemeine und Niedrige fern von seinem Auge gehalten wird.

Außer dieser verhütenden Sorgfalt hat der Erzieher nur noch folgendes zu thun: wenige, in sich selbst durchaus klare und leicht zu beobachtende positive Gebote aufzustellen, an deren Befolgung, ohne irgend eine Ausnahme und unverbrüchlich, gehalten werde. So wäre denn irgend einmal mit Feierlichkeit das sittliche Gesetz anzukündigen: schlechthin nicht zu lügen, nicht wissentlich und bedächtig gegen sein Bewußtsein zu reden oder zu handeln. Nach aller Erfahrung ergreift dieses Gesetz mit einer wunderbaren Gewalt den Knaben, erhebt ihn, giebt ihm eine innerliche Fassung und wird ihm unaustilgbare Quelle der innern Rechtschaffenheit, die die Mutter aller Tugenden ist und keinen, der sie besitzt, ohne Rettung fallen läßt.

10. Innere Religiosität des Gemüts, das heißt: heilige Ahnung eines über alle Sinnlichkeit Erhabenen und Hinneigung zu ihm, findet bei innerer Rechtschaffenheit des Gemüts und zweckmäßiger

Geistesbildung, wie sie eben beschrieben worden, sich ganz von selbst. Sie planmäßig anlehren zu wollen, würde abermals den innern Sinn dafür ertöten und den Heuchler bilden.

Die Unterweisungen in der positiven Landesreligion wird, wenn der Zögling in die Jahre kommt, an den Mysterien derselben teilzunehmen, der Geistliche seiner Konfession (welches diese sei, ist unsrer Erziehung völlig gleichgiltig) besorgen, und unser Erziehungsplan wird jeder positiven oder negativen Einmischung und jedes Einflusses in diese Angelegenheit sich mit strenger Gewissenhaftigkeit enthalten.

11. Die äußern Mittel zur Erreichung des angegebenen Zwecks werden folgende sein:

Es wird ein Hauslehrer, oder falls eine größere Anzahl von Zöglingen sich fände, deren zwei gehalten. Die ausschließenden Bedingungen, durch die man sich bei der Wahl dieser Lehrer leiten lassen wird, werden darin bestehen: zuvörderst, daß ihnen Pädagogik um ihrer selbst willen Geistes- und Herzensangelegenheit sei, und sie daher eine solche Stelle nicht als Mittel für einen fremden Zweck, sondern selbst als nächsten Zweck suchen; — sodann, daß, wenn sie auch nicht alles, sogar nur weniges von dem, was sie lehren sollen, wissen, sie doch die Geistesfreiheit und Übung haben, immer mit Leichtigkeit es zu lernen, sowie sie dessen bedürfen, und ebenso die zweckmäßigste Methode, es zu lehren, besitzen oder diese sich anzueignen vermögen. Diese Männer werden, abwechselnd mit mir, unter täglich gegenseitiger Rücksprache und Rechenschaftsablegung, lehren und die Zöglinge unter ununterbrochener Aufsicht behalten.

12. Fremde Kinder durchaus und ganz wie unser eignes anzusehen und zu behandeln, dazu müßte uns selbst, wenn es keine höhern Antriebe gäbe, sogar die Klugheit und das Wohlwollen gegen unser eignes Kind nötigen, indem das entgegengesetzte Benehmen gerade für es selbst die nachteiligsten Folgen haben würde.

2.

Vorbemerkung von Dr. Färber. — In diesem Stück geben wir einige Abschnitte aus der Schrift „Über das Wesen des Gelehrten und

seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit. In Vorlesungen, gehalten zu Erlangen im Sommerhalbjahr 1805 von J. G. Fichte.“ Wir teilen daraus zuerst einige Sätze mit, welche wenigstens einen ungefähren Begriff von dem geben, was Fichte in diesem Buche unter „Idee“ versteht. Die göttliche Idee ist ihm dasselbe, was er früher mit dem „absoluten Ich“ bezeichnete. Wer zur Erkenntnis derselben beiträgt, ist ein Führer zur gelehrten Bildung. Nicht jeder, der studiert hat, ist ein Gelehrter in diesem Sinn, sondern nur, wer, von der göttlichen Idee durchdrungen, etwas Neues hervorbringt. Das Talent bedarf des Fleißes zu seiner Ausbildung; doch kann der junge Mann beim Studieren noch nicht wissen, ob er Talent hat; Fleiß aber wird ihm immer nützlich sein. Er soll auf der Universität Freiheit genießen. Schüler, die zum Studieren bestimmt sind, sollen schon auf der niedern Gelehrtenschule (Gymnasium) mit dem Hohen und Edeln vertraut gemacht werden; aber erst auf der Universität bekommen sie einen deutlichen Begriff von dem Wesen und der Würde ihrer Bestimmung. In dem letzten Teile werden die Pflichten des akademischen Lehrers erörtert.

Zur Erzeugung der Einsicht in das innere Wesen des Gelehrten dienen folgende Sätze:

1. Die gesamte Sinnenwelt mit allen ihren Verhältnissen und Bestimmungen, und insbesondere das Leben des Menschen in dieser Sinnenwelt sind keineswegs an sich und in der That und Wahrheit dasjenige, als welches sie dem ungebildeten und natürlichen Sinne der Menschen erscheinen, sondern es ist etwas Höheres und Verborgenes, welches der natürlichen Erscheinung bloß zum Grunde liegt. Man kann diesen höhern Grund der Erscheinung in seiner höchsten Allgemeinheit sehr schicklich nennen: die göttliche Idee, und dieser Ausdruck: göttliche Idee, soll von nun an nichts mehr bedeuten, als eben den höhern Grund der Erscheinung, so lange, bis wir diesen Begriff weiter bestimmen.

2. Ein bestimmter Teil des Inhalts dieser göttlichen Idee von der Welt ist dem ausgebildeten Nachdenken zugänglich und begreiflich, und soll, unter Leitung dieses Begriffs, durch die freie That der Menschen an der Sinnenwelt herausgebildet und in ihr dargestellt werden.

3. Falls es unter den Menschen einzelne geben sollte, welche ganz oder teilweise in den Besitz des zuletzt erwähnten Teils der göttlichen Idee von der Welt sich setzten, — sei es, um durch

Mitteilung an andere die Erkenntnis der Idee unter den Menschen zu erhalten und zu verbreiten, oder durch unmittelbares Handeln auf die Sinnenwelt diese Idee in ihr darzustellen, — so wären diese Einzelnen der Sitz eines höhern und geistigern Lebens in der Welt und eine Fortentwicklung der Welt, sowie sie zufolge der göttlichen Idee erfolgen sollte.

4. Diejenige Art der Erziehung und geistigen Bildung in jedem Zeitalter, vermittelst welcher dieses Zeitalter die Menschen zur Erkenntnis des erwähnten Teils der göttlichen Idee zu führen hofft, ist die gelehrte Bildung, — und derjenige, welcher dieser Bildung teilhaftig wird, der Gelehrte desselben Zeitalters. — —

Der Trieb des bloßen natürlichen Daseins geht auf das Beharren beim Alten; selbst wo die göttliche Idee sich mit ihm vereinigt — auf die Aufrechterhaltung des bisherigen guten Zustandes und höchstens auf kleine Verbesserungen desselben; wo aber die göttliche Idee rein und ohne Beimischung des natürlichen Antriebes ein Leben gewinnt, da baut sie neue Welten auf auf die Trümmer der alten. Alles Neue, Große und Schöne, was von Anbeginn der Welt an in die Welt gekommen und was noch in sie kommen wird, ist in sie gekommen und wird in sie kommen durch die göttliche Idee, die in einzelnen Auserwählten teilweise sich ausdrückt. — —

Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob es das natürliche Talent, oder der Fleiß sei, was in den Wissenschaften am meisten fördere. Ich antworte: beides muß sich vereinigen; für sich allein und ohne das andere taugt keines von beiden. Das natürliche Talent oder das Genie ist ja nichts weiter, als der Trieb der Idee, sich zu gestalten; die Idee aber hat an sich gar keinen Inhalt oder Körper, sondern sie erbaut sich denselben erst aus den wissenschaftlichen Umgebungen der Zeit, welche lediglich der Fleiß herbeiliefert. Wiederum vermag auch der Fleiß nichts weiter, als diese Umgebungen und Elemente der zu erbauenden Gestalt herbeizuschaffen; — dieselbe organisch zu verbinden und ihr eine lebendige Seele einzuhauchen, vermag er nicht, sondern dies bleibt lediglich der Idee, die als natürliches Talent sich offenbart, überlassen. Daß die in dem wahren

Gelehrten zum Leben gekommene Idee in die umgebende Welt eingreife, ist ja der Zweck ihrer Gestaltung. — —

Mit einem Worte: Selbstbeschauung, Selbstbewunderung und Selbstlobpreisung — bleibe die letztere auch innerlich und werde vor dem Auge des Beobachters sorgfältig verborgen, — und der aus ihnen entspringende Unfleiß und die Verschmähung des in der Niederlage der gelehrten Bildung schon Vorhandenen, zeugen sicher von Mangel an wahrem Talent; sich selbst vergessen und verlieren in der Sache und vor ihrem Gedanken zu keinem Gedanken an sich selber kommen können, ist die unabtrennliche Begleitung jedes wahren Talents. Es folgt daraus, daß jedes wahre Talent, besonders auf dem Wege seiner ersten Entwicklung, wiewohl auch nachher, und nachdem es zur Reife gekommen, von zarter Bescheidenheit und schamhafter Jungfräulichkeit umgeben wird. Das Talent weiß am allerwenigsten von sich selber; es ist schon und wirkt und waltet mit stiller Macht fort, ehe es zum Bewußtsein seiner selbst kommt. Wer stets nach sich selber hinsieht, wie es ihm anstehe und was an ihm sei, und zu allererst es entdeckt, an dem ist sicher nicht viel.

Fern sei es daher von mir, falls etwa hier unter uns ein aufblühendes Talent sich finden sollte, die zarte Scham und Bescheidenheit desselben zu trüben durch die allgemeine Aufforderung an Sie, sich selber zu prüfen, ob Sie wohl von der Idee ergriffen sein möchten. Vielmehr widerrate ich Ihnen dringend diese auf die angegebene Frage gestellte Selbstprüfung. Und damit dieses nicht als eine Folge bloßer Lehrerklugheit und vielleicht zu weit getriebener Vorsichtigkeit erscheine, sondern als Resultat der absoluten Notwendigkeit einleuchte, setze ich noch hinzu, daß diese also aufgestellte Frage keiner weder sich selber beantworten, noch von einem andern die sichere Antwort darauf erhalten kann; daß daher bei einer angestellten Selbstprüfung die Wahrheit nicht zum Vorschein kommen, dagegen aber der Jüngling zu jener Selbstbeschauung und jenem eigenliebigen Brüten auf sich selber angeführt werde, durch welches auf die Länge jedermann sowohl intellektuell, als moralisch bis auf den Grund verdirbt. — —

Es bleibt bei dieser ebenso weisen, als notwendigen Einrichtung der Dinge für den studierenden Jüngling, der durchaus nicht wissen kann, ob Talent in ihm vorhanden sei, oder nicht, nichts anders übrig, als daß er immerfort handle, als ob welches in ihm vorhanden sei, das doch endlich zum Vorschein kommen müsse, und daß er sich unter alle die Bedingungen und in alle die Lagen versetze, in denen es zum Vorschein kommen muß, falls es vorhanden ist; daß er mit unermüdetem Fleiße, in treuer Hingebung des ganzen Gemüts, alle die Mittel der gelehrten Bildung ergreife, die sich ihm darbieten. Den schlimmsten Fall gesetzt, daß am Ende seines Studiums sich finde, es habe aus der ganzen in ihm aufgehäuften Masse der Gelahrtheit nirgends ein Funke von Idee ihm entgegengestrahlt, so bleibt ihm doch wenigstens ein Bewußtsein, welches unentbehrlicher ist, als das Genie, und bei dessen Anwesenheit der Besitzer des größten Genie weit weniger wert ist, denn er: — das Bewußtsein, daß es nicht an ihm liege, wenn er nicht mehr geworden, und daß der Platz, auf dem er stehen geblieben, der Wille Gottes sei, dem er mit Freuden sich füge. Talent läßt sich keinem anmuten; denn es ist eine freie Gabe der Gottheit; redlicher Fleiß aber und Ergebung in seine Natur läßt sich jedem anmuten; auch ist diese gründliche Rechtschaffenheit selbst die göttliche Idee in ihrer allgemeinsten Gestalt, und kein nur redliches Gemüt ist ohne Gemeinschaft mit der Gottheit.

Die mittelst jenes aufrichtigen Strebens nach etwas Höherm erworbenen gelehrten Kenntnisse werden ihn immer zu einem tauglichen Werkzeuge machen für höher Gebildete, welche in den Besitz der Idee gekommen. Gern und ohne Neid und Eifersucht und ohne ein nagendes Ringen nach Höhen, für die er nicht gemacht ist, wird er diesen sich unterwerfen, und mit der ihm schon zur andern Natur gewordenen Treue ihrer Leitung sich hingeben; also sich die Gewißheit erwerbend, seine Bestimmung erfüllt zu haben, als das letzte und höchste, was in irgend einer Lage der Mensch sich erwerben kann. — —

In dem vollkommnen Staate würde meines Erachtens die äußere Einrichtung der Universitäten also sein. Zuvörderst würden dieselben

von andern, ihr eignes Geschäft treibenden Ständen abgesondert werden, damit diese Stände durch den doch auch als möglich voraus-zusetzenden Mißbrauch der akademischen Freiheit nicht beeinträchtigt und geplagt, nicht zu ähnlichen Unregelmäßigkeiten versucht, oder, falls sie strenge unter dem Gesetz gehalten würden, nicht durch den täglichen Anblick einer vom Zwang befreiten Klasse neben sich, zum Haß des Gesetzes verleitet würden. Die Studierenden auf diesen Universitäten nun würden einen hohen Grad von Freiheit genießen; Unterricht zwar über das Sittliche und Anständige und eindringende Vorstellungen im allgemeinen würden ihnen erteilt werden, gute Beispiele würden sie umgeben, und ihre Lehrer würden nicht nur gründliche Gelehrte, sondern sie würden zugleich eine Auswahl der besten Menschen in der Nation sein: Zwangsgesetze aber wären für sie sehr wenige vorhanden. Mögen sie frei das Gute wählen, oder das Schlechte; die Zeit des Studierens ist nur ihre Prüfungszeit. Die Zeit der Entscheidung ihres Schicksals kommt hinterher, und es ist bei dieser Einrichtung der Vorteil, daß der Untaugliche als Untauglicher klar dasteht und es nicht weiter verhehlen kann. — —

Die Lehrer und Erzieher derjenigen, die sich für den gelehrten Stand bestimmen, sind aus guten Gründen einzuteilen in zwei Klassen: in die Lehrer an den niedern gelehrten Schulen und in die an den höhern oder den Universitäten. Nicht ohne Bedacht zähle ich auch die Lehrer an den niedern gelehrten Schulen zu den eigentlichen, keineswegs aber subalternen Gelehrten und fordere in dieser Rücksicht von ihnen, daß sie in den Besitz der Ideen gekommen und von denselben, wenn auch nicht gerade bis zur innigen Klarheit, dennoch bis zur lebendigen Wärme durchdrungen seien. Schon als Knabe werde derjenige, der zum Studieren bestimmt ist, ihm selbst unsichtbar mit den Ideen und der Heiligkeit derselben umgeben und in sie eingetaucht. Nichts werde gemein und handwerksmäßig mit ihm getrieben und ihm als Mittel für einen beschränkten Zweck preisgegeben, woraus irgend einmal etwas Ideales sich entwickeln soll. Zum Glück sind die G e g e n st ä n d e, die ganz eigentlich in die Schulen gehören, von der Art, daß sie jeden, der sie nur gründlich treibt, über die gemeine Denkart erheben und die Lehrer unvermerkt

leiten, auch ihre Anvertrauten darüber wegzusetzen. Möchte nur von der äußern Lage derselben Lehrer in der Regel sich dasselbe sagen lassen und ihre Unabhängigkeit und ihr Standpunkt in der Gesellschaft ihrem höchst ehrwürdigen Berufe immer entsprechen. Die Gegenstände des Schulunterrichts sagte ich: An einem gründlichen Studium der Sprache, getrieben, so wie es getrieben werden muß, an alten, von unsrer Verknüpfung der Begriffe wesentlich verschiedenen Sprachen entwickelt sich eine tiefere Einsicht in die Begriffe, und aus den Werken der Alten, an denen dieses Studium getrieben zu werden pflegt, spricht ein würdiger und veredelnder Geist das jugendliche Gemüt an. Aus diesem Grunde soll der Lehrer an jeder Schule für künftige Gelehrte der Ideen teilhaftig sein, weil er den Jüngling mit dem Hohen und Edlen, noch ehe dieser es zu unterscheiden vermag von dem Gemeinen, unvermerkt vertraut zu machen und ihn an dasselbe zu gewöhnen hat, und ihn zu entwöhnen von dem Niedrigen und Unedlen. — Also bewahrt in den Jahren des zarten Alters und also vorbereitet auf das Höhere, betrete der Jüngling die Universität. Auf dieser erst kann ihm deutlich ausgesprochen werden und er geleitet werden zu begreifen und anzuerkennen, daß unser gesamtes Geschlecht wahrhaft da ist nur in dem göttlichen Gedanken, und daß es Wert hat, nur wiefern es mit diesem göttlichen Gedanken übereinkommt, und daß der Stand der Gelehrten dazu da ist, um diesem göttlichen Gedanken nachzubegreifen und ihn einzuführen in die Welt. Auf der Universität erst kann der Studierende einen deutlichen Begriff von dem Wesen und der Würde derjenigen Bestimmung erhalten, welcher schon vorher sein Leben gewidmet wurde. Hier muß er diesen deutlichen Begriff erhalten. Der Lehrer an der niedern Schule hatte noch auf einen andern Unterricht zu rechnen für seinen Anvertrauten und setzte denselben voraus, der akademische Lehrer hat auf keinen weitern Unterricht zu rechnen, außer auf denjenigen, den der angehende Gelehrte sich selber zu geben hat, und zu welcher Fähigkeit, daß er sich selber sein eigner Lehrer werde, er ihn aber erheben soll; aus seinem Hörsaale ihn entlassend, übergiebt er ihn an sich selber und an die Welt. Hierin eben, daß der Jüngling auf der

niedern Schule seinen Beruf nur ahne, der Jüngling aber auf der Universität ihn deutlich begreife und erkenne, dürfte wohl der charakteristische Unterschied der niedern von der höhern Schule liegen, und dadurch die verschiedenen Pflichten der Lehrer an beiden bestimmt werden. — —

Der akademische Lehrer, von welchem wir vorzüglich zu reden haben, soll den mit dem Wesen und der hohen Würde seines Berufs deutlich bekannt gemachten Studierenden bilden zur Empfänglichkeit für die Idee und zu der Fähigkeit, dieselbe aus sich selber zu entwickeln und ihr eine eigentümliche Gestalt zu geben: — alles dies, wenn er kann, in jedem Fall aber und unbedingt soll er ihn mit Achtung und Respekt für den eigentlichen Gelehrtenberuf erfüllen. Der erste Zweck des Studierens, daß die Idee von einer neuen und eigentümlichen Seite gefaßt werde, ist zwar nicht aufzugeben, weder von dem Lernenden, noch von dem Lehrenden an dem Lernenden; es wäre aber doch möglich, daß er verfehlt würde, und beide müssen sich im voraus auf diese Möglichkeit bescheiden. Wird auch dieser Zweck verfehlt, so kann der Studierte noch immer ein brauchbarer, würdiger und rechtschaffner Mann bleiben. Der letzte Zweck aber, daß er wenigstens Achtung für die Idee aus seinen Bestrebungen nach derselben mit davon bringe, um dieser Achtung willen vermeide etwas zu übernehmen, dem er sich nicht gewachsen fühlt, wenigstens durch die Fortdauer dieser Achtung für das ihm Unerreichbare, fortdauernd sich heilige und alles, was an ihm liege, beitrage, um diese Achtung unter den Menschen zu erhalten, ist niemals aufzugeben; denn, falls sogar dieser Zweck nicht erreicht würde, ginge über seinem Studieren selbst seine Würde als Mensch verloren, und er würde durch dasjenige, was ihn erheben sollte, nur um so tiefer verdorben. Die Erreichung des ersten Zwecks an dem Studierenden ist für den akademischen Lehrer ein bedingter Zweck, bedingt durch die Möglichkeit seiner Ausführung. Die Erreichung des zweiten muß er stets ansehen und anerkennen als seinen unbedingten Zweck, den er mit Wissen und Willen nie aufgeben darf.

Was kann nun der akademische Lehrer für die Erreichung des letztern Zwecks thun? Ich antworte: er kann dafür nichts Besonders

thun und nichts anders, als dasjenige, was er für den ersten und nächsten Zweck ohnedies thun müßte. Indem er dies letztere thut und es ganz thut, thut er zugleich das erstere mit. Er prägt ihnen Achtung für die Wissenschaft ein; sie werden ihm nicht glauben, wenn er nicht diese tiefe Achtung, die er ihnen empfiehlt, selber in seinem ganzen Leben zeigt. Er will sie innigst mit dieser Achtung durchdringen; lehre er nicht bloß durch Worte, sondern durch die That; sei er selbst das lebendige Beispiel und die ununterbrochene Erläuterung desjenigen Satzes, den er ihnen zum Leiter ihres ganzen Lebens geben will. Das Wesen des gelehrten Berufs, als einen Ausdruck der göttlichen Idee, hat er ihnen beschrieben; daß diese Idee den wahren Gelehrten ganz durchdringe und erfasse und ihr Leben an der Stelle seines eignen Lebens setze, hat er ihnen gesagt; vielleicht hat er ihnen noch überdies gesagt, auf welche bestimmte Weise nun er selber an seinem Teile den Endzweck der Wissenschaft zu verwalten habe, und worin sein eigentlicher besonderer Beruf als akademischer Lehrer bestehe. Zeige er sich als das, was er ohnedies sein muß, als ergriffen von diesem seinen Berufe und als das immerwährende Opfer desselben, und sie werden begreifen lernen, daß die Wissenschaft etwas Achtungswürdiges sei. — —

Der akademische Lehrer hat den Beruf, nicht nur überhaupt die Idee, in dem einen und vollendeten Begriffe, in dem er sie erblickt, sowie der Schriftsteller, mitzuteilen, sondern er muß sie auf das mannigfaltigste gestalten, ausdrücken und kleiden, um in irgend einer dieser zufälligen Hüllen sie an diejenigen, nach deren gegenwärtiger Bildung er sich zu richten hat, zu bringen. Er muß daher die Idee nicht bloß überhaupt, er muß sie in einer großen Lebendigkeit, Beweglichkeit und innerer Wendbarkeit und Gewandtheit besitzen: Er vorzüglich muß dasjenige, was wir oben als Künstlertalent des Gelehrten beschrieben haben, besitzen: Die vollendete Fähigkeit und Fertigkeit, in jeder Umgebung den Funken der sich zu gestalten beginnenden Idee anzuerkennen, immer das geschickteste Mittel zu finden, um gerade diesem Funken zu vollkommnem Leben zu verhelfen, allenthalben und in jedem Zusammenhange anzuknüpfen wissen, dasjenige, worauf es eigentlich ankommt. Der Schriftsteller mag

nur eine Form für seine Idee besitzen; ist diese Form nur vollkommen, so hat er seiner Pflicht Genüge gethan. Der akademische Lehrer soll eine Unendlichkeit von Formen besitzen; denn ihm kommt es nicht darauf an, daß er die vollkommne Form finde, sondern daß er die in jedem Zusammenhange passendste finde. Ein guter akademischer Lehrer muß ein sehr guter Schriftsteller sein können, sobald er will; umgekehrt aber folgt es gar nicht, daß selbst ein guter Schriftsteller ein guter akademischer Lehrer sei. Doch hat jene Fertigkeit und Gewandtheit ihre Grade, und das Recht auf den akademischen Beruf ist nicht gerade jedem, der dieselbe nur nicht in dem höchsten Grade besitzt, abzusprechen.

Es folgt außer dieser, von dem akademischen Lehrer zu fordernden Gewandtheit in der Gestaltung der Idee noch eine neue Forderung an ihn — diese, daß seine Mitteilung stets neu sei und die Spur des frischen und unmittelbar gegenwärtigen Lebens trage. Nur das unmittelbar lebendige Denken belebt fremdes Denken und greift ein in dasselbe; eine veraltete und tote Gestalt, sei sie auch vorher noch so lebendig gewesen, muß erst durch den andern und seine eigne Kraft wieder in das Leben gerufen werden. Die letztere Forderung macht mit Recht der gelehrte Schriftsteller an seinen Leser; der akademische Lehrer aber, der in diesem Geschäft nicht Schriftsteller ist, würde sie mit Recht machen.

Diesem Berufe giebt nun der würdige und gewissenhafte Mann, so gewiß er ihn übernahm, und so lange er ihn beibehält, sich ganz hin, nichts anders wollend, denkend und begehrend, als gerade das zu sein, was er seiner Überzeugung nach sein soll, und zeigt dadurch öffentlich seinen Respekt für die Wissenschaft.

3.

Vorbemerkung von Dr. Färber. — Wir teilen hier einige Bruchstücke aus dem Universitätsplan mit, den Fichte im Auftrage der Regierung verfaßte. Er ist zuerst 1817 veröffentlicht unter dem Titel „Deduzierter Plan einer in Berlin zu errichtenden höhern Lehranstalt, geschrieben im Jahre 1807 von J. G. Fichte“. Der Inhalt dieser Bruchstücke ist folgender: Fichte verwirft Vorträge, die nur das bieten, was man auch in Büchern lesen kann. Er verlangt, daß der Universitätslehrer sich mit dem Studierenden unterrede

und ihn in wechselseitigem Austausch der Gedanken zu wissenschaftlichen Arbeiten anleite. Die Anforderungen an die Kenntnisse in den alten Sprachen und Wissenschaften auf den Gymnasien, wenn diese eine rechte Vorbereitung für die Universität bieten sollen, werden dargelegt. Die Studierenden sollen sich abschließen von den Bürgern, um ganz der Idee und der Wissenschaft zu leben. Für ihren Unterhalt soll gesorgt werden. Sie werden eingeteilt in die Regularen, Sozii und Novizen.

Auch nachdem durch die Erfindung der Buchdruckerkunst die Bücher höchst gemein worden, und die Ausbreitung des Buchhandels jedwedem es sogar weit leichter gemacht hat, durch Schriften sich mitzuteilen, als durch mündliche Lehrvorträge; nachdem es keinen Zweig der Wissenschaft mehr giebt, über welchen nicht sogar ein Überfluß von Büchern vorhanden sei, hält man dennoch noch immer sich für verbunden, durch Universitäten dieses gesamte Buchwesen der Welt noch einmal zu setzen und ebendasselbe, was schon gedruckt vor jedermanns Augen liegt, auch noch durch Professoren recitieren zu lassen. Da auf diese Weise dasselbe Eine in zwei verschiedenen Formen vorhanden ist, so ermangelt die Trägheit nicht, sowohl den mündlichen Unterricht zu versäumen, indem sie ja dasselbe irgend einmal auch aus dem Buche werde lernen können, als den durch Bücher zu vernachlässigen, indem sie dasselbige ja auch hören könne, wodurch es denn dahin gekommen, daß, wenige Ausnahmen abgerechnet, gar nichts mehr gelernt worden, als was durch das Ohngefähr auf einem der beiden Wege an uns hängen geblieben, sonach überhaupt nichts im Ganzen, sondern nur abgerissene Bruchstücke; zuletzt hat es sich zugetragen, daß die Wissenschaft, — als etwas nach Belieben immerfort auf die leichteste Weise an sich zu Bringendes, bei der Menge der Halbgelehrten, die auf diese Weise entstanden, in tiefe Verachtung geraten. Nun ist von den genannten zwei Mitteln der Belehrung das eigne Studieren der Bücher sogar das vorzüglichere, indem das Buch der frei zu richtenden Aufmerksamkeit standhält und das, wobei diese sich zerstreute, noch einmal gelesen, das aber, was man nicht sogleich versteht, bis zum erfolgten Verständnisse hin und her überlegt werden, auch die Lektüre nach Belieben fortgesetzt werden kann, solange man Kraft fühlt, oder abgebrochen werden, wo diese uns verläßt; dagegen in der Regel der

Professor seine Stunde lang seinen Spruch fortredet, ohne zu achten, ob irgend jemand ihm folge, ihn abbricht da, wo die Stunde schlägt, und ihn nicht eher wieder anknüpft, als bis abermals seine Stunde geschlagen. Es wird durch diese Lage des Schülers, in der es ihm unmöglich ist, in den Fluß der Rede seines Lehrers auf irgend eine Weise einzugreifen und ihn nach seinem Bedürfnisse zum Stehen zu bringen, das leidende Hingeben als Regel eingeführt, der Trieb der eignen Thätigkeit vernichtet, und so dem Jünglinge sogar die Möglichkeit genommen, des zweiten Mittels der Belehrung, der Bücher, mit freithätiger Aufmerksamkeit sich zu bedienen. Und so sind wir denn, um von der Kostspieligkeit dieser Einrichtung für das gemeine und das Privatwesen, und von der dadurch bewirkten Verwilderung der Sitten hier zu schweigen, durch die Beibehaltung des Notmittels, nachdem die Not längst aufgehoben, auch noch für den Gebrauch des wahren und bessern Mittels verdorben worden. — —

Man studiert ja nicht, um lebenslänglich und stets dem Examen bereit das Erlernte in Worte wieder von sich zu geben, sondern um dasselbe auf die vorkommenden Fälle des Lebens anzuwenden, und so es in Werke zu verwandeln; es ist nicht bloß zu wiederholen, sondern etwas anders daraus und damit zu machen: es ist demnach auch hier letzter Zweck keineswegs das Wissen, sondern vielmehr die Kunst, das Wissen zu gebrauchen. Nun setzt diese Kunst der Anwendung der Wissenschaft im Leben noch andere der Akademie fremde Bestandteile voraus, Kenntnis des Lebens nämlich und Übung der Beurteilungsfähigkeit der Fälle der Anwendung, und es ist demnach von ihr zunächst nicht die Rede. Wohl aber gehört hierher die Frage, auf welche Weise man denn die Wissenschaft selbst so zum freien und auf unendliche Weise zu gestaltenden Eigentume und Werkzeuge erhalte, daß eine fertige Anwendung derselben auf das freilich auf anderm Wege zu erkennende Leben möglich werde?

Offenbar geschieht dies nur dadurch, daß man jene Wissenschaft gleich anfangs mit klarem und freiem Bewußtsein erhalte. Man verstehe uns also. Es macht sich vieles von selbst in unserm Geiste und legt sich demselben gleichsam an durch einen blinden und uns selber verborgen bleibenden Mechanismus. Was also entstanden, ist

nicht mit klarem und freiem Bewußtsein durchdrungen, es ist auch nicht unser sicheres und stets wieder herbeizurufendes Eigentum, sondern es kommt wieder oder verschwindet nach den Gesetzen desselben verborgnen Mechanismus, nach welchem es sich erst in uns anlegte. Was wir hingegen mit dem Bewußtsein, daß wir es thätig erlernen, und mit dem Bewußtsein der Regeln dieser erlernenden Thätigkeit auffassen, das wird, zufolge dieser eignen Thätigkeit und des Bewußtseins ihrer Regeln, ein eigentümlicher Bestandteil unserer Persönlichkeit und unsers frei und beliebig zu entwickelnden Lebens.

Die freie Thätigkeit des Auffassens heißt Verstand. Bei dem zuerst erwähnten mechanischen Erlernen wird der Verstand gar nicht angewendet, sondern es waltet allein die blinde Natur. Wenn jene Thätigkeit des Verstandes und die bestimmten Weisen, wie dieselbe verfährt, um etwas aufzufassen, wiederum zu klarem Bewußtsein erhoben werden, so wird dadurch entstehen eine besonnene Kunst des Verstandesgebrauchs im Erlernen. Eine kunstmäßige Entwicklung jenes Bewußtseins der Weise des Erlernens — im Erlernen irgend eines Gegebenen — würde somit, unbeschadet des jetzt aufgegebenen Lernens, zunächst nicht auf das Lernen, sondern auf die Bildung des Vermögens zum Lernen ausgehen. Unbeschadet des jetzt aufgegebenen Lernens, habe ich gesagt, vielmehr zu seinem großen Vorteile; denn man weiß gründlich und unvergeßlich nur das, wovon man weiß, wie man dazu gelangt ist. Sodann wird, indem nicht bloß das zuerst Gegebene gelernt, sondern an ihm zugleich die Kunst des Erlernens überhaupt gelernt und geübt wird, die Fertigkeit entwickelt, ins Unendliche fort nach Belieben leicht und sicher alles andere zu lernen, und es entstehen Künstler im Lernen. Endlich wird dadurch alles Erlernte oder zu Erlernende ein sicheres Eigentum des Menschen, womit er nach Belieben schalten könne, und es ist somit die erste und ausschließende Bedingung des praktischen Kunstgebrauchs der Wissenschaft im Leben herbeigeführt und erfüllt. Eine Anstalt, in welcher mit Besonnenheit und nach Regeln das beschriebene Bewußtsein entwickelt und die dabei beabsichtigte Kunst geübt würde, wäre, was folgende Benennung ausspricht, eine Schule der Kunst des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs.

Ohneracht et auf den bisherigen Universitäten von ohngefähr zuweilen geistreiche Männer aufgetreten, die im Geiste des obigen Begriffs in einem besondern Fache des Wissens Schüler gezogen, so hat doch sehr viel gefehlt, daß die Realisierung dieses Begriffs im allgemeinen mit Sicherheit, Festigkeit und nach unfehlbaren Gesetzen auch nur deutlich gedacht und vorgeschlagen, geschweige denn, daß sie irgendwo ausgeführt worden. Dadurch aber ist die Erhaltung und Steigerung der wissenschaftlichen Bildung im Menschengeschlechte dem guten Glücke und blinden Zufalle preisgegeben gewesen, aus dessen Händen sie unter die Aufsicht des klaren Bewußtseins lediglich durch die Darstellung des erwähnten Begriffs gebracht werden könnte. Und so ist es die Ausführung dieses Begriffs, die in Beziehung auf das wissenschaftliche Wesen in dem Abfluß der Zeit dermalen an der Tagesordnung ist, und die sogar in ihrer Existenz angegriffene Akademie würde wohlthun, diese Ausführung zu übernehmen, da das, was sie bis jetzt gewesen, gar nicht länger das Recht hat, da zu sein.

Aber sogar dieses Anspruchs alleinigen und ausschließenden Besitz wird etwas anders der Akademie streitig machen, die niedere Gelehrtenschule nämlich. Diese, vielleicht selbst erst bei dieser Gelegenheit über ihr wahres Wesen klar geworden, wird anführen, daß sie, bis auf die Zeiten der neuern verseichtenden Pädagogik, weit besser und vorzüglicher eine solche Kunstschule des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs gewesen, denn irgend eine Universität. Somit wird die Akademie zuvörderst mit dieser niedern Gelehrtenschule eine Grenzberichtigung treffen müssen.

Diese Grenzberichtigung wird ohne Zweifel zur Zufriedenheit beider Teile dahin zustande kommen, daß der niedern Schule die Kunstübung des allgemeinen Instruments aller Verständigung, der Sprache, und von dem wissenschaftlichen Gebäude das allgemeine Gerüst und Geripp des vorhandnen Stoffs, ohne Kritik, anheimfalle; dagegen die höhere Gelehrtenschule die Kunst der Kritik, des Sichtens des Wahren vom Falschen, des Nützlichen vom Unnützen, und das Unterordnen des minder Wichtigen unter das Wichtige, zum ausschließenden Eigentum erhalte, somit die erste: Kunstschule

des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs, als bloßen Auffassungsvermögens oder Gedächtnisses, die letzte: Kunstschule des Verstandesgebrauchs, als Beurteilungsvermögens, würde.

Kunstfertigkeit kann nur also gebildet werden, daß der Lehrling nach einem bestimmten Plane des Lehrers unter desselben Augen selber arbeite, und die Kunst, in der er Meister werden soll, auf ihren verschiedenen Stufen von ihren ersten Anfängen an bis zur Meisterschaft, ohne Überspringen regelmäßig fortschreitend, ausübe. Bei unsrer Aufgabe ist es die Kunst wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs, welche geübt werden soll. Der Lehrer giebt nur den Stoff und regt an die Thätigkeit; diesen Stoff bearbeite der Lehrling selbst; der Lehrer muß aber in der Lage bleiben, zusehen zu können, ob und wie der Lehrling diesen Stoff bearbeite, damit er aus dieser Art der Bearbeitung ermesse, auf welcher Stufe der Fertigkeit jener stehe, und auf diese den neuen Stoff, den er geben wird, berechnen könne.

Nicht bloß der Lehrer, sondern auch der Schüler muß fortdauernd sich äußern und mitteilen, so daß ihr gegenseitiges Lehrverhältnis werde eine fortlaufende Unterredung, in welcher jedes Wort des Lehrers sei Beantwortung einer durch das unmittelbar Vorhergegangne aufgeworfnen Frage des Lehrlings, und Vorlegung einer neuen Frage des Lehrers an diesen, die er durch seine nächstfolgende Äußerung beantworte; und so der Lehrer seine Rede nicht richte an ein ihm völlig unbekanntes Subjekt, sondern an ein solches, das sich ihm immerfort bis zur völligen Durchschauung enthüllt; daß er wahrnehme dessen unmittelbares Bedürfnis, verweilend und in andern und wieder andern Formen sich aussprechend, wo der Lehrling ihn nicht gefaßt hat, wodurch denn der wissenschaftliche Unterricht aus der Form einfach fortfließender Rede, die er im Buchwesen auch hat, sich verwandelt in die dialogische Form, und eine wahrhafte Akademie im Sinne der sokratischen Schule, an welche zu erinnern wir gerade dieses Worts uns bedienen wollten, errichtet werde.

Der Lehrer muß ein ihm immer bekannt bleibendes festes und bestimmtes Subjekt im Auge behalten, sagten wir. Falls nun, wie zu erwarten, dieses Subjekt nicht zugleich auch aus einem Individuum, sondern aus mehrern bestände, so müssen, da das Subjekt

des Lehrers eins und ein bestimmtes sein muß, diese Individuen selber zu einer geistigen Einheit und zu einem bestimmten organischen Lehrlingskörper zusammenschmelzen. Sie müssen darum auch unter sich in fortgesetzter Mitteilung und in einem wissenschaftlichen Wechselleben verbleiben, in welchem jeder allen die Wissenschaft von derjenigen Seite zeige, von welcher er als Individuum sie erfaßt, der leichtere Kopf dem schwerfälligern etwas von seiner Schnelligkeit und der letzte dem ersten etwas von seiner ruhigen Schwerkraft abtrete.

Um unsern Grundbegriff durch weitere Auseinandersetzung noch anschaulicher zu machen: — der Stoff, welchen der Meister dem Zöglinge seiner Kunst giebt, sind teils seine eignen Lehrvorträge, teils gedruckte Bücher, deren geordnetes und kunstmäßiges Studium er ihm aufgiebt, indem in Absicht des letztern es ja ein Hauptteil der wissenschaftlichen Kunst ist, durch den Gebrauch von Büchern sich belehren zu können, und es sonach eine Anführung auch zu dieser Kunst geben muß; sodann aber auf einer solchen Akademie der bei weitem größte Teil des wissenschaftlichen Stoffs aus Büchern wird erlernt werden müssen, wie dies an seinem Orte sich finden wird.

Die Weisen aber, wie der Meister seinem Lehrlinge sich enthüllt, sind folgende:

Examina, nicht jedoch im Geiste des Wissens, sondern in dem der Kunst. In diesem letztern Geiste ist jede Frage des Examinators, wodurch das Wiedergeben dessen, was der Lehrling gehört oder gelesen hat, als Antwort begehrt wird, ungeschickt und zweckwidrig. Vielmehr muß die Frage das Erlernte zur Prämisse machen und eine Anwendung dieser Prämisse in irgend einer Folgerung als Antwort begehren.

Konversatoria, in denen der Lehrling fragt und der Meister zurückfragt über die Frage, und so ein expresser sokratischer Dialog entstehe, innerhalb des unsichtbar immer fortgehenden Dialogs des ganzen akademischen Lebens.

Durch schriftliche Ausarbeitungen zu lösende Aufgaben an den Lehrling, immer im Geiste der Kunst, und also, daß nicht das Gelernte wiedergegeben, sondern etwas anders damit und daraus gemacht werden solle, also, daß erhelle, ob und inwieweit der Lehrling

jenes zu seinem Eigentum und zu seinem Werkzeuge für allerlei Gebrauch bekommen habe. Der natürliche Erfinder solcher Aufgaben ist zwar der Meister; es soll aber auch der geübtere Lehrling aufgefordert werden, dergleichen sich auszusinnen und sie für sich oder für andre in Vorschlag zu bringen. — Es wird durch diese schriftlichen Ausarbeitungen zugleich die Kunst des schriftlichen Vortrags eines wissenschaftlichen Stoffs geübt, und es soll darum der Meister in der Beurteilung auch über die Ordnung, die Bestimmtheit und die sinnliche Klarheit der Darstellung sich äußern.

Vom Lehrling einer solchen Anstalt.

Die äußern Bedingungen, wodurch derselbe teils zustande kommt, teils in seinem Zustande verharrt, sind die folgenden:

1. Gehörige Vorbereitung auf der niedern Gelehrtenschule für die höhere. Welche Leistungen für die Bildung des Kopfes zur Wissenschaft der niedern Schule anzumuten sind, haben wir schon oben ersehen. Dies muß nun, wenn die höhere Schule mit sicherm Schritt einhergehen soll, von der niedern nicht wie bisher, wie gutes Glück und Ohngefähr es geben, sondern nach einem festen Plane und so, daß man immer wisse, was gelungen sei und was nicht, geschehen. Die Verbesserung der höhern Lehranstalten setzt sonach die der niedern notwendig voraus, wiewohl wiederum auch umgekehrt eine gründliche Verbesserung der letzten nur durch die Verbesserung der ersten, und indem auf ihnen die Lehrer der niedern Schule die ihnen jetzt großenteils abgehende Kunst des Lehrens erlernen, möglich wird; daß daher schon hier erhellet, daß wir nicht mit einem Schlage das Vollkommne werden hinstellen können, sondern uns demselben nur allmählich und in mancherlei Vorschriften werden annähern müssen.

Zur Verbreitung höherer Klarheit über unsern Grundbegriff füge ich hier noch folgendes hinzu. Daß der für ein wissenschaftliches Leben bestimmte Jüngling zuvörderst mit dem allgemeinen Sprachschatze der wissenschaftlichen Welt, als dem Werkzeuge, vermittelst dessen allein er so zu verstehen, wie sich verständlich zu machen vermag, vertraut werden müsse, ist unmittelbar klar. Diese positive

Kenntnis der Sprache aber, so unentbehrlich sie auch ist, erscheint als leichte Zugabe, wenn wir bedenken, daß besonders durch Erlernung der Sprachen einer andern Welt, welche die Merkmale ganz anders zu Wortbegriffen gestaltet, der Jüngling über den Mechanismus, womit die angeborne moderne Sprache, gleichsam als ob es nicht anders sein könnte, ihn fesselt, unvermerkt hinweggeschoben, und im leichten Spiele zur Freiheit der Begriffebildung angeführt wird; ferner, daß beim Interpretieren der Schriftsteller er an dem leichtesten und schon fertig ihm hingelegten Stoffe lernt, seine Betrachtung willkürlich zu bewegen, dahin und dorthin zu richten für einen ihm bekannten Zweck und nicht eher abzulassen in dieser Arbeit, als bis der Zweck erreicht dastehe. Es wird nun um dieses Verhältnisses willen der niedern Kunst des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs zu der höhern notwendig sein, daß die Schule in ihrem Sprachunterrichte also verfahre, daß nicht bloß der erste Zweck der historischen Sprachkenntnis, sondern zugleich auch der letzte der Verstandesbildung an ihr sicher, allgemein und für klare Dokumentation ausreichend erfüllt werde; daß z. B. der Schüler auf jeder Stufe des Unterrichts verstehen lerne, was er verstehen soll, vollkommen und bis zum Ende, und wissen lerne, ob er also verstanden, und den Beweis davon führen lerne; keineswegs aber, wie es bisher so oft geschehen, hierüber vom guten Glücke abhänge und im Dunkeln tappe, indem sehr oft sein Lehrer selbst keinen rechten Begriff vom Verstehen überhaupt hat und gar nicht weiß, welche Fragen alle müssen beantwortet werden können, wenn man sagen will, man habe z. B. eine Stelle eines Autors verstanden.

Betreffend das Grundgerüst des vorhandnen wissenschaftlichen Stoffs, als das zweite Stück der nötigen Vorbereitung, die der Schule zukommt, mache ich durch folgende Wendung mich klarer. Man hat wohl, um den Forderungen einer solchen geistigen Kunstbildung, wie sie auch in diesem Aufsatze gemacht werden, auszuweichen, die Bemerkung gemacht: eine solche besonnene Ausbildung der Geistesvermögen sei wohl bei den alten klassischen Völkern möglich gewesen, weil das sehr beschränkte Feld der positiven Kenntnisse, die sie zu erlernen gehabt, ihnen Zeit genug übrig gelassen hätte; dagegen

unsre Zeit und Vermögen durch das unermeßliche Gebiet des zu Erlernenden gänzlich aufgezehrt werde, und für keine andern Zwecke uns ein Teil derselben übrig bleibe. Als ob nicht vielmehr gerade darum, weil wir mit ihm weit mehr zu leisten haben, eine kunstmäßige Ausbildung des Vermögens um so nötiger würde, und wir nicht umsomehr auf Fertigkeit und Gewandtheit im Lernen bedacht sein müßten, da wir eine so große Aufgabe des Lernens vor uns haben. In der That kommt jenes Erschrecken vor der Unermeßlichkeit unsers wissenschaftlichen Stoffs daher, daß man ihn ohne einen ordnenden Geist und ohne eine mit Besonnenheit geübte Gedächtniskunst, deren Hauptmittel jener ordnende Geist ist, erfaßt, vielmehr blind sich hineinstürzt in das Chaos, und ohne Leitfaden in das Labyrinth, und so im Herumirren bei jedem Schritte Zeit verliert; also, daß die wenigen, welche in diesem ungeheuren Oceane, vom Versinken gerettet, noch oben schwimmen, beim Rückblicke auf ihren Weg erschrecken vor der eignen Arbeit und dem gehabten Glücke und, die noch immer vorhandnen Lücken in ihrem Wissen entdeckend, glauben, es habe ihnen nichts weiter gemangelt, denn Zeit, — da doch die ordnende Kunst, die sie nicht kennen, indem sie keinen Schritt vergebens thut, die Zeit ins Unendliche vervielfältigt und eine kurze Spanne von Menschenleben ausdehnt zu einer Ewigkeit. Wenn schon die erste Schule für den Anfänger nicht länger das fähige Gedächtnis des einen Knaben für einen glücklichen Zufall, das langsamere eines andern für ein unabwendbares Naturunglück halten, sondern lernen wird, das Gedächtnis sowohl überhaupt, als in seinen besondern, für besondere Zweige passenden Fertigkeiten kunstmäßig zu entwickeln und zu bilden; wenn sie diesem Gedächtnisse erst ein ganz ins Kurze und Kleine gezognes, aber lebendiges und klares Bild des Ganzen eines bestimmten wissenschaftlichen Stoffs (z. B. für die Geschichte ein allgemeines Bild der Umwandlungen im Menschengeschlechte durch die Hauptbegebenheiten der herrschenden Völker, neben einem Bilde von der allgemeinen Gestalt der Oberfläche des Erdbodens, als dem Schauplatze jener Umwandlungen) hingeben und unaustilgbar fest in die innere Anschauung einprägen wird; sodann diese Bilder Tag für Tag wieder hervor-

rufen lassen und sie allmählich, aber verhältnismäßig nach allen ihren Teilen, nach einer gewissen Regel der notwendigen Folge der Gesichtspunkte, und so, daß kein einzelner zum Schaden der übrigen ungebührlich anwachse, vergrößern wird, so wird jenes Entsetzen vor der Unermeßlichkeit gänzlich verschwinden, und die also gebildeten Köpfe werden leicht und sicher alles, was ihnen vorkommt, auf jene mit ihrer Persönlichkeit verwachsenen Grundbilder, jedes an seiner Stelle auftragen, nicht auf ein unbekanntes Weltmeer versprengt, sondern in ihrer väterlichen Wohnung die ihnen wohlbekannten Kammern mit Schätzen ausfüllend, die sie nach jedesmaligem Bedürfnisse wieder da hinwegnehmen können, wo sie dieselben vorher hingestellt.

Somit fällt die Vorbereitung, welche der Lehrling einer höhern Kunstschule auf der niedern erhalten muß, die Rechenschaft, die er vor der Aufnahme von seiner Tüchtigkeit zu geben hat, und die Vollkommenheit, bis zu welcher die niedere Schule verbessert werden muß, zu folgenden zwei Stücken zusammen. Zuvörderst muß der Aspirant eine seinen Fähigkeiten angemeßne, ihm vorgelegte Stelle eines Autors in gegebener Zeit gründlich verstehen lernen und den Beweis führen können, daß er sie recht verstehe, indem sie gar nicht anders verstanden werden könne. Sodann muß er zeigen, daß er ein allgemeines Bild des gesamten wissenschaftlichen Stoffs, erhoben und bereichert bis zu derjenigen Potenz des Gesichtspunktes, an welche die höhere Schule ihren Unterricht anknüpft, in freier Gewalt und zu beliebigem Gebrauche als sein Eigentum besitze.

2. Aufgehen seines gesamten Lebens in seinem Zwecke, darum Absonderung desselben von aller andern Lebensweise und vollkommne Isolierung. Der Sohn eines Bürgers, welcher ein bürgerliches Gewerbe treibt, besucht vielleicht auch des Tags mehrere Stunden eine gute Bürgerschule, worin mancherlei gelehrt wird, das die gelehrte Schule gleichfalls vorträgt. Dennoch ist die Schule nicht der Sitz seines wahren, eigentlichen Lebens, und er ist nicht daselbst zu Hause, sondern sein wahres Leben ist sein Familienleben, und der Beistand, den er seinen Eltern in ihrem Gewerbe leistet; die Schule aber ist Nebensache und bloßes Mittel für den bessern Fortgang des

bürgerlichen Gewerbes, als den eigentlichen Zweck. Dem Gelehrten aber muß die Wissenschaft nicht Mittel für irgend einen Zweck, sondern sie muß ihm selbst Zweck werden; er wird einst, als vollendeter Gelehrter, in welcher Weise er auch künftig seine wissenschaftliche Bildung im Leben anwende, in jedem Falle allein in der Idee die Wurzel seines Lebens haben und nur von ihr aus die Wirklichkeit erblicken und nach ihr sie gestalten und fügen, keineswegs aber zugeben, daß die Idee nach der Wirklichkeit sich füge, und er kann nicht zu früh in dieses sein eigentümliches Element sich hineinleben und das widerwärtige Element abstoßen.

Es ist eine bekannte Bemerkung, daß bisher auf Universitäten, die in einer kleinen Stadt errichtet waren, bei einigem Talente der Lehrer, sehr leicht ein allgemeiner wissenschaftlicher Geist und Ton unter den Studierenden sich erzeugt habe, was in größern Städten selten oder niemals also gelungen. Sollten wir davon den Grund angeben, so würden wir sagen, daß es deswegen also erfolge, weil in dem ersten Falle die Studierenden auf den Umgang unter sich selber und den Stoff, den dieser zu gewähren vermag, eingeschränkt werden; dagegen sie im zweiten Falle immerfort verfließen in die allgemeine Masse des Bürgertums und zerstreut werden über den gesamten Stoff, den dieses liefert, und so das Studieren ihnen niemals zum eigentlichen Leben, außer welchem man ein anders gar nicht an sich zu bringen vermag, sondern wo es noch am besten ist, zu einer Berufspflicht wird. Jener bekannte Einwurf gegen große Universitätsstädte, daß in ihnen die Studierenden von einem Hörsaale zum andern weit zu gehen hätten, möchte sonach nicht der tiefste sein, den man vorbringen könnte, und er möchte sich eher beseitigen lassen, als das höhere Übel der Verschmelzung des studierenden Teiles des gemeinen Wesens mit der allgemeinen Masse des gewerbetreibenden oder dumpfgenießenden Bürgertums; indem, ganz davon abgesehen, daß bei einem solchen nur als Nebensache getriebenen Studieren wenig oder nichts gelernt wird, auf diese Weise die ganze Welt verbürgern und eine über die Wirklichkeit hinausliegende Ansicht der Wirklichkeit, bei welcher allein die Menschheit Heilung finden kann gegen jedes ihrer Übel, ausgetilgt werden würde in dem

Menschengeschlechte; und mehr als jemals würde hierauf Rücksicht zu nehmen sein in einem solchen Zeitalter, welches in dringendem Verdachte einer beinahe allgemeinen Verbürgerung steht.

3. Sicherung vor jeder Sorge um das Äußere, vermittelst einer angemeßnen Unterhaltung fürs Gegenwärtige, und Garantie einer gehörigen Versorgung in der Zukunft. Daß das Detail der kleinen Sorgfältigkeiten um die täglichen Bedürfnisse des Lebens zum Studieren nicht paßt, daß Nahrungssorgen den Geist niederdrücken, Nebenarbeiten ums Brot die Thätigkeit zerstreuen und die Wissenschaft als einen Broterwerb hinstellen; Zurücksetzung von Begüterten dürftigkeitshalber, oder die Demut, der man sich unterzieht, um jener Zurücksetzung auszuweichen, den Charakter herabwürdigen: dieses alles ist, wenn auch nicht allenthalben sattsam erwogen, denn doch ziemlich allgemein zugestanden. Aber man kann von demselben Gegenstande auch noch eine tiefere Ansicht nehmen. Es wird nämlich ohnedies gar bald sehr klar die Notwendigkeit sich zeigen, daß im Staate, und besonders bei den höhern Dienern desselben, recht fest einwurzele die Denkart, nach welcher man nicht der Gesellschaft dienen will, um leben zu können, sondern leben mag, allein um der Gesellschaft dienen zu können, und in welcher man durch kein Erbarmen mit dem eignen, oder irgend eines andern Lebensgenusse bewegt wird, zu thun, zu raten, oder, wo man hindern könnte, zuzulassen, was nicht auch gänzlich ohne diese Rücksicht durch sich selber sich gebührt; aber es kann diese Denkart Wurzel fassen nur in einem durch das Leben in der Wissenschaft veredelten Geiste. Mächtig aber wird dieser Veredlung und dieser Unabhängigkeit von der erwähnten Rücksicht vorgearbeitet werden, wenn die künftigen Gelehrten, aus deren Mitte ja wohl die Staatsämter werden besetzt werden, von früher Jugend an gewöhnt werden, die Bedürfnisse des Lebens nicht als Beweggrund irgend einer Thätigkeit, sondern als etwas, das für sich selbst seinen eignen Weg geht, anzusehen, indem es ihnen, sogar ohne Rücksicht auf ihren gegenwärtigen zweckmäßigen Fleiß, der aus der Liebe zur Sache hervorgehen soll, zugesichert ist. — —

Es wären die gesamten Vorlesungen, in denen, immer nach dem Ermessen des Lehrers, der fortfließende Vortrag mit Examinibus

und Konversatorien, deren Besuchung jedem Studierenden freistände, keiner aber dazu verbunden wäre, abwechselte, über das erste Unterrichtsjahr also zu verteilen, daß die Studenten, und wenn sie es wollten, auch die Lehrer, diese Vorlesungen alle hören könnten, dennoch aber den erstern zum aufgegebnen Bücherlesen und zur Ausarbeitung der Aufsätze, den letztern zur Beurteilung dieser Aufsätze Zeit übrig bliebe. Es möchte in dieser Zeitberechnung bei beiden Teilen in Gottes Namen auf noch mehr als den üblichen Fleiß und Berufstreue gerechnet werden, indem diese Eigenschaften ohnedies an unsrer Schule an die Tagesordnung kommen sollen und darum nicht zu früh eingeführt werden können.

Während dieser encyklopädischen Vorlesungen des ersten Lehrjahres stellen der philosophische Lehrer sowohl, als die übrigen encyklopädischen eine Aufgabe an ihr Auditorium, so daß das aus dem mündlichen Vortrage oder dem Buche Erlernte nicht bloß wiedergegeben, sondern daß es zur Prämisse gemacht werde, damit sich zeige, ob der Jüngling es zu seinem freien Eigentume erhalten habe und als anhebender Künstler etwas anders daraus zu gestalten vermöge. Diese Aufgabe bearbeitet jeder Studierende, der da will, in einem Aufsatze, den er zu einem bestimmten Termine vor Beendigung des Lehrjahrs, mit einem versiegelten Zettel, der den Namen des Verfassers enthalte, bei dem aufgebenden Lehrer einsendet. Der Lehrer prüft diese Aufsätze und hebt die vorzüglichsten heraus.

In dieser Beurteilung der Aufsätze ist bei rein philosophischem Inhalte der Lehrer der Philosophie unbeschränkt, zur Krönung andrer aber, die einen positiv wissenschaftlichen Stoff haben, müssen der encyklopädische Lehrer des Fachs und der Philosoph (später, wenn wir eine solche haben werden, die philosophische Klasse) sich vereinigen, der erstere entscheidend über die Richtigkeit und die auf dieser Stufe des Unterrichts anzumutende Tiefe und Vollständigkeit der historischen Kenntnis, der zweite über den philosophischen und Künstlergeist, mit welchem jener Stoff verarbeitet worden. Ein von einem dieser beiden verworfner Aufsatz bleibt verworfen, obschon der andre Teil ihn billigte. Die Notwendigkeit dieser Mitwirkung der philosophischen Klasse liegt im Wesen einer Kunstschule. Die Mitwirkung des

historischen Wissens aber soll uns dagegen verwahren, daß nicht in empirischen Fächern a priori phantasiert werde, statt gründlicher Gelehrsamkeit.

Am Schlusse des ersten Lehrjahrs wird das Resultat der also vollzognen Beurteilung der eingegebenen Aufsätze, und die Namen derer, deren Ausarbeitungen gebilligt sind, bekannt gemacht, und es treten von ihnen diejenigen, welche wollen, zusammen, als der erste Anfang eines lernenden Subjekts, in höherm und vorzüglicherm Sinne, an unsrer wissenschaftlichen Kunstschule. Welche wollen, sagte ich; denn obwohl die Ausfertigung eines Aufsatzes und die Unterwerfung desselben unter die Beurteilung des lehrenden Corps diesen Willen vorauszusetzen scheint: so können mit dem ersten doch auch mancherlei andere Zwecke beabsichtigt werden, von denen zu seiner Zeit; alle Studierenden an unsrer Universität können auch für diese Zwecke berechtigt werden, und es muß darum jedem, der sogar beitreten dürfte, überlassen werden, ob er will. Inzwischen wird die Fortsetzung unsers Entwurfs ohne Zweifel die sichere Vermutung begründen, daß jeder wollen werde, der da dürfe.

Sie treten zusammen zu einer einzigen großen Haushaltung, zu gemeinschaftlicher Wohnung und Kost, unter einer angemessenen liberalen Aufsicht. Ihre Bedürfnisse ohne alle Ausnahme, nicht ausgeschlossen Bücher, Kleider, Schreibmaterialien u. s. f. werden ihnen von der Ökonomieverwaltung in natura gereicht, und sie haben, die Verwaltung eines mäßigen Taschengeldes abgerechnet, wofür ein Maximum festgesetzt werden könnte, während ihrer Studienjahre mit keinem andern ökonomischen Geschäfte zu thun. (Der Grund dieser Einrichtung ist schon oben angegeben worden; und auf die Einwendung, daß junge Leute auf der Universität zugleich das Haushalten mitlernen müßten, ist zu erwidern, daß, falls dieselben bei uns das Ehrgefühl, die Gewissenhaftigkeit und die intellektuelle Bildung erhalten, die wir anstreben, es sich mit dem künftigen Haushalten von selbst finden werde; erhalten sie aber bei dem Grade der Sorgfalt, den wir anwenden werden, dieselbe nicht, so ist gar kein Schaden dabei, daß sie auch äußerlich verderben, und mag dieses immer je eher je lieber geschehen.)

Mit diesem also zustande gebrachten Stamme tritt nun das lehrende Corps in das oben beschriebene innige Wechselleben. Sie werden fortdauernd erforscht und in ihrem Geistesgange beobachtet, sie haben den ersten Zutritt zu den Examinibus, Konversatorien, dem Umgange und der Beratung der Lehrer und stehen in der Benutzung der vorhandnen litterarischen Hilfsmittel jedem andern vor; auf ihre nächsten unmittelbaren und wohlbekannten Bedürfnisse rechnet immerfort der gesamte mündliche Vortrag der Kunstschule. Im Falle der würdigen Benutzung dieser Schule, die durch eine tiefer unten zu beschreibende Prüfung dokumentiert wird, stehen sie bei Besetzung der höchsten Ämter des Staates allen andern vor (und tragen den von Gottes Gnaden durch ein vorzügliches Talent ihnen geschenkten und durch würdige Ausbildung jenes erstern verdienten Adel).

Immerhin mögen neben ihnen andre Studierende an den vorhandnen Bildungsmitteln der Anstalt, welche recht eigentlich doch nur für jene sind, nach all ihrem Vermögen teilnehmen, und in freier Bildung jenen den Rang abzulaufen suchen, welches, falls es ihnen gelänge, auch nicht unanerkannt bleiben soll. Diese wachsen gewissermaßen wild, wie im Walde; jene sind eine sorgfältig gepflegte Baumschule, welche in alle Wege doch auch sein soll und aus welcher sogar dem Walde manches edlere Samenkorn zufliegen wird. Jene sind Regulares, und es wird wohl auch eine anständige deutsche Benennung für sie sich finden lassen; diese sind Irregulares, bloße Socii und Zugewandte; und dies wären die beiden Hauptklassen, in die unser studierendes Publikum zerfiele.

Es würde auch fernerhin nach jedem abgelaufnen Lehrjahre denen, die bis jetzt noch unter den Zugewandten sich befänden, freistehen, durch gelungene Ausarbeitungen (indem gegen das Ende jedes Lehrjahrs Aufgaben für dergleichen gegeben werden) ihre Aufnahme unter die Regularen nachzusuchen. Außerdem würden diejenigen der jungen Inländer, welche vorzügliches Talent und Progressen von der niedern Schule zu dokumentieren vermöchten, gleich bei ihrem Eintritte auf die Universität ein Recht haben auf einen Platz unter den Regularen.

Es wäre zu veranlassen, daß gleich bei der Eröffnung der Universität, da es noch keine Regulare giebt, diejenigen, welche die Aufnahme unter sie durch Ausarbeitungen zu suchen gedächten, ebenso wie späterhin die Regularen es sollen, zu einem gemeinschaftlichen Haushalt zusammenträten. Diese, obwohl unter besonderer Aufsicht des Lehrinstituts stehend, wäre dennoch keine eigentliche öffentliche, sondern eine Privatanstalt, und die Mitglieder lebten nicht, wie es mit den Regularen unter gewissen Bedingungen wohl der Fall sein kann, auf Kosten des Staats, sondern auf die eignen, die jedoch, ganz wie bei den Regularen, gemeinschaftlich verwaltet würden. Es könnte auch denjenigen unter diesen Vereinigten, welche beim Anfange des zweiten Lehrjahrs nicht unter die Regularen aufgenommen und so aus dieser ersten Verbindung in eine neue hinübergenommen würden, nicht verwehrt werden, in dieser ersten Verbindung fortzuleben, indem sie zufolge des vorhergehenden Paragraphen beim Anfange des künftigen Lehrjahrs glücklicher sein können, und so Kandidaten der Regel zu bleiben. Es könnten zu ihnen hinzutreten, um denselben Anspruch zu bezeichnen, andre, die bisher unter den Zugewandten sich befanden, desgleichen die von der niedern Schule Kommenden, die nicht schon von daher das Recht, unmittelbar unter die Regularen zu treten, mitbringen. Diese machen nun eine dritte Klasse der bei uns Studierenden, ein Verbindungsglied zwischen den Regularen und den Zugewandten: Novizen. Sie sind schon durch die Natur der Sache, indem die Lehrer wissen, daß vorzüglich aus ihrer Mitte beim Anfange des neuen Lehrjahrs sie das Kollegium der Regularen zu ergänzen haben werden, der besondern Beachtung derselben empfohlen.

Damit nun nicht etwa die Zugewandten — denn von den Novizen, die ihren Anspruch auf die Regel durch ihr Zusammenleben bekennen, ist dies nicht zu befürchten — um der größern Licenz willen, jemals versucht werden, sich für vornehmer zu halten, denn die Regularen, soll der Vorzug der letztern sogar äußerlich anschaubar gemacht werden durch eine Uniform, die kein andrer zu tragen berechtigt sei, denn sie und ihre ordentlichen Lehrer. Damit dieser Rock gleich anfangs die rechte Bedeutung erhalte, sollen sogleich von

Eröffnung der Universität an die ordentlichen Lehrer diese Uniform gewöhnlich tragen, also daß im ersten Lehrjahre nur sie und diejenigen, die in demselben Verhältnisse mit ihnen zur Universität stehen, damit bekleidet seien; später, nach Ernennung des ersten Kollegiums von Regularen, sie auf diese fortgehe, und so ferner bei allen folgenden Ergänzungen des letztern.

Diese Einrichtung soll zugleich die äußere sittliche Bildung unsrer Zöglinge unterstützen, und die Achtung derselben bei dem übrigen Publikum befördern und sicherstellen. Gründliches und geistreiches Treiben der Wissenschaft veredelt ohnedies ganz von selbst, überdies wird für die Entwicklung der Ehrliebe und des Gefühls für das Erhabene, als das eigentliche Vehiculum der sittlichen Bildung des Jünglings, durch Beispiel und Lehre gesorgt werden; die Ordnung aber kommt durch die getroffne Einrichtung von selber in seinen Lebenslauf: und so ist für die innere Bildung gesorgt.

Die äußere wird, bei entwickelter Ehrliebe, der Gedanke unterstützen, daß sein Rock ihn bezeichne, und daß dieses Kleid nicht im Müßiggange auf den Straßen sich herumtreiben oder wohl gar an gemeinen Orten und bei Zusammenläufen sichtbar werden, sondern daß es, als Mitglied der Gesellschaft, nur in Ehrenhäusern erscheinen dürfe.

VI. Bildsamkeit des Menschenleibes im Vergleich zum Tiere.

Vorbemerkung von Dr. Färber. — Fichte erörtert in der „Grundlage des Naturrechts nach den Principien der Wissenschaftslehre" (Jena 1796) die Frage, ob der Mensch außer sich andre Vernunftwesen, zu denen er im Rechtsverhältnis steht, annehmen muß. Der im § 6 aufgestellte fünfte Lehrsatz lautet: „Die Person kann sich keinen Leib zuschreiben, ohne ihn zu setzen, als stehend unter dem Einflusse einer Person außer ihr, und ohne ihn dadurch weiter zu bestimmen." Es wird dann gezeigt, daß ein Leib um so freier ist, je bildsamer er ist. Während das Tier durch die Natur vollkommen ausgerüstet wird mit dem, was es zum Leben braucht, ist der Mensch von Natur hilflos. Seine Ausbildung erfolgt erst durch eigne Selbstthätigkeit und durch die Einwirkung andrer seinesgleichen. Nachstehendes bildet den letzten Teil dieser Erörterung.

1. Jedes Tier bewegt sich wenige Stunden nach seiner Geburt und sucht seine Nahrung in den Brüsten der Mutter. Es wird durch den tierischen Instinkt, das Gesetz gewisser freier Bewegungen, worauf sich auch das gründet, was man Kunsttrieb der Tiere genannt hat, geleitet. Der Mensch hat zwar Pflanzen-Instinkt, aber tierischen, in der gegebenen Bedeutung, hat er gar nicht. Er bedarf der freien Hilfe der Menschen und würde ohne dieselbe bald nach seiner Geburt umkommen. Wie er den Leib der Mutter verlassen hat, zieht die Natur die Hand ab von ihm und wirft ihn gleichsam hin. Plinius und andere haben darüber sehr gegen sie und ihren Urheber geeifert. Rednerisch mag dies sein, aber philosophisch ist es nicht. Gerade dadurch wird bewiesen, daß der Mensch als solcher nicht der Zögling der Natur ist, noch es sein soll. Ist er ein Tier, so ist er ein äußerst unvollkommnes Tier, und gerade darum ist er kein Tier. Man hat die Sache oft so angesehen, als ob der freie Geist dazu da wäre, das Tier zu pflegen. So ist es nicht. Das Tier ist da, um den freien Geist in der Sinnenwelt zu tragen und mit ihr zu verbinden.

Durch diese äußerste Hilflosigkeit ist die Menschheit an sich selbst und hier zuvörderst die Gattung an die Gattung gewiesen. Wie der Baum durch das Abwerfen seiner Frucht seine Gattung erhält, so erhält der Mensch durch Pflege und Erziehung des hilflosgebornen sich selbst, als Gattung. So produziert die Vernunft sich selbst, und so nur ist der Fortschritt derselben zur Vervollkommnung möglich. So werden die Glieder aneinander gehängt, und jedes künftige erhält den Geisteserwerb aller vorhergegangnen.

2. Der Mensch wird nackt geboren, die Tiere bekleidet. In ihrer Bildung hat die Natur ihr Werk geendigt und das Siegel der Vollendung darauf gedrückt; sie hat die feinere Organisation durch eine rohere Decke vor dem Einflusse der gröbern Materie geschützt. Im Menschen wurde das erste und wichtigste Organ, das des Betastens, das durch die ganze Haut sich verbreitet, geradezu der Einwirkung derselben bloß gestellt, nicht aus Nachlässigkeit der Natur, sondern aus Achtung derselben für uns. Jenes Organ war bestimmt, die Materie unmittelbar zu berühren, um sie auf das genaueste

unsern Zwecken angemessen zu machen; aber die Natur stellte es uns frei, in welchen Teil des Leibes wir unser Bildungsvermögen vorzüglich verlegen, und welche wir als bloße Masse betrachten wollten. Wir haben es in die Fingerspitzen gelegt, aus einem Grunde, der sich bald zeigen wird. Es ist daselbst, weil wir es gewollt haben. Wir hätten jedem Teile des Leibes dasselbe feine Gefühl geben können, wenn wir es gewollt hätten; das beweisen diejenigen Menschen, die mit den Zehen nähen und schreiben, mit dem Bauche sprechen u. s. f.

3. Jedes Tier hat, wie wir schon oben anmerkten, angeborne Bewegungsfertigkeiten. Man denke an den Biber, die Biene u. s. f. Der Mensch hat nichts dergleichen, und sogar seine Lage auf dem Rücken wird dem Kinde gegeben, um den künftigen Gang vorzubereiten. — Man hat gefragt, ob der Mensch bestimmt sei, auf vier Füßen zu gehen, oder aufrecht. Ich glaube, er ist zu keinem von beiden bestimmt; es ist ihm als Gattung überlassen worden, seine Bewegungsweise sich selbst zu wählen. Ein menschlicher Leib kann auf vier Füßen laufen, und man hat unter Tieren aufgewachsene Menschen gefunden, die dies mit unglaublicher Schnelligkeit konnten. Die Gattung hat meines Erachtens frei sich vom Boden emporgehoben und sich dadurch das Vermögen erworben, ihr Auge rund um sich herum zu werfen, um das halbe Universum am Himmel zu überblicken, indes das Auge des Tieres durch seine Stellung an den Boden gefesselt ist, welcher seine Nahrung trägt. Durch diese Erhebung hat es der Natur zwei Werkzeuge der Freiheit abgewonnen, die beiden Arme, welche, aller animalischen Verrichtungen erledigt, am Körper hängen, bloß um das Gebot des Willens zu erwarten, und lediglich zur Tauglichkeit für die Zwecke desselben ausgebildet werden. Durch ihren gewagten Gang, der ein immerfortdauernder Ausdruck ihrer Kühnheit und Geschicklichkeit ist, in Beobachtung des Gleichgewichts, erhält sie ihre Freiheit und Vernunft stets in der Übung, bleibt immerfort im Werden und drückt es aus. Durch diese Stellung versetzt sie ihr Leben in das Reich des Lichts und flieht immerfort die Erde, die sie mit dem kleinstmöglichsten Teile

ihrer selbst berührt. Dem Tiere ist der Boden Bett und Tisch; der Mensch erhebt alles das über die Erde.

4. Was den schon gebildeten Menschen am ausdrucksvollsten charakterisiert, ist das geistige Auge und der die innersten Regungen des Herzens abbildende Mund. Ich rede nicht davon, daß das erstere durch die Muskeln, in denen es befestigt ist, frei herumbewegt und sein Blick dahin, dorthin geworfen werden kann; eine Beweglichkeit, die auch durch die aufrechte Stellung des Menschen erhöht, aber an sich mechanisch ist. Ich mache darauf aufmerksam, daß das Auge selbst und an sich dem Menschen nicht bloß ein toter, leidender Spiegel ist, wie die Fläche des ruhenden Wassers, durch Kunst verfertigte Spiegel oder das Tierauge. Es ist ein mächtiges Organ, das selbstthätig die Gestalt im Raume umläuft, abreißt, nachbildet; das selbstthätig die Figur, welche aus dem rohen Marmor hervorgehen oder auf die Leinwand geworfen werden soll, vorzeichnet, ehe der Meißel oder der Pinsel berührt ist; das selbstthätig für den willkürlich entworfnen geistigen Begriff ein Bild schafft. Durch dieses Leben und Weben der Teile untereinander ins Unendliche wird das, was sie Irdisches vom Stoffe an sich hatten, gleichsam abgestreift und ausgeworfen, das Auge verklärt sich selbst zum Lichte und wird eine sichtbare Seele. — Daher, jemehr geistigere Selbstthätigkeit jemand hat, desto geistreicher sein Auge, je weniger, desto mehr bleibt es ihm ein trüber, mit einem Nebelflore überzogner Spiegel.

Der Mund, den die Natur zum niedrigsten und selbstigsten Geschäfte, zur Ernährung bestimmte, wird durch Selbstbildung der Ausdruck aller gesellschaftlichen Empfindungen, sowie er das Organ der Mitteilung ist. Wie das Individuum, oder, da hier von festen Teilen die Rede ist, die Rasse, noch tierischer und selbstsüchtiger ist, drängt er sich hervor; wie sie edler wird, tritt er zurück, unter den Bogen der denkenden Stirne.

Alles dies, das ganze ausdrückende Gesicht, ist, wie wir aus den Händen der Natur kommen, nichts; es ist eine weiche ineinanderfließende Masse, in der man höchstens finden kann, was aus ihr werden soll, und nur dadurch, daß man seine eigne Bildung in der

Vorstellung darauf überträgt, findet; — und eben durch diesen Mangel an Vollendung ist der Mensch dieser Bildsamkeit fähig.

Dieses alles, nicht einzeln, wie es durch den Philosophen zersplittert wird, sondern in seiner überraschenden und in einem Momente aufgefaßten Verbindung, in der es sich dem Sinne giebt, ist es, was jeden, der menschliches Angesicht trägt, nötigt, die menschliche Gestalt überall, sie sei nun bloß angedeutet und werde erst durch ihn, abermals mit Notwendigkeit, darauf übergetragen, oder sie stehe schon auf einer gewissen Stufe der Vollendung, anzuerkennen und zu respektieren. Menschengestalt ist dem Menschen notwendig heilig.

VII. Zur Behandlung und Erziehung der Stände.

Vorbemerkung von Dr. Färber. — Fichte unterscheidet die drei zu seiner Zeit vorhandnen Stände, den Adel (die Privilegierten), den gebildeten Bürgerstand und die niedern arbeitenden Stände, zu denen auch die kleinen Handwerker und die Bauern gerechnet werden, welche letztern überdies noch meist im Verhältnis der Erbunterthänigkeit zum Gutsherrn standen. Er zeigt nun, wie die Stände sich zu einander verhalten sollen. Aus den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters", 15. Vorlesung.

Die vollkommne Durchdringung aller vom Staate, und mit ihr die Gleichheit aller im Staate, tritt erst ein durch die vollkommne Gleichstellung der Rechte aller: die vollkommne gute Sitte besteht sonach darin, daß man diese Gleichheit der Rechte aller voraussetze, wenigstens als etwas, zu dem es kommen solle und müsse, und jedweden also behandle, als ob es dazu kommen müsse, auch von ihm nicht anders, als nach dieser Voraussetzung behandelt sein wolle. Es ist eben daraus klar, daß die Ungleichheit der Rechte die eigentliche Quelle der schlechten Sitte, und die stillschweigende Voraussetzung, daß es bei dieser Ungleichheit bleiben müsse, die schlechte Sitte selbst ist.

Um dies durch nähere Auseinandersetzung ganz klar zu machen. — Da stehen fürs erste einander gegenüber der vermögendere und gebildetere Bürgerstand und die privilegierten Stämme. An dem erstern ist es schlechte Sitte, entweder, von der einen Seite, die Auszeichnungen der letztern zu hoch anzuschlagen und außer den

durch die Konvenienz gebotnen Ehrenbezeugungen, die jeder Verständige mitmacht, ein sklavisch unterwürfiges und kriechendes Betragen gegen sie anzunehmen, oder, von der andern Seite, ihnen ihre Auszeichnungen zu beneiden, mit Bitterkeit sich dawider zu äußern und diese Auszeichnungen entweder aus Haß oder aus Mangel an reifem Nachdenken in ein falsches und gehässiges Licht zu stellen. Diese schlechte Sitte des einen Teils bringt gar leicht andre schlechte Sitte beim andern Teile hervor, indem er entweder die nicht gebührenden Huldigungen nicht mit der gehörigen Indignation abweist, sondern es sich gefallen läßt, gering zu schätzen, was sich ihm zur Geringschätzung darbietet, oder den andern Stand streng von sich abhält und sich vor ihm und seiner Berührung enge verschließt.

Wie sollen nun diese beiden entfremdeten Teile desselben Staats friedlich sich vereinigen und zusammenstimmen zu einer und derselben guten Sitte? Das Ersprießlichste wäre, wenn die Wissenschaft sie verbände, und zwar also, daß der Bürgerstand zuerst im Besitze derselben sich befände und die Mitteilung von ihm ausginge. — Wäre sie anfangs bei den privilegierten Stämmen, so wäre zu befürchten, daß diese sich in dem alleinigen Besitze davon zu erhalten suchten und so, zu einer Begünstigung des Zufalls, noch den weit bedeutendern Vorzug des wahren Werts ausschließend hinzufügten. Von dem wahrhaft wissenschaftlich ausgebildeten Bürger ist zu erwarten, daß er jene Privilegien in ihrer eigentlichen Bedeutung und Werte — ohngefähr also, glaube ich, wie dieselben in der vorigen Rede angegeben worden — verstehe und begreife, und eben darum so weit davon entfernt sein werde, sie zu überschätzen, als davon, sie zu beneiden. Der wissenschaftlich ausgebildete Mann von privilegiertem Stamme erhält einen eignen, neuen und persönlichen Wert, der ihn sehr geneigt machen wird, dem Lichte, welches dieselbe Wissenschaft auf sein durch Zufall ihm angebornes Privilegium wirft, das Auge zu öffnen. Ihnen beiden wird der Unterschied im Geringern vor ihrer Gleichheit im Höhern, das sie beide über alles schätzen, gar leicht verschwinden.

Beide Stände, durch dieses Band nunmehr vereinigt, stehen nur noch gegenüber dem großen Volke, welches die mechanische und

körperliche Arbeit thut und dabei fast allgemein des vollständigen Unterrichts, dessen es bedürfte, entbehrt. Seine täglichen Lasten fühlt es; daß die höhern Stände, bei reichlicherm und bequemerm Lebensgenusse, seine mechanischen Arbeiten nicht teilen, sieht es; wie diese, in andern Sphären, ihre Mühe und Arbeit gleichfalls haben, wozu sie im ganzen nützlich, nötig und für das Volk selbst unentbehrlich sind, und insbesondre, welchen herrlichen Gewinn selbst diese ihre, der niedern Volksklassen, Arbeit dem Ganzen gewährt, wissen und begreifen sie nicht. Es ist unter diesen Umständen nicht anders möglich, als daß bei ihnen die schlechte Sitte zur andern Natur werde, die höhern Stände bloß für Bedrücker zu halten, die von ihrem Schweiße zehren, und bei jedem Antrage, der von ihnen kommt, sogleich herum zu denken, welchen neuen Vorteil wohl jene wiederum hierbei suchen mögen. Es kann diesen durchaus durch nichts geholfen noch ihre arge Sitte verbessert werden, außer durch die lebendige Einsicht, daß sie durchaus nicht der Willkür eines Einzelnen, sondern dem Ganzen dienen und diesem nur so weit, als das Ganze ihres Dienstes bedarf, und daß jedweder ihrer Mitbürger, welches Standes er sei, ohne Ausnahme ganz dasselbe Schicksal trage: aber, damit sie es einsehen können, muß es sich auch in der That also verhalten; denn man hoffe doch ja nicht die niedern Stände in Sachen, die ihren Vorteil betreffen, zu täuschen. Die Gleichheit der Rechte müßte daher entweder wirklich eingeführt sein, oder der Begünstigte müßte immerfort öffentlich und vor den Augen aller handeln, als o b sie eingeführt wäre. Auf diesen Zustand müßte sie nun der Vermittler zwischen ihnen und den höhern Ständen, der Volkslehrer, der die Verkettung ihrer Begriffe und ihre Sprache kennen soll, aufmerksam und denselben ihnen einleuchtend machen; mit einem Worte, das Volk sollte nicht bloß in der Religion, sondern auch über den Staat und seinen Zweck und seine Gesetze Unterricht, und zwar gründlichen und bündigen Unterricht erhalten.

Um meinen Gedanken an einem bestimmten Beispiele klar zu machen: der große Güterbesitzer müßte seinen Bauern gegenüber mit Grund der Wahrheit und dem täglichen Zeugnisse ihrer eignen Augen gemäß so sagen können oder ihnen durch den Volkslehrer

sagen lassen können: obwohl ich soviel besitze, als vielleicht hundert oder tausend von euch, so kann ich doch darum nicht für hundert oder tausend essen, trinken und schlafen. Die Unternehmungen, die ihr mich täglich machen seht, die Proben im großen mit neuen Arten der Bewirtschaftung, die Einführung neuer edlerer Tierarten, neuer Pflanzen und Sämereien aus entlegnen Ländern, ihre noch ungewohnte und erst zu erlernende Behandlung, bedürfen großer Auslagen und Vorschüsse und des Vermögens, das mögliche Mißlingen zu ertragen. Ihr vermögt dies nicht, darum wird es euch nicht angemutet: aber was mir gelungen ist, das lernt von mir und macht es nach; was mir mißlungen ist, das lasset; denn ich habe schon für euch das Wagnis bestanden. Aus meinen Herden wird allmählich das nun schon einheimisch gewordne edlere Zuchtvieh durch die euren, von meinen Äckern die schon an das Klima gewöhnte einträglichere Frucht sich über eure, nebst der auf meine Unkosten erlernten und bewährten Kunst der Wartung, verbreiten. Es ist wahr, daß meine Speicher mit Vorräten aller Art voll gepfropft sind; wem unter euch aber habe ich jemals sie verschlossen, der meiner bedurfte? Wer unter euch allen ist jemals in einer Not gewesen, da ich ihm nicht beigestanden? Was Ihr nicht bedürft, wird, auf den ersten Wink des Staats, in die erste vaterländische Provinz strömen, die der Mangel drückt. Beneidet mir nicht das Geld, das ich dafür ziehe. Es wird ebenso angewendet werden, wie ich noch alles, das ich hatte, vor euren Augen angewendet habe; es soll mit meinem Willen kein Heller davon ohne Gewinn für höhere Kultur ausgegeben werden. Dabei bin ich in jedem Augenblicke bereit, wenn der Staat meiner Gelder für Besoldung seiner Armeen oder Unterstützung seiner Provinzen, der Zerschlagung meiner Güter für Unterbringung einer größern Volksmenge bedarf, sie ihm verabfolgen zu lassen. Ich stehe euch dafür, daß ihr mich keine Miene verziehen sehen sollt. Bedarf er ihrer nicht, und soll ich sie meinen Kindern hinterlassen, so habe ich diese erzogen, daß sie handeln werden, wie ich, und ihre Nachkommen erziehen werden, zu handeln, wie ich, bis an das Ende der Tage.

VIII. Familienrecht und Familienpflichten.

1.

Vorbemerkung von Dr. Färber. — Fichtes „Grundlage des Naturrechts nach Principien der Wissenschaftslehre" hat als ersten Anhang den „Grundriß des Familienrechts". Aus demselben geben wir nachstehend einen Auszug, in welchem nacheinander besprochen werden das Verhältnis von Mann und Weib in der Ehe, der Unterschied der Geschlechter in den Anlagen, die Freiheit der Eheschließung, die Stellung der Frauen, die Rechte und Pflichten der Eltern in Bezug auf ihre Kinder unter Einfluß des Staats. Letztere werden dahin formuliert, daß die Eltern die Pflicht haben, ihre Kinder für den Staat zu erziehen; daher müssen sie auch das Recht haben, ihre Kinder bei sich zu behalten, brauchen sie nicht in öffentliche Erziehungsanstalten zu geben und verfahren bei der Erziehung nach eignen Grundsätzen. Die Kinder stehen unter der Herrschaft der Eltern, dürfen aber nicht als Eigentum behandelt (nicht veräußert, mißhandelt) werden. Aus der väterlichen Gewalt treten die Kinder mit Vollendung der Erziehung, deren Zeitpunkt die Eltern bestimmen, sofern nicht Verleihung eines Staatsamts, bürgerlicher Rechte, oder Verheiratung der Erziehung ein Ziel setzen.

Die Lage des Mannes in der Ehe ist diese. Er, der alles, was im Menschen ist, sich selbst gestehen kann, sonach die ganze Fülle der Menschheit in sich selbst findet, überschaut das ganze Verhältnis, wie das Weib selbst es nie überschauen kann. Er sieht ein ursprünglich freies Wesen mit Freiheit und unbegrenztem Zutrauen sich ihm unbedingt unterwerfen, sieht, daß sie nicht nur ihr ganzes äußeres Schicksal, sondern auch ihre innere Seelenruhe und ihren sittlichen Charakter, wenn auch nicht das Wesen desselben, doch ihren eignen Glauben daran von ihm gänzlich abhängig mache: da ja der Glaube des Weibes an sich selbst und an ihre Unschuld und Tugend davon abhängt, daß sie nie aufhören müsse, ihren Mann über alle seines Geschlechts zu achten und zu lieben.

Wie die sittliche Anlage in der Natur des Weibes sich durch Liebe, so äußert die sittliche Anlage in der Natur des Mannes sich durch G r o ß m u t. Er will zuerst Herr sein; wer aber mit Zutrauen ihm sich hingiebt, gegen den entkleidet er sich aller seiner

Gewalt. Gegen den Unterworfnen stark zu sein, ist nur die Sache des Entmannten, der gegen den Widerstand keine Kraft hat.

Zufolge dieser natürlichen Großmut ist der Mann durch das Verhältnis mit seiner Gattin zuvörderst genötigt, achtungswürdig zu sein, da ihre ganze Ruhe davon abhängt, daß sie ihn über alles achten könne. Nichts tötet unwiederbringlicher die Liebe des Weibes, als die Niederträchtigkeit und Ehrlosigkeit des Mannes. — So verzeiht überhaupt das andre Geschlecht dem unsrigen alles andre, nur nicht Feigheit und Schwäche des Charakters. Der Grund davon ist keineswegs ihr eigennütziger Anschlag auf unsern Schutz; es ist lediglich das Gefühl der Unmöglichkeit, einem solchem Geschlecht sich zu unterwerfen, wie es ihre Bestimmung erfordert.

Die Ruhe des Weibes hängt davon ab, daß sie ihrem Gatten ganz unterworfen sei und keinen andern Willen habe, als den seinigen. Es folgt, daß, da er dies weiß, er, ohne seine eigne Natur und Würde, die männliche Großmut, zu verleugnen, nichts unterlassen kann, um ihr dies so viel als möglich zu erleichtern. Dies kann nun nicht dadurch geschehen, daß er sich von seiner Gattin beherrschen lasse; denn der Stolz ihrer Liebe besteht darin, daß sie unterworfen sei und es scheine, und selbst es nicht anders wisse, als daß sie es ist. Männer, die sich der Herrschaft ihrer Weiber unterwerfen, machen sich ihnen dadurch selbst verächtlich und rauben ihnen alle eheliche Glückseligkeit. Es kann nur dadurch geschehen, daß er ihre Wünsche ausspäht, um als seinen eignen Willen sie vollbringen zu lassen, was sie, sich selbst überlassen, am liebsten thun würde. — Es ist ja hier nicht etwa um bloße Befriedigung ihrer Launen und Einfälle zu thun, damit sie nur befriedigt seien; es ist um einen weit höhern Zweck, um die Erleichterung, ihren Gatten immerfort über alles zu lieben und in ihren eignen Augen ihre Unschuld zu behalten, zu thun. — Es kann nicht fehlen, daß die Gattin, deren Herz durch einen Gehorsam, der ihr keine Aufopferung kostet, nicht befriedigt wird, wieder von ihrer Seite die verborgnen höhern Wünsche des Mannes auszuspähen und mit Aufopferungen sie zu vollbringen suche. Je größer das Opfer, desto vollkommner ist die Befriedigung ihres Herzens. Daher entsteht die eheliche Zärtlichkeit

(Zartheit der Empfindungen und des Verhältnisses). Jeder Teil will seine Persönlichkeit aufgeben, damit die des andern Teils allein herrsche; nur in der Zufriedenheit des andern findet jeder die seinige; die Umtauschung der Herzen und der Willen wird vollkommen. Nur in der Verbindung mit einem liebenden Weibe öffnet das männliche Herz sich der Liebe, der sich unbefangen hingebenden und im Gegenstande verlornen Liebe; nur in der ehelichen Verbindung lernt das Weib Großmut, Aufopferung mit Bewußtsein und nach Begriffen: und so wird die Verbindung mit jedem Tage ihrer Ehe inniger.

In der Verbindung beider Geschlechter, also in der Realisation des g a n z e n Menschen, als eines vollendeten Naturprodukts, aber auch nur in dieser Verbindung, findet sich ein äußerer Antrieb zur Tugend. Der Mann ist durch den natürlichen Trieb zur Großmut genötigt, edel und ehrwürdig zu sein, weil das Schicksal eines freien Wesens, die in vollem Zutrauen sich ihm hingab, davon abhängt. Das Weib ist zur Beobachtung aller ihrer Pflichten genötigt durch die ihr angeborne Schamhaftigkeit. Sie kann in keinem Stücke der Vernunft etwas vergeben, ohne bei sich selbst in den sehr wahrscheinlichen Verdacht zu kommen, daß sie ihr auch in der Hauptsache vergeben habe, und daß sie — der unerträglichste Gedanke für sie — ihren Mann nicht liebe, sondern ihn nur als Mittel zur Befriedigung ihres Geschlechtstriebes brauche. — Der Mann, in welchem noch Großmut, das Weib, in welcher noch Schamhaftigkeit wohnt, sind jeder Veredlung fähig; aber sie sind auf dem geraden Wege zu allen Lastern, wenn der erste niederträchtig, die andre schamlos wird, wie dies auch die Erfahrung ohne Ausnahme bestätigt.

Auch ist hier die Aufgabe gelöst: wie kann man das Menschengeschlecht von Natur aus zur Tugend führen? Ich antworte: lediglich dadurch, daß das natürliche Verhältnis zwischen beiden Geschlechtern wieder hergestellt werde. Es giebt keine sittliche Erziehung der Menschheit, außer von diesem Punkte aus.

Eine Verbindung, wie die beschriebene, heißt e i n e E h e. Die Ehe ist eine durch den Geschlechtstrieb begründete v o l l k o m m n e V e r e i n i g u n g zweier Personen beiderlei Geschlechts, die ihr eigner Zweck ist. —

Die eheliche Verbindung ist ihrer Natur nach unzertrennlich und ewig, und wird notwendig als ewig geschlossen. Das Weib kann nicht voraussetzen, daß sie je aufhören werde, ihren Mann über alle seines Geschlechts zu lieben, ohne ihre weibliche Würde; der Mann nicht, daß er aufhören werde, seine Frau über alle ihres Geschlechts zu lieben, ohne seine männliche Großmut aufzugeben. Sie geben sich einander auf immer, weil sie sich einander ganz geben. — —

Zwang zur Verheiratung könnte der Bürgerin zugefügt werden mittelbar durch moralische Gewalt von ihren Eltern und Verwandten, indem dieselben sie durch gewaltsame Behandlung oder Überredung zu einer Ehe ohne eigne Neigung vermögen. Ob gewaltsame Behandlung für diesen Zweck nicht zu verbieten und zu bestrafen sei, darüber kann kein Zweifel stattfinden; was die Überredung anbelangt, so ist diese in keinem möglichen andern Falle ein Vergehen; hier ist sie es aber offenbar. Anderwärts sagt man, warum hast du dich überreden lassen? hier findet diese Frage nicht statt. Die unwissende und unschuldige Tochter kennt die Liebe nicht, kennt die ganze Verbindung nicht, die ihr angetragen wird, mithin wird sie eigentlich betrogen und als Mittel für den Zweck ihrer Eltern oder Verwandten gebraucht.

Diese Art des Zwangs ist die schädlichste und weit beleidigender, als die erstangezeigte physische Gewalt, wenn auch nicht der Form, doch dem Erfolge nach. Bei dem ersten wird das Weib doch hinterher wieder frei; bei diesem Zwange wird sie gemeiniglich auf ihr ganzes Leben um die edelste und süßeste Empfindung, die der Liebe, und um ihre wahre weibliche Würde, um ihren ganzen Charakter betrogen, völlig und auf immer zum Werkzeuge herab erniedrigt.

Es kann sonach keine Frage sein, ob der Staat nicht das Recht und die Pflicht habe, seine jungen Bürgerinnen gegen diesen Zwang durch strenge Gesetze und genaue Aufsicht zu schützen. Nur darüber entsteht eine Frage: die unverehelichte Tochter steht, wie wir unten weiter ersehen werden, unter der Gewalt ihrer Eltern; diese sind ihre erste Instanz und ihre Vormünder vor den Gerichten. Diese müßten über den ihr zugefügten Zwang klagen. Nun ist es widersinnig, daß dieselben sich selbst anklagen sollten; denn hätten sie den

Willen, daß ihr Zwang durch die Gewalt des Staats verhindert werde, so würden sie ja von selbst sich desselben enthalten.

Wir werden aber gleichfalls sehen, daß die Tochter aus der Gewalt der Eltern kommt, wenn sie heiratet. Hier ist wenigstens von Heirat die Rede; die Tochter wird von den Eltern selbst, die sie zur Heirat zwingen wollen, als mannbar betrachtet; das Gesetz könnte sonach der gesunden Vernunft völlig gemäß verordnen, daß dieser Vorschlag die rechtlichen Folgen der Freilassung von der Eltern Seite haben solle, und daß die Tochter auf diesen Fall hin über ihre Rechte selbst wachen müßte. — Das Endurteil des Staats in dieser Sache, sonach die Verordnung des Gesetzes könnte keine andre sein, als diese, daß Eltern, die sich ihrer Gewalt so ganz zur lebenslänglichen Unterdrückung der Menschenrechte ihres Kindes bedient, derselben beraubt, die Tochter nebst dem ihr zukommenden Vermögen, ihnen genommen und unter die unmittelbare Obhut des Staats gesetzt würde, bis sie sich verheiratete. — Da ohneractet dieser Verordnung noch immer zu befürchten sein möchte, daß eine junge, unerfahrne, des blinden Gehorsams gegen die Eltern gewohnte Tochter nicht leicht klagen würde, dennoch aber alles darauf beruht, daß dieser Zwang zur Ehe nicht statt habe, so könnte der Obrigkeit aufgelegt werden, in dergleichen Sachen ohne alle vorhergehende Klage von Amts wegen zu verfahren.

Mit dem männlichen Geschlechte verhält es sich ganz anders. Zuvörderst kann der Mann im eigentlichen Sinne des Worts nicht gezwungen werden zur Vollziehung der Ehe, weil dies gegen die Natur der Sache läuft. Wird er überredet, so hat dies sehr wenig zu bedeuten; denn bei ihm geht die eigentliche Liebe ohnedies der Ehe nicht vorher, sondern wird erst durch sie erzeugt. Aber daß die Frau gezwungen werde, ihn zu heiraten, kann er nicht dulden, wenn er seinen wahren Vorteil versteht. Dies läuft gegen seine Menschenrechte; denn es beraubt ihn der Aussicht auf eine glückliche Ehe, welche zu verlangen er ein Recht hat. — Die Liebe wird hintennach schon kommen, sagen manche Eltern. Bei dem Manne ist dies wohl zu erwarten, wenn er eine würdige Gattin erhält, bei der Frau aber ist es sehr unsicher, und es ist schrecklich, auf

diese bloße Möglichkeit hin ein ganzes Menschenleben aufzuopfern und herabzuwürdigen.

Das Resultat des Gesagten: die Ehe muß mit absoluter Freiheit geschlossen werden, und der Staat hat zufolge seiner Schutzpflicht gegen die einzelnen Personen, und besonders das weibliche Geschlecht, die Pflicht und das Recht, über diese Freiheit der ehelichen Verbindungen zu wachen. — —

Jedermann im Staate soll ein Eigentum besitzen und es selbst nach seinem Willen verwalten, also auch das ledige Weib. — Dieses Eigentum braucht nicht gerade in absolutem Eigentume, in Geld oder Geldeswert zu bestehen, es kann auch in bürgerlichen Rechten und Privilegien bestehen. Es ist kein Grund, warum das Weib dieselben nicht haben sollte. — Das Weib kann Äcker besitzen und den Ackerbau treiben. Sie kann andre Produkte sammeln. Sie könnte auch eine Kunst oder ein Handwerk treiben; wenn dasselbe nur ihren Kräften angemessen ist. Sie kann Kaufmannschaft treiben, wenn sie es versteht. — Alles dies geschieht nun in unsern Staaten wirklich, besonders durch die Witwen, die die Hantierung ihrer verstorbenen Männer fortsetzen. Es ist kein Grund, warum es nicht auch durch unverheiratet gebliebene Frauenspersonen geschehen könnte.

Öffentliche Staatsämter allein können die Weiber nicht verwalten, aus folgenden einfachen Gründen: — Der öffentliche Beamte ist dem Staate ganz und durchgängig verantwortlich, entweder, wenn er selbst die höchste Obrigkeit ist, dem Volke, oder, wenn er durch die letztere ernannt und ein Teil ihrer Gewalt ihm übertragen ist, der Obrigkeit. Er muß sonach ganz frei sein und immer von seinem eignen Entschlusse abhängen, außerdem wäre eine solche Verantwortlichkeit widersprechend und ungerecht. — Nun aber ist das Weib frei und von sich selbst abhängig, nur so lange sie unverheiratet ist. Das Versprechen, sich nie zu verheiraten, wäre sonach die ausschließende Bedingung, unter welcher der Staat einem Weibe ein Amt übertragen könnte. Ein solches Versprechen aber kann keine Frau vernünftigerweise geben, noch kann der Staat vernünftigerweise es von ihr annehmen. Denn sie ist bestimmt zu lieben, und die Liebe kommt ihr von selbst und hängt nicht von ihrem freien

Willen ab. Liebt sie aber, so wird es ihre Pflicht zu heiraten, und der Staat darf ihr an der Ausübung derselben nicht hinderlich sein. Heiratet aber eine Staatsbeamtin, so wären nur zwei Fälle möglich. Entweder sie unterwürfe sich ihrem Manne in Absicht ihrer Amtsgeschäfte nicht, sondern bliebe darüber gänzlich frei, so wäre dies gegen ihre weibliche Würde. Sie könnte dann nicht sagen, daß sie sich dem Manne gänzlich hingegeben habe. Überdies, wo gehen denn die bestimmten Grenzen zwischen dem, was zum Amte gehört, und dem, was nicht dazu gehört, an? Was könnte es denn doch geben, das nicht gewissermaßen darauf Einfluß hätte? — Oder sie unterwürfe sich, wie Natur und Moralität es von ihr fordert, dem Manne auch in Absicht ihrer Amtsgeschäfte. Dann würde er der Beamte, und er allein verantwortlich. Das Amt würde an ihn verheiratet, sowie das übrige Vermögen der Frau und ihre Rechte an ihn verheiratet werden. Dies aber kann der Staat — wenn seine Ämter nur wirkliche Ämter, Geschäfte und nicht bloß Pfründen zum Genusse sind — sich nicht gefallen lassen. Er muß die Geschicklichkeit und den Charakter der Person kennen und prüfen, der er ein Amt überträgt, und kann sich nicht einen nur durch die Liebe gewählten aufdringen lassen.

Diese, daß die Weiber nicht für öffentliche Ämter bestimmt sind, hat eine andre Folge, welche die Schutzredner der Weiber als eine neue Beschwerde gegen unsre politische Einrichtungen anführen. Sie werden nämlich sehr natürlich nicht zur Verwaltung dessen erzogen, was sie nie verwalten sollen, sie werden nicht auf Schulen und Universitäten geschickt; und da behaupten sie denn, daß man ihren Geist vernachlässige, sie hinterlistiger- und neidischerweise in der Unwissenheit erhalte und von den Quellen der Aufklärung entferne. — Wir wollen diesen Vorwurf von Grund aus beleuchten.

Der Gelehrte von Profession studiert nicht lediglich für sich; als Gelehrter, der Form nach, studiert er gar nicht für sich, sondern für andre. Entweder er wird ein Kirchendiener, oder Staatsbeamter, oder Arzt; so ist es ihm darum zu thun, das Erlernte unmittelbar auszuüben; deswegen lernt er die Form, wie es auszuüben ist, mit hinzu und lernt es gleich auf die Weise, daß dieselbe dabei sei.

Oder er wird ein Lehrer künftiger Gelehrten auf Schulen oder Universitäten; so ist sein Zweck, das Erlernte einst wieder mitzuteilen und durch eigne Erfindungen zu vermehren, damit die Kultur nicht stille stehe. Er muß sonach wissen, *wie* sie es gefunden, wie es aus der menschlichen Seele entwickelt wird. Dieses gerade ist es, was die Weiber nicht brauchen können; denn sie sollen weder das erstere noch das letztere werden. — Zum eignen Gebrauch für den Menschen gehören von der Geisteskultur nur die Resultate, und diese erhalten die Weiber in der Gesellschaft: in jedem Stande das Resultat der ganzen Kultur dieses Standes. Das sonach, warum sie uns beneiden, ist das äußere Unwesentliche, das Formelle, die Schale; ihre Lage und unser Umgang erspart ihnen die Mühe, sich erst durch jene durchzuarbeiten, und giebt ihnen unmittelbar das Wesen. Mit der Form könnten sie ohnedies nichts machen: als *Mittel* sie anzusehen, sind sie nicht gewöhnt und können sie sich nicht gewöhnen, weil man das nur durch den Gebrauch lernt; sie betrachten sie sonach als *Zweck* an sich, als etwas an sich Herrliches und Vortreffliches; woher es denn auch kommt, daß eigentlich gelehrte Weiber — ich rede nicht von denen, die bloß nach dem gesunden Menschenverstande räsonnieren, denn diese sind höchst achtungswürdig — meistens Pedantinnen werden.

Um auf keine Art mißverstanden zu werden, will ich dies weiter auseinandersetzen. — Es läßt sich nicht behaupten, daß das Weib an Geistestalenten *unter* dem Manne stehe; aber das läßt sich behaupten, daß der Geist beider von Natur einen ganz verschiednen Charakter habe. Der Mann bringt alles, was in ihm und für ihn ist, auf deutliche Begriffe und findet es nur durch Raisonnement; wenn er nämlich wirklich überzeugt sein soll, und sein Wissen nicht lediglich ein historisches Wissen ist. Das Weib hat ein natürliches Unterscheidungsgefühl für das Wahre, Schickliche, Gute; nicht etwa, daß ihr dasselbe durch das bloße Gefühl gegeben werde, welches unmöglich ist; sondern daß, wenn sie es von außen bekommt, sie durch das bloße Gefühl, ohne deutliche Einsicht in die Gründe ihres Urteils, leicht beurteilen könne, ob es wahr und gut sei, oder nicht. Man kann sagen, der Mann muß sich erst vernünftig machen; aber

das Weib ist schon von Natur vernünftig. Aus dem oben angegebenen Grundzuge, der das Weib vom Manne unterscheidet, läßt sich dieses leicht ableiten. Ihr Grundtrieb verschmilzt gleich ursprünglich mit der Vernunft, weil er ohne diese Verbindung die Vernunft aufhübe; er wird ein vernünftiger Trieb; darum ist ihr ganzes Gefühlssystem vernünftig und gleichsam auf die Vernunft berechnet. Dahingegen muß der Mann alle seine Triebe erst durch Mühe und Thätigkeit der Vernunft unterordnen.

Das Weib ist sonach schon durch ihre Weiblichkeit vorzüglich praktisch, keineswegs aber spekulativ. In das Innere über die Grenze ihres Gefühls hinaus eindringen kann sie nicht und soll sie nicht. Dadurch wird ein sehr bekanntes Phänomen erklärt. Wir haben nämlich Weiber gehabt, die in Sachen des Gedächtnisses, z. B. in Sprachen, selbst in der Mathematik, inwiefern sie erlernt werden kann, als Vielwisserinnen sich auszeichneten, solche, die in Sachen der Erfindung, in der sanftern Dichtkunst, im Romane, selbst in der Geschichtsschreibung berühmt wurden. Aber Philosophinnen oder Erfinderinnen neuer Theorieen in der Mathematik haben wir nicht gehabt.

Noch ein paar Worte über die Begierde der Weiber, Schriftstellerei zu treiben, die sich unter ihnen immer weiter verbreitet.

Es lassen sich nur zwei Zwecke der Schriftstellerei denken: entweder der, neue Entdeckungen in den Wissenschaften der Prüfung der Gelehrten vorzulegen, oder der, das schon Bekannte und Ausgemachte durch populäre Darstellung weiter zu verbreiten. — Entdeckungen können die Weiber nicht machen aus den oben angeführten Gründen. Populäre Schriften für Weiber, Schriften über die weibliche Erziehung, Sittenlehren für das weibliche Geschlecht, als solches, können die Weiber am zweckmäßigsten schreiben; teils, weil sie ihr Geschlecht besser kennen, als es je ein Mann kennen wird, indem sie selbst zu diesem Geschlechte gehören; es versteht sich, wenn sie zugleich Kraft genug haben, sich zum Teil über dasselbe zu erheben; teils, weil sie bei demselben der Regel nach am leichtesten Eingang finden. Selbst der gebildete Mann kann aus dergleichen Schriften seine Kenntnis des weiblichen Charakters gar sehr vermehren. Es

versteht sich, daß die Verfasserin dann auch als Weib schreiben und in ihrer Schrift als Weib, nicht als ein übel verkleideter Mann erscheinen wollen mußte. — Ich habe, wie man sieht, vorausgesetzt, daß das Weib lediglich, um zu nützen und einem entdeckten Bedürfnisse ihres Geschlechts abzuhelfen, für ihr Geschlecht, keineswegs aber aus Ruhmsucht und Eitelkeit für das unsre schreibe. Außer daß in dem letztern Falle ihre Produkte wenig litterarischen Wert haben werden, würde auch dem moralischen Werte der Verfasserin dadurch großer Abbruch geschehen. Ihre Schriftstellerei wird dann weiter nichts für sie sein, als ein Werkzeug der Koketterie mehr. Ist sie verehelicht, so erhält sie durch ihren schriftstellerischen Ruhm eine von ihrem Gatten unabhängige Selbständigkeit, die das eheliche Verhältnis notwendig entkräftet und zu lösen droht. Oder wird sie getadelt, so empfindet sie den Tadel als eine ihrem Geschlechte zugefügte Beleidigung, und ihre und ihres unschuldigen Gatten Tage werden verbittert. — —

Der Naturtrieb ist, eines fremden Körpers sich anzunehmen, wie seines eignen. Wie wird in der menschlichen Mutter dieser Naturtrieb sich äußern? Offenbar als Empfindung eines Bedürfnisses eines andern, so wie sie ihr eignes empfindet. Eine solche Empfindung aber heißt Mitleid. Mitleid sonach ist die Gestalt, unter welcher der Naturinstinkt der menschlichen Mutter für ihr Kind erscheint.

Dieses Mitleid geht auf dasselbe, worauf der Naturinstinkt ging, auf die physische Erhaltung des Kindes.

Die Mutter wird durch das in ihrer Natur liegende Mitleid, wenn sie sich der Natur überläßt, getrieben, für die Erhaltung des Kindes zu sorgen.

Es ist darin ein Mechanismus der Natur und Vernunft, in ihrer Vereinigung, aus welchem diese Erhaltung des Kindes notwendig folgt — es versteht sich, da die Vernunft auch mit wirkt, daß diesem Triebe widerstanden werden könne, wenn der Mensch zur Unnatürlichkeit herabsinkt. Natürlicherweise aber wird ihm nicht widerstanden.

Vom Rechte ist hier noch gar nicht die Rede. Man kann ebensowenig sagen, das Kind habe ein Recht, diese physische Erhaltung von der Mutter zu fordern, als man sagen kann, der Ast habe ein Recht, auf dem Baume zu wachsen, und ebensowenig, die Mutter habe die Zwangspflicht, ihr Kind zu erhalten, als man sagen kann, der Baum habe die Zwangspflicht, den Ast zu tragen. Es ist Naturgesetz, jedoch in Verbindung mit der Vernunft. Bei dem Tiere ist es bloßes Naturgesetz.

Dies noch zur Erläuterung: moralische Pflicht ist es ursprünglich ebensowenig, d. i. als besondre Pflicht, gerade dieses Kind zu erhalten. Hinterher aber, nachdem die Mutter diesen Trieb gefühlt, wird es ihr allerdings moralische Pflicht, denselben zu unterhalten und zu bestärken. —

Es ist in der menschlichen Natur überhaupt und sonach auch im Manne ein Trieb, sich des Schwächern und Hilflosen, selbst mit Affekt, anzunehmen. Dieser allgemeine Trieb wird nun im Vater ohne Zweifel auch für sein Kind sprechen; aber eben darum, weil er ein allgemeiner Trieb ist, der sich auf den Anblick der Hilflosigkeit als solcher gründet, so spricht er für jedes Kind, und es ist kein Grund zu einer besondern Vorliebe für sein Kind bei dem Vater da. Eine solche Vorliebe aber müßte aufgewiesen werden. Da das Verhältnis lediglich ein physisches ist, so könnte diese Liebe keinen andern Grund haben, als einen physischen. Ein solcher findet sich nun nicht; denn es ist zwischen dem Vater und seinem Kinde gar kein physisches Band; sonach ist zu urteilen, daß der Vater unmittelbar keine besondre Liebe zu seinem Kinde habe. Aus dem einzigen natürlichen Verhältnisse, dem Akte der Zeugung, läßt sich nichts folgern; denn dieser kommt als solcher, als Zeugung dieses bestimmten Individuum, nicht zum Bewußtsein.

Die besondre Liebe des Vaters zu seinem Kinde geht ursprünglich — welche Quellen derselben es in der durch unsre Einrichtungen gebildeten Meinung geben könne, davon ist hier nicht die Frage — sie geht ursprünglich aus seiner Zärtlichkeit zur Mutter hervor. Diese Zärtlichkeit macht alle Wünsche und alle Zwecke der Mutter zu den seinigen, sonach auch den, für die Erhaltung des Kindes

Sorge zu tragen. Wie dies die natürlich notwendige Angelegenheit der Mutter ist, wird es durch Übertragung auch die des Vaters; denn beide sind ein Subjekt, und ihr Wille ist nur einer.

Die Eltern leben zusammen, und das Kind, als der Vorsorge beider durch die Natur empfohlen, muß mit ihnen gleichfalls zusammenleben, widrigenfalls könnten sie ja für die Erhaltung desselben nicht Sorge tragen.

Es liegt ein natürlicher Trieb im Menschen, soweit als es nur irgend wahrscheinlich ist, außer sich Vernunft zu vermuten und Gegenstände, z. B. Tiere, so zu behandeln, als ob sie welche hätten. Die Eltern werden ihr Kind gleichfalls so behandeln, es auffordern zur freien Thätigkeit, und so wird sich denn allmählich Vernunft und Freiheit bei demselben zeigen. — Freisein gehört nach den notwendigen Begriffen des Menschen zum Wohlsein: Die Eltern wollen das Wohlsein ihres Kindes; sie werden sonach seine Freiheit ihm lassen. — Aber mancher Gebrauch derselben würde seiner Erhaltung nachteilig sein, welche ihr Zweck gleichfalls ist. Sie werden sonach beide Zwecke vereinigen und die Freiheit des Kindes so beschränken, daß der Gebrauch derselben seine Erhaltung nicht in Gefahr bringe. Dies aber ist der erste Begriff der Erziehung. — Die Eltern werden ihr Kind erziehen; dies folgt aus der Liebe zu ihm und aus der Sorge für seine Erhaltung.

Es ist allgemeine moralische Pflicht für jeden sittlich guten Menschen, Moralität außer sich zu verbreiten und allenthalben zu befördern. Jedes freie Wesen aber, sonach auch das Kind, ist der Moralität fähig. Nun lebt es, aus andern Gründen, notwendig mit den Eltern zusammen. Sind die Eltern selbst moralisch, so werden sie sich aller möglichen Mittel bedienen, um Moralität im Kinde zu entwickeln, und dies ist der Begriff der höhern Erziehung.

Es gehört zu dieser Erziehung folgendes beides: zuvörderst, daß die Kräfte des Kindes entwickelt und gebildet werden zur Brauchbarkeit für allerlei Zwecke, dann, daß sein Sinn auf Moralität gerichtet werde. Um den ersten Zweck zu erreichen, muß die Freiheit des Kindes abermals eingeschränkt werden, es muß jeder Gebrauch dieser Freiheit, der mit dem ersten Zwecke, der Erhaltung und Gesundheit,

und dem letztern, der Bildung der Kräfte, im Widerspruche steht, verhindert, es muß jeder Gebrauch derselben, der sie der Absicht der Eltern zufolge übt, befördert, das erstere verboten, das letztere geboten werden. Nur für den letztern Zweck darf die Freiheit nicht eingeschränkt werden; denn nur was aus freiem Entschlusse hervorgeht, ist moralisch. Moralität entwickelt sich aus dem Menschen selbst und läßt sich nicht durch Zwang oder künstliche Anstalten hervorbringen.

Man kann nicht sagen, das Kind habe ein Zwangsrecht auf Erziehung oder die Eltern eine Zwangspflicht dazu. Ebensowenig kann man sagen, die Eltern haben in Beziehung auf das Kind — wie es in Beziehung auf andre stehen möge, davon zu seiner Zeit — ein Recht, dasselbe zu erziehen, und das Kind die Pflicht, sich von ihnen erziehen zu lassen; denn das Kind ist, inwiefern es unter der Erziehung steht, überhaupt nicht frei, sonach überhaupt nicht ein mögliches Subjekt eines Rechts oder einer Pflicht; sondern es ist insofern lediglich Objekt des Handelns der Eltern, ist und wird, wozu die Eltern es machen.

Nur die Eltern übersehen den Zweck der Erziehung, die Kinder nicht, eben darum, weil sie erst erzogen werden sollen. Welche Mittel sonach für die Erreichung dieses Zwecks nötig sind, können nur die Eltern beurteilen, nicht aber das Kind. — Sie sind der eigne Richter in ihrer Sache, in Beziehung auf das Kind; sie sind souverain, und das Kind ist, inwiefern sie es erziehen, ihnen unbedingt unterworfen. Daß sie dieser Unterwerfung lediglich dazu sich bedienen, um das Kind nach ihrem besten Wissen auf das beste zu erziehen, ist ihnen lediglich Gewissenssache und gehört vor ihren eignen innern Richterstuhl.

Die Möglichkeit des Staats beruht auf der ziemlich gleichmäßigen Fortdauer seiner Volksmenge; denn Schutz, Abgaben, Kraft sind berechnet auf diese Volksmenge. Wenn nun dieselbe durch die Sterblichkeit sich immerfort verminderte, so träfe diese Berechnung nicht zu; es entstände Unordnung, und endlich, nachdem nur noch wenige übrig wären, hörte der Staat ganz auf. Diese gleichmäßige Fort-

dauer aber hängt davon ab, daß in die Stelle der verstorbenen neue Bürger treten.

Jeder Staatsbürger verspricht im Bürgervertrage alle Bedingungen der Möglichkeit des Staats aus allen Kräften zu befördern, sonach auch die eben genannte. Diese kann er am besten dadurch befördern, daß er Kinder erzieht zur Geschicklichkeit und Tauglichkeit für allerlei vernünftige Zwecke. Der Staat hat das Recht, diese Erziehung von Kindern zu einer Bedingung des Staatsvertrags zu machen, und so wird die Erziehung äußere Zwangspflicht, nicht unmittelbar gegen das Kind, sondern gegen den Staat. Er ist es, der im Bürgervertrage das Recht erlangt, sie zu fordern.

Ich redete von Erziehung der Kinder überhaupt; denn dadurch wird der Staatszweck erreicht. Nun aber kann es nicht der Willkür des Bürgers überlassen werden, welches bestimmte Kind er eben erziehen wolle, weil durch diese Kollision der Willkür unauflösliche Rechtsstreitigkeiten entstehen würden, sondern es muß darüber etwas ausgemacht werden, welche bestimmte Kinder jeder erziehen solle. — Das zweckmäßigste hierbei ist, daß der Staat der Disposition der Natur und Vernunft folge, welcher zuwider etwas zu verordnen er ohnedies das Recht nicht hat, und den Eltern auflege, ihre eignen Kinder zu erziehen. —

Zur Erziehung gehört ein fortgesetzter Plan, Gleichförmigkeit der Maximen, nach denen die Kinder behandelt werden. Dieser würde gestört, wenn ein Fremder sich in die Erziehung mischen und einen Einfluß auf die Kinder haben wollte. Es würde über eine solche Einmischung Klage stattfinden, und der Staat müßte stets zum Vorteil der wahren Eltern entscheiden.

Vorausgesetzt, daß die Eltern moralisch denken, so ist die Erziehung der Kinder ihnen Gewissenssache. Sie wollen dieselben so sittlich gut erziehen, als sie nur immer können, aber jeder hält notwendig seine eignen Maximen für die besten und richtigsten; — außerdem wäre es ja gewissenlos von ihm, daß er dieselben beibehielte. Aber der Staat kann keinen Eingriff in Sachen des Gewissens thun. Er selbst also kann sich auch nicht in die Erziehung mischen.

Er hat das Recht, öffentliche Erziehungsanstalten zu machen; aber es muß von den Eltern abhängen, ob sie sich derselben bedienen wollen, oder nicht. Er hat kein Zwangsrecht auf den Gebrauch derselben.

Über die Maximen der Erziehung ist weder der Staat Richter, noch irgend ein andrer Bürger, noch das Kind, weil das letztere ja das Objekt der Erziehung ist; sonach sind hierüber die Eltern ihre eignen Richter. Es kann zwischen Kindern, die noch erzogen werden, und Eltern keinen Rechtsstreit geben. Die Eltern sind in dieser Angelegenheit die höchste Instanz und souverain. Der Staat kann über dieses Verhältnis keine Gesetze geben, so wenig als er über das Verhältnis zwischen Mann und Weib Gesetze geben darf.

Die Herrschaft der Eltern über ihre Kinder gründet sonach sich lediglich auf die Pflicht der Eltern, ihre Kinder zu erziehen. Diese Pflicht der Erziehung ist durch die Natur eingesetzt und durch den Staat garantiert. Die Kinder für ein Eigentum der Eltern zu halten und die Rechte der letztern auf die erstern als Eigentumsrechte zu betrachten, ist eine grundlose Meinung.

Der Staat hat nach obigem das Recht der Aufsicht, ob überhaupt das Kind erzogen werde; er hat sonach das Recht, jeden Gebrauch desselben, der die Erziehung offenbar aufhebt, zu verhindern, und darum kann er gar nicht zulassen, daß dasselbe als Eigentum behandelt werde, z. B. daß der Sohn verkauft werde.

Nur derjenige kann vor den Gerichten verantwortlich sein, welcher frei ist. Die Kinder sind nicht frei; denn sie stehen unter der Botmäßigkeit der Eltern. Der Vater sonach — weil er zugleich auch der Repräsentant der Mutter ist — ist ihr gerichtlicher Vormund. Rechte haben sie nicht, die er zu verteidigen hätte, denn sie sind noch nicht unmittelbare Staatsbürger; aber wenn sie Schaden angerichtet haben sollten, so ist er für sie verantwortlich.

Der Beschädigte hält sich an den Vater, und dies mit Recht, denn die Kinder stehen unter der Aufsicht desselben, und der Vater hätte die Beschädigung verhindern sollen. Hat er sie nicht verhindert, so muß er den Schaden ersetzen. — Die Kinder können keiner öffentlichen Strafe unterworfen werden; denn sie stehen gar

nicht unter den äußern Zwangsgesetzen des Staats. Sie stehen lediglich unter den Zwangsgesetzen der Eltern. Diese bestrafen sie nach Gutdünken, nicht aber der Staat, dessen Bürger sie noch gar nicht sind.

Der einzige Grund der Herrschaft der Eltern über ihre Kinder ist das Bedürfnis der Erziehung. Fällt der Grund weg, so fällt auch das Begründete weg. Sobald die Erziehung geendigt ist, ist das Kind frei.

Aber ob sie geendigt sei, können der Regel nach nur die Eltern entscheiden, weil sie es sind, die das Ziel derselben sich selbst gesetzt haben, und allein dasselbe wissen. — Entweder nun, sie urteilen selbst, daß das Kind erzogen sei, so lassen sie mit gutem freien Willen und nach eignem Ermessen dasselbe frei. Sie sollen ja ohnedies dem Kinde immer mehr Freiheit lassen, sowie es verständiger wird; zwar nicht zufolge eines Rechts desselben, sondern zufolge einer wichtigen Regel der Erziehung. Lassen sie nun das letzte Band, woran sie dasselbe bisher noch hielten, los, so sind die Kinder ganz frei.

Oder, der zweite Fall; es wird durch die Sache selbst klar, daß der Zweck der Erziehung erreicht sei. Der allgemeine Zweck derselben ist die Brauchbarkeit unsrer Kräfte zur Beförderung vernünftiger Zwecke, und der äußere, von den Eltern zu respektierende Richter über diese Brauchbarkeit ist der Staat. Nun kann zwar der Staat nicht unmittelbar die Kinder freisprechen, weil er dann in die Erziehung einen Eingriff thäte; aber er kann es mittelbar, indem er dem Sohne ein Staatsamt oder ein andres bürgerliches Recht, etwa die Meisterschaft in einem Handwerke durch die Zunft, die insofern von ihm bevollmächtigt ist, überträgt. Er fällt dann das Urteil der Brauchbarkeit. — Ein Staatsamt befreit die Kinder von der väterlichen Gewalt.

Endlich — der dritte Fall — kann die Erziehung und mit ihr die Unterwürfigkeit der Kinder aufgehoben werden dadurch, daß sie der Natur der Sache nach nicht mehr möglich ist. Dies geschieht durch die Verheiratung. Die Tochter wird dem Willen ihres Ehemannes unbegrenzt unterworfen und kann daher keinem andern

Willen, also auch nicht dem ihrer Eltern, unterworfen bleiben. Der Mann hat mit unbegrenzter Zärtlichkeit für das Glück seiner Gattin zu sorgen; er kann in dieser Sorge durch keinen fremden Willen, den der Eltern, sich stören lassen.

Aber eben darum, weil durch die Verheiratung die Erziehung aufhört, aber den Eltern allein zukommt, zu beurteilen, wann sie aufhören könne, haben die Eltern das Recht, den Kindern diese Erlaubnis eine Zeit lang zu versagen, oder die Verheiratung derselben aufzuschieben.

Überhaupt ihnen die Verheiratung zu verbieten, dazu haben sie das Recht nicht, und ebensowenig das, für sie zu wählen, aus den schon oben angeführten Gründen.

Zwischen Mann und Weib ist Gemeinschaft des Eigentums. Die Kinder haben keine Gemeinschaft am Eigentume und haben überhaupt gar kein Eigentum. Woher sollen sie es doch haben? Nahrung und Kleidung sind ihnen die Eltern schuldig nach eignem Ermessen, weil sonst der Zweck der Erziehung nicht erreicht würde. Diese Pflicht ist, wie schon oben erinnert worden, eine Zwangspflicht gegen den Staat (nicht gegen die Kinder), und der letztere hat darüber das Recht der Aufsicht.

Aber die Kinder arbeiten, sagt man, und dadurch erhalten sie ein Eigentum. — Dies kann man nur nach der unrichtigen und oben widerlegten Voraussetzung, daß die Formation das Eigentumsrecht begründe, behaupten. Der Zweck ihrer Arbeit ist Übung der Kräfte für die Erziehung, und den zufälligen Nutzen derselben nehmen die Eltern mit Recht in ihr Eigentum auf. Das Kind kann ja gar nichts thun, ohne den Willen der Eltern, es kann sich auch nicht ein Eigentum ohne ihren Willen erwerben. — Oder soll das Eigentumsrecht sich auf einen Kontrakt mit den Eltern gründen? Kontrahieren kann nur derjenige, der frei ist; aber die Kinder haben gar keine selbständige Freiheit in Beziehung auf die Eltern. Sie können sich nicht von ihnen losreißen und einen eignen Willen haben, um ihnen gegenüber Partei zu sein. —

Die Beantwortung der Frage: wie sollen, falls die Eltern geschieden würden, die Kinder unter sie geteilt werden, haben wir uns

bis hierher vorbehalten, weil sie nicht zu beantworten war, ohne die gründliche Einsicht in das Verhältnis der Eltern und der Kinder.

Zuvörderst, da die Eltern die unumschränkte Herrschaft über die Kinder haben, so muß es denen, die sich scheiden, ganz frei stehen, eine gütliche Abkunft untereinander zu treffen. Der Staat hat darein nichts zu reden, wenn nur die Erziehung der Kinder gesichert ist. Können sie sich in der Güte vereinigen, auf welche Bedingung es auch sei, so ist kein Rechtsstreit, und der Staat hat nichts zu entscheiden.

Erst dann, wenn beide Eltern nicht in der Güte einig werden können, tritt der Richterspruch des Staats ein.

Es lassen sich nur zwei Gründe dieses Streits der Eltern denken: entweder er kommt daher, daß keines von beiden Eltern die Sorge für die Kinder übernehmen, sondern dieselbe, soviel nur irgend möglich, auf den andern Teil werfen will, oder daher, daß beide die Kinder für sich behalten und dem andern Teil so wenige als möglich davon wollen verabfolgen lassen.

Im ersten Falle ist so zu entscheiden: Die Pflicht für die Kinder zu sorgen ist nach obigem nur für die Mutter unmittelbare, für den Vater nur mittelbare Pflicht, abgeleitet aus seiner Liebe zur Mutter. Da diese letztere, mithin auch der natürliche Grund der väterlichen Zärtlichkeit, hier wegfällt, so sind die Kinder der persönlichen Sorgfalt und Pflege der Mutter zu übergeben; aber der Vater hat, unter Aufsicht und Garantie des Staats, die Kosten der Erhaltung herzugeben, worüber nach den Vermögensumständen der Eltern etwas Bestimmtes festzusetzen ist.

Im zweiten Falle wird die Entscheidung so ausfallen: der rechtsbegründete Zweck des Staats mit den Kindern ist die bestmöglichste Erziehung derselben. Nun ist der Regel nach — und nur nach ihr können allgemeine Gesetze gegeben werden — die Mutter die zweckmäßigste Erzieherin der Töchter, der Vater der zweckmäßigste Erzieher der Söhne. Die Töchter sind sonach der erstern, die Söhne dem letztern zu übergeben.

2.

Vorbemerkung von Dr. Färber. — Im „System der Sittenlehre“ bringt Fichte zum Schluß eine „Übersicht der besondern Pflichten“ und handelt in diesem Kapitel unter § 27 „über die Pflichten des Menschen nach seinem besondern natürlichen Stande“. Darin wird zuerst das Verhältnis der Ehegatten in ähnlicher Weise wie im „Naturrecht“ besprochen, dann „das Verhältnis der Eltern und Kinder und die aus diesem Verhältnis entspringenden gegenseitigen Pflichten“ erörtert. In letzterm Teil sind wesentliche Ergänzungen zu dem enthalten, was wir unter 1. mitgeteilt haben; wir lassen dieselben hier folgen.

Es liegt in der Pflicht der moralischen Erziehung folgendes. Zuvörderst die Pflicht, die Kräfte des Kindes zweckmäßig zu bilden, damit es ein gutes Werkzeug zur Beförderung des Vernunftzwecks sein könne; also Geschicklichkeit bei ihm hervorzubringen. Dies ist — im Vorbeigehn sei es gesagt, da es hier unsre Absicht nicht sein kann, die Theorie der Erziehung zu erschöpfen — dies ist denn auch der eigentliche Zweck der Erziehung, sofern sie von Kunst und Regeln abhängt, die freien Kräfte des Zöglings zu entwickeln und zu bilden. Dann die Pflicht, der gebildeten Freiheit des Zöglings eine moralische Richtung zu geben, welches auf keine andre, als die schon angegebene Weise der Beförderung der Moralität außer uns überhaupt geschehen kann (s. oben Abschnitt III).

Welches ist nun in der Erziehung das gegenseitige Verhältnis der Eltern und der Kinder?

Es ist oft Pflicht der Eltern, die Freiheit ihrer Kinder zu beschränken, teils um ihrer Erhaltung willen; einen Gebrauch, der dieser nachteilig wäre, können sie nicht zugeben; teils um ihrer Bildung willen zur Geschicklichkeit. Sie müssen in der letztern Rücksicht dieselben anhalten, dahin abzweckende Handlungen zu thun und andre, die weder mit dem ersten Zweck der Erhaltung, noch mit dem letztern der Bildung im Zusammenhange stehen, zu unterlassen, weil diese überflüssig und nur Zeit- und Kraftverlust sind. Um der Moralität willen haben sie die Freiheit derselben nicht einzuschränken: denn nur inwiefern mit Freiheit etwas gethan oder unterlassen wird, ist es moralisch.

Über das Recht der Eltern zur Beschränkung der Freiheit ihrer Kinder kann kaum die Frage entstehen. Ich muß die formelle Freiheit eines jeden Menschen darum schonen, weil ich ihn für ein moralisch ausgebildetes Wesen, und seine Freiheit für ein Mittel zur Beförderung des Vernunftzwecks halten muß. Richter über ihn kann ich nicht sein: denn er ist mir gleich. Mein Kind aber betrachte ich nicht als moralisch ausgebildetes Wesen, sondern als ein erst zu bildendes; und so eben wird es mir durch die Pflicht, dasselbe zu erziehen, gegeben. Für den gleichen Zweck sonach, für welchen ich die Freiheit derer, die mir gleich sind, schonen muß, muß ich die meines Kindes beschränken.

Es ist Pflicht der Eltern, die Freiheit der Kinder zu beschränken, wiefern ihr Gebrauch dem Zwecke der Erziehung nachteilig sein könnte; aber auch nur insofern. Jede andre Beschränkung ist pflichtwidrig, denn sie ist zweckwidrig: ihre Freiheit soll ja gebildet werden; sie müssen sonach Freiheit haben für die mögliche Bildung. Eltern sollen ihren Kindern nicht aus bloßem Eigensinne verbieten, und damit, wie sie sagen, ihnen der Wille gebrochen werde. Nur der gegen den Zweck der Erziehung laufende Wille soll gebrochen werden. Willen überhaupt aber sollen sie haben: man erzieht freie Wesen, nicht aber willenlose Maschinen zum Gebrauche des ersten des besten, der sich ihrer bemächtigen wird. Doch sind hierüber die Eltern allein ihre eignen Richter und haben dies mit sich selbst vor ihrem Gewissen auszumachen.

Findet sich kein andres Mittel, die Kinder dem Zwecke der Erziehung zu unterwerfen, als Zwang, so haben die Eltern das Zwangsrecht, und es ist dann ihnen Pflicht, die Kinder zu zwingen, nachdem der pflichtmäßige Zweck nur auf diese Weise zu erreichen ist.

Wird das Kind gezwungen, so ist es und bleibt es bloßes Objekt des Handelns der Eltern. Freiheit hat es nur innerhalb der Sphäre, wo der Zwang aufhört, und diese Freiheit ist zu betrachten als das Resultat der Handlungen der Eltern. Die Handlungen der Kinder haben sonach nicht die mindeste Moralität, denn sie sind erzwungen.

Nun aber soll doch Moralität im Kinde entwickelt werden: es muß sonach etwas als Resultat seiner eignen Freiheit übrig bleiben,

und dieses Übrigbleibende ist der freie Gehorsam des Kindes. Dieser freie Gehorsam besteht darin, daß die Kinder ohne Zwangsmittel und ohne Furcht derselben freiwillig thun, was die Eltern befehlen, freiwillig unterlassen, was sie verbieten, darum, weil sie es verboten oder befohlen haben. Denn sind die Kinder selbst von der Güte und Zweckmäßigkeit des Befohlenen überzeugt, so überzeugt, daß schon ihre eigne Neigung sie dahin treibt, so ist kein Gehorsam da, sondern Einsicht. Gehorsam gründet sich nicht auf die besondere Einsicht in die Güte desjenigen, was nun eben befohlen ist, sondern auf den kindlichen Glauben an die höhere Weisheit und an die Güte der Eltern überhaupt.

Man kann, so wenig man sagen konnte, die Liebe oder das Mitleid des Weibes sei Pflicht, ebensowenig sagen, dieser kindliche Gehorsam sei Pflicht, aber er geht aus der Anlage zur Moralität und pflichtmäßigen Gesinnung überhaupt hervor und findet bei richtiger Behandlung der Kinder sich von selbst; denn er kann sich auf nichts gründen, als auf die Achtung und Unterwürfigkeit unter die zwar nicht begriffene, aber dunkel empfundene Superiorität des Geistes und der Moralität, nebst der Liebe derselben und der Begierde, ihrer gleichfalls teilhaftig zu werden. Dies ist die Quelle des Gehorsams, und beweist irgend etwas, daß Güte in der menschlichen Natur wohne, so ist es dieser Gehorsam.

Nachdem er einmal da ist, kann er durch Freiheit verstärkt und erhöht werden: das Kind kann sich besonders den Betrachtungen und Empfindungen überlassen, die ihn erhöhen, und von dieser Seite und erst jetzt wird Gehorsam Pflicht der Kinder. — Er ist die einzige Pflicht der Kinder; er entwickelt sich eher, als andre moralische Gefühle, denn er ist die Wurzel aller Moralität. Späterhin, nachdem in der durch die Eltern frei gelassenen Sphäre Moralität möglich wird, bleibt er doch immer die höchste. Über diese Sphäre hinaus darf das Kind nicht frei sein wollen.

Gehorsam ist beim Kinde die Nachbildung der ganzen moralischen Denkart; darum ist er über alles wichtig. Nämlich, wie der gebildete Mensch sich verhält gegen das Sittengesetz überhaupt und gegen den Ausführer desselben, Gott, so verhält das Kind sich gegen

das Gebot seiner Eltern und die Person derselben. Wir sollen schlechthin thun, was die Pflicht gebeut, ohne über die Folgen zu klügeln; aber um es nur thun zu können, müssen wir notwendig annehmen, daß dieselben in der Hand Gottes zum Guten ausfallen werden. So das Kind in Absicht der Befehle seiner Eltern. Im Christentume wird Gott vorgestellt unter dem Bilde des Vaters. Und dies ist vortrefflich. Nur begnüge man sich nicht damit, immer und unaufhörlich von seiner Güte zu reden, sondern man denke dabei auch an unsern pflichtmäßigen Gehorsam gegen ihn und die kindliche Ergebung in seinen Willen, ohne Vernünftelei und Klügelei, und zwar die letztere nicht bloß im Empfindeln und sich Trösten, sondern besonders in mutiger Ausübung unsrer Schuldigkeit, was auch unsre Kurzsichtigkeit dabei für Folgen zu entdecken glaubt. Ausbildung dieses Gehorsams ist das einzige Mittel, wodurch die Eltern unmittelbar eine moralische Gesinnung in dem Kinde hervorbringen können; es ist sonach ganz eigentlich ihre Pflicht, sie zum Gehorsam anzuhalten. — Es ist eine sehr falsche Maxime, welche wir, wie noch vieles andre Übel, dem ehemals herrschenden Eudämonismus verdanken, nach welcher man bei dem Kinde alles durch Vernunftgründe aus eigner Einsicht derselben erzwingen will. Neben andern Gründen ihrer Verwerflichkeit begeht sie auch noch den Widersinn, den Kindern um ein gut Teil Vernunft mehr zuzumuten, als man sich selbst zumutet; denn auch die Erwachsenen handeln größtenteils aus Neigung und nicht aus Vernunftgründen.

Noch haben wir hierbei die Frage zu beantworten: wie weit darf der unbedingte Gehorsam von seiten der Kinder, und die Forderung desselben von seiten der Eltern gehen? Unbedingt ist jeder Gehorsam und auch blind; denn sonst wäre er nicht Gehorsam. Für das Besondere nämlich ist er blind. Im allgemeinen ist ein blinder Gehorsam nicht möglich; er wird notwendig begründet durch eigne Überzeugung von der höhern Weisheit und Güte dessen, dem wir gehorchen.

Die aufgeworfene Frage kann zweierlei bedeuten. Teils kann gefragt werden nach der Extension, nach der Sphäre der Handlungen, innerhalb welcher das Kind den Eltern gehorchen soll, und wie

weit es gehorchen soll; teils nach der Protension: wie lange es gehorchen soll, ob es nicht einen Zeitpunkt der Freilassung gebe, und welcher dies sei.

Gilt die Frage in der ersten Bedeutung, so wird sie entweder von dem Kinde erhoben, oder von den Eltern. Von dem Kinde soll sie nicht erhoben werden, und darin liegt eben die Beantwortung: das Kind soll gehorchen, und sein Gehorsam besteht eben darin, daß es nicht weiter frei sein will, als die Eltern es frei lassen. Über die nötige Grenze dieses Gehorsams können nur die Eltern Richter sein, das Kind gar nicht; denn es unterwirft sich ihnen ja mit Gehorsam. — Das Kind soll gehorchen in allen billigen Stücken, wie man etwa sagen hört, ist völlig widersprechend geredet. Wer nur in billigen Stücken gehorcht, gehorcht gar nicht. Es muß ihm ja dann ein Urteil zukommen, was billig sei oder nicht. Thut er nur das Billige, als solches, so thut er dasselbe aus eigner Überzeugung und nicht aus Gehorsam. Ob der Gehorsam billigerweise gefordert sei oder nicht, das mögen die Eltern nach ihrem eignen Gewissen verantworten; vor den Richterstuhl des Kindes können sie sich nicht stellen lassen. — Aber wenn nun die Eltern etwas Unmoralisches dem Kinde beföhlen, dürfte man noch fragen. Ich antworte: die Unmoralität des Gebots ergiebt sich entweder erst nach einer sorgfältigen Untersuchung, oder sie springt unmittelbar in die Augen. Der erste Fall kann nicht eintreten; denn das gehorsame Kind setzt nicht voraus, daß seine Eltern ihm etwas Böses gebieten könnten. Findet der zweite Fall statt, so fällt von diesem Augenblicke an der Grund des Gehorsams, der Glaube an die höhere Moralität der Eltern, weg, und nun wäre irgend ein fernerer Gehorsam gegen die Pflicht. Ebenso verhält es sich, wo die bestehende Unmoralität, die Schändlichkeit der Lebensart der Eltern, den Kindern unmittelbar einleuchtet. In diesem Falle ist kein Gehorsam der Kinder und keine Erziehung durch die Eltern möglich.

Sind es, wie billiger ist, die Eltern, welche die oben angegebene Frage erheben, dann ist die Antwort: gebt keine Befehle, von denen ihr nicht vor eurem eignen Gewissen überzeugt seid, daß sie eurer besten Überzeugung nach auf den Zweck der Erziehung ausgehen.

Weiter hinaus Gehorsam zu verlangen, habt ihr kein inneres, moralisches Recht. —

Auch nach der Freilassung der Kinder dauert zwischen ihnen und den Eltern ein besonderes moralisches Verhältnis fort.

Die Eltern, wenn sie nämlich, wie wir voraussetzen, zugleich die Erzieher waren, kennen das Innere der Kinder, ihren ganzen Charakter; denn sie haben denselben unter ihren Augen entstehen sehen und ihn gebildet. Sie kennen ihn besser, als die Kinder selbst ihn zu kennen vermögen. Sie bleiben sonach die besten Ratgeber derselben, und es bleibt daher die Pflicht der Eltern vorzüglich und vor allen andern Menschen, — darauf kommt es an, denn außerdem hätten wir kein besonderes Verhältnis, sondern das allgemeine, nach welchem es Pflicht ist, allen Menschen Gutes zu raten, — es ist, sage ich, fortdauernde besondere Pflicht der Eltern, ihren Kindern zu raten, weil gerade da ihr Rat am zweckmäßigsten angebracht ist. Es ist Pflicht der Kinder, den Rat ihrer Eltern aufmerksamer anzuhören, als irgend einen andern Rat und ihn reiflicher zu überdenken. Gehorsam zwar ist ihnen nicht mehr Pflicht, sie sind desselben entlassen und können nur nach eigner Überzeugung handeln; aber jenes aufmerksame Anhören und Überdenken ist ihnen Pflicht. — Die Eltern behalten die Pflicht der Sorgfalt, die Kinder die der kindlichen Ehrerbietigkeit. Darin besteht eben die Ehrerbietigkeit, daß man bei dem andern höhere Weisheit voraussetze und sich bemühe, alles, was er anrät, weise und gut zu finden. Mangel an Ehrerbietung ist's, wenn man, was der andre sagt, ohne weiteres von der Hand weist.

Es bleibt ferner zwischen Eltern und Kindern die besondere Pflicht, einander gegenseitig beizustehn und sich zu unterstützen. Die Kinder erhalten in ihren Eltern ihre besten Leiter und Ratgeber, die Eltern in ihren Kindern ihr eignes Werk, das, was sie für die Welt gebildet haben, um noch nach ihrem Tode ihren Pflichten gegen dieselbe genug zu thun.

IX. Die Nationalerziehung in den „Reden an die deutsche Nation".

Vorbemerkung von Dr. Färber. — Die Veranlassung zu diesen Reden ist in Fichtes Leben schon berührt. Fichte spricht sich darüber aus: „Bei meinen ‚Reden an die Deutschen' war es besonders das Bedürfnis, die innige Wehmut, die mir selbst entstanden war, zu lindern dadurch, daß ich that, was in dieser Lage nur ich so recht eigentlich thun konnte." Er war sich der Gefahr wohl bewußt, unter den Augen der Franzosen, die Berlin besetzt hielten, zu nationaler Selbständigkeit zu ermahnen. Er dachte an den Nürnberger Buchhändler Palm, den Napoleon 1806 wegen Verbreitung eines patriotischen Buches hatte erschießen lassen, und schrieb während der Zeit der Reden: „Ich weiß recht gut, was ich wage; ich weiß, daß ebenso wie Palm ein Blei mich treffen kann. Aber das ist es nicht, was ich fürchte, und für den Zweck, den ich habe, würde ich gern auch sterben." Seine Gattin war in der Zeit voll Angst und konnte keine Nacht ruhig schlafen. Die Reden wurden im Akademiegebäude zu Berlin am 13. Dezember 1807 begonnen und Ende März 1808 beendet, gleichzeitig aber durch den Druck veröffentlicht. Fichtes Stimme wurde öfter von dem Schall der französischen Trommeln, der von der Straße her in den Hörsaal drang, übertäubt. Die zahlreichen Zuhörer gehörten meist den gebildeten Kreisen Berlins an; es waren auch „Stumpfe und Dumpfe, sowie Mißwollende, aber doch keine Verräter" darunter. Die Franzosen wußten die Tragweite seiner Worte nicht zu würdigen; ihre Zeitung „Moniteur" berichtete nur kurz, daß ein berühmter deutscher Philosoph in Berlin Vorträge über Verbesserung der Erziehung halte. Von dem Gesamteindruck der Reden wird berichtet, daß die Einwirkung einer sittlich heroischen Persönlichkeit jeden mit sich fortgerissen habe. Häusser sagt, daß seit Luther nicht so zur deutschen Nation geredet worden. Der Minister von Stein ließ Fichte seinen Dank aussprechen; er empfand, daß sein politisches Reformwerk kräftig unterstützt wurde durch die Reden, die das Volk aus der Schlaffheit aufrüttelten. Der dänische Naturforscher Örsted schrieb an Fichte 1811: „Schließlich vergönnen Sie, hochgeschätzter Mann, daß ich Ihnen meinen tiefsten Dank darbringe für den hohen Genuß, den Ihre ‚Reden an die Deutschen' mir verschafft haben. Als ich dieses freie, kräftige und tiefe Wort vernahm, konnte ich nicht umhin, zu erwarten, daß die Welt dadurch ergriffen und zur That hingerissen werden würde, wodurch die Quelle aller verlornen Segnungen zu eröffnen war. Doch da die Menschen so sind, wie im Buche geschildert ist, war eine plötzliche und durchgreifende Wirkung nicht zu erwarten; aber deshalb wird der ausgestreute Same gewiß nicht vergeblich daliegen." Allerdings sind die von Fichte empfohlenen Nationalerziehungsanstalten nicht gegründet

worden; aber das Interesse für Erziehung wurde durch ihn kräftig angeregt. Besonders erkannte Pestalozzi an, daß Fichte durch Empfehlung seiner Erziehung große Verdienste sich um ihn erworben und dessen Reden für ihn Folgen hätten, wie noch keines Menschen Wort gehabt habe. Das preußische Ministerium interessierte sich „mit großer Thätigkeit" für Pestalozzis Methode, die auch Stein bei seinem Ausscheiden aus der preußischen Regierung empfahl, weil sie „die Selbstthätigkeit des Geistes erhöhe, den religiösen Sinn und alle edlern Gefühle des Menschen errege, das Leben in der Idee befördere und den Hang zum Leben im Genuß mindere". Auch Friedrich Fröbel hat die Anregung zu seinen Bestrebungen auf dem Gebiete der Erziehung durch die „Reden an die deutsche Nation" erhalten. Die Gründung des Tugendbundes, sowie des Turnwesens durch Jahn sind gleichfalls auf Fichtes Anregungen zurückzuführen.

Wenn man von der Unausführbarkeit der Fichteschen Erziehungspläne redet, soll man nicht vergessen, daß die Verzweiflung der Not und der romantische Zug der Zeit wohl die Entstehung abenteuerlicher Pläne begünstigten. So entstand zu jener Zeit der Plan des Generals von Gneisenau, eine Pflanzschule für Deutsche in England zu gründen, um ihnen englische Freiheitsliebe und Unabhängigkeitssinn einzupflanzen. Wollte doch Jahn sogar die germanischen Urwälder erneuern und die Kultur zerstören, um freies und frommes „Teutschtum" vor den welschen Drängern zu erretten. Hierbei sei noch erwähnt, daß ein Herr Robert in Paris 1871 den Vorschlag machte, nach Fichtes Beispiel auch für das besiegte Frankreich das Heil in der Erziehung zu suchen.

Der Inhalt der „Reden an die deutsche Nation" ist ein dreifacher. Einmal werden die Nationaleigentümlichkeiten der Deutschen dargestellt, sodann wird die Nationalerziehung geschildert und endlich gezeigt, was die Zeitgenossen in der Bedrängnis thun sollen. Wir geben die Abschnitte über Nationalerziehung vollständig, von den Mahnungen an die Zeitgenossen einen Teil und von dem übrigen wenigstens den Inhalt.

1.

In der ersten Rede knüpft Fichte zuerst an die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters", die er 1804 gegeben hatte, und weist auf den traurigen Zustand hin, in den Preußen durch seine Niederlage gekommen sei. Er betont aber ausdrücklich, daß er sich an alle Deutsche wende. Man solle sich in dieser Lage nicht einem verzweifelnden Schmerze hingeben, sondern klaren Auges um sich schauen und mit Mut überlegen, was unter den gegebenen Umständen zu thun sei. Als die Quelle des Leidens erscheint ihm die Selbstsucht, die zuerst von den Regierten, welche die Sorge für das Allgemeinwohl vernachlässigten, geübt wurde, später aber auch die Regierenden ergriff. Als Rettungsmittel empfiehlt er eine gänzliche Veränderung des Erziehungswesens

für die deutsche Nation. Er untersucht die gegenwärtige Erziehung und findet, daß sie es nicht verstanden habe, das, was sie gelehrt, bei der heranwachsenden Jugend zu lebendigem, wirksamem und für das sittliche Handeln bestimmendem Eigentum zu machen. Wir entnehmen daraus den folgenden Teil:

Daß man den Kindern eine gute Erziehung geben müsse, ist auch in unserm Zeitalter oft genug gesagt und bis zum Überdrusse wiederholt worden, und es wäre ein Geringes, wenn auch wir unsers Ortes dies gleichfalls einmal sagen wollten. Vielmehr wird uns, so wir ein andres zu vermögen glauben, obliegen, genau und bestimmt zu untersuchen, was eigentlich der bisherigen Erziehung gefehlt habe, und anzugeben, welches durchaus neue Glied die veränderte Erziehung der bisherigen Menschenbildung hinzufügen müsse.

Man muß, nach einer solchen Untersuchung, der bisherigen Erziehung zugestehen, daß sie nicht ermangelt, irgend ein Bild von religiöser, sittlicher, gesetzlicher Denkart, und von allerhand Ordnung und guter Sitte vor das Auge ihrer Zöglinge zu bringen, auch daß sie hier und da dieselben getreulich ermahnt habe, jenen Bildern in ihrem Leben einen Abdruck zu geben; aber mit höchst seltenen Ausnahmen, die somit nicht durch diese Erziehung begründet waren, indem sie sodann an allen durch diese Bildung hindurchgegangenen, und als die Regel, hätten eintreten müssen, sondern die durch andre Ursachen herbeigeführt worden, — mit diesen höchst seltenen Ausnahmen, sage ich, sind die Zöglinge dieser Erziehung insgesamt nicht jenen sittlichen Vorstellungen und Ermahnungen, sondern sie sind den Antrieben ihrer, ihnen natürlich und ohne alle Beihilfe der Erziehungskunst erwachsenden Selbstsucht gefolgt; zum unwidersprechlichen Beweise, daß diese Erziehungskunst zwar wohl das Gedächtnis mit einigen Worten und Redensarten und die kalte und teilnahmslose Phantasie mit einigen matten und blassen Bildern anzufüllen vermocht, daß es ihr aber niemals gelungen, ihr Gemälde einer sittlichen Weltordnung bis zu der Lebhaftigkeit zu steigern, daß ihr Zögling von der heißen Liebe und Sehnsucht dafür und von dem glühenden Affekte, der zur Darstellung im Leben treibt und vor welchem die Selbstsucht abfällt, wie welkes Laub, ergriffen worden; daß somit diese Erziehung weit davon entfernt gewesen sei, bis zur Wurzel der

wirklichen Lebensregung und Bewegung durchzugreifen und diese zu bilden, indem diese vielmehr, unbeachtet von der blinden und ohnmächtigen Erziehung, allenthalben wild aufgewachsen sei, wie sie gekonnt habe, zu guter Frucht bei wenigen durch Gott begeisterten, zu schlechter bei der großen Mehrzahl. Auch ist es dermalen vollkommen hinlänglich, diese Erziehung durch diesen ihren Erfolg zu zeichnen, und kann man für unsern Behuf sich des mühsamen Geschäfts überheben, die innern Säfte und Adern eines Baumes zu zergliedern, dessen Frucht dermalen vollständig reif ist und abgefallen und vor aller Welt Augen liegt, und höchst deutlich und verständlich ausspricht die innere Natur ihres Erzeugers. Der Strenge nach wäre dieser Ansicht zufolge die bisherige Erziehung auf keine Weise die Kunst der Bildung zum Menschen gewesen, wie sie sich denn dessen auch eben nicht gerühmt, sondern gar oft ihre Ohnmacht durch die Forderung, ihr ein natürliches Talent oder Genie als Bedingung ihres Erfolgs voraus zu geben, freimütig gestanden; sondern es wäre eine solche Kunst erst zu erfinden, und die Erfindung derselben wäre die eigentliche Aufgabe der neuen Erziehung. Das ermangelnde Durchgreifen bis in die Wurzel der Lebens-Regung und -Bewegung hätte diese neue Erziehung der bisherigen hinzuzufügen, und wie die bisherige höchstens etwas am Menschen, so hätte diese den Menschen selbst zu bilden und ihre Bildung keineswegs, wie bisher, zu einem Besitztume, sondern vielmehr zu einem persönlichen Bestandteile des Zöglings zu machen.

Ferner wurde bisher diese also beschränkte Bildung nur an die sehr geringe Minderzahl der eben daher gebildet genannten Stände gebracht, die große Mehrzahl aber, auf welcher das gemeine Wesen recht eigentlich ruht, das Volk, wurde von der Erziehungskunst fast ganz vernachlässigt und dem blinden Ohngefähr übergeben. Wir wollen durch die neue Erziehung die Deutschen zu einer Gesamtheit bilden, die in allen ihren einzelnen Gliedern getrieben und belebt sei durch dieselbe *eine* Angelegenheit; so wir aber etwa hierbei abermals einen gebildeten Stand, der etwa durch den neu entwickelten Antrieb der sittlichen Billigung belebt würde, absondern wollten von einem ungebildeten, so würde dieser letzte, da Hoffnung und Furcht,

durch welche allein noch auf ihn gewirkt werden könnte, nicht mehr für uns, sondern gegen uns dienen, von uns abfallen und uns verloren gehen. Es bleibt sonach uns nichts übrig, als schlechthin an alles ohne Ausnahme, was deutsch ist, die neue Bildung zu bringen, so daß dieselbe nicht Bildung eines besondern Standes, sondern daß sie Bildung der Nation schlechthin als solcher, und ohne alle Ausnahme einzelner Glieder derselben, werde, in welcher, in der Bildung zum innigen Wohlgefallen am Rechten nämlich, aller Unterschied der Stände, der in andern Zweigen der Entwicklung auch fernerhin stattfinden mag, völlig aufgehoben sei und verschwinde; und daß auf diese Weise unter uns keineswegs Volks-Erziehung, sondern eigentümliche deutsche National-Erziehung entstehe.

Ich werde Ihnen darthun, daß eine solche Erziehungskunst, wie wir sie begehren, wirklich schon erfunden ist und ausgeübt wird, so daß wir nichts mehr zu thun haben, als das sich uns Darbietende anzunehmen, welches, so wie ich dies oben von dem vorzuschlagenden Rettungsmittel versprach, ohne Zweifel kein größeres Maß von Kraft erfordert, als man bei unserm Zeitalter billig voraussetzen kann.

2.

Vorbemerkung von Dr. Färber. — Wir geben in diesem Stück die ganze zweite Rede, in welcher Fichte das Wesen der neuen Erziehung im allgemeinen bespricht. Die neue Erziehung soll dem Zögling Liebe zum Guten einflößen, sodaß er unfehlbar nichts anders will, als das Gute. Er soll in sich selbst ein Bild der Vollkommenheit erzeugen, dem er nachstrebt. Ein solches Bild wird man um so leichter sich erzeugen, je weniger der Flug der Phantasie gehemmt wird durch sinnliche Bedürfnisse und die Sorge für ihre Befriedigung. Statt, wie in der bisherigen Erziehung geschehen, vorzugsweise das Gedächtnis in Anspruch zu nehmen (mit Ausnahme des Lateinischen, bei dem man aufs Schreiben und Reden ausging, während das Griechische auch nur gedächtnismäßig und oberflächlich gelernt wurde) und die Unlust der Zöglinge durch sinnliche Mittel zu überwinden, soll vielmehr die geistige Thätigkeit den ganzen Menschen ergreifen und durchdringen; er soll an wirklichem Thun sich üben und lernen. Die Zöglinge sollen abgesondert werden, eine Gemeinschaft für sich bilden und in dieser Gemeinschaft jeder nach seinen Fähigkeiten geistig und körperlich arbeiten und an die Ordnung des gesellschaftlichen Lebens sich gewöhnen. So erwerben sie sich die sittliche und geistige Bildung und die Fähigkeit, den Geist, wo es not thut, zu weiterer Erkenntnis zu führen.

Das von mir vorgeschlagene Erhaltungsmittel einer deutschen Nation überhaupt, zu dessen klarer Einsicht diese Reden zunächst Sie und nebst Ihnen die ganze Nation führen möchten, geht als ein solches Mittel hervor aus der Beschaffenheit der Zeit, sowie der deutschen Nationaleigentümlichkeiten, so wie dieses Mittel wiederum eingreifen soll in Zeit und Bildung der Nationaleigentümlichkeiten. Es ist somit dieses Mittel nicht eher vollkommen klar und verständlich gemacht, als bis es mit diesen und diese mit ihm zusammen gehalten und beide in vollkommener gegenseitiger Durchdringung dargestellt sind, welche Geschäfte einige Zeit erfordern, und so die vollkommne Klarheit nur am Ende unsrer Reden zu erwarten ist. Da wir jedoch bei irgend einem einzelnen Teile anfangen müssen, so wird es am zweckmäßigsten sein, zuvörderst jenes Mittel selbst, abgesondert von seinen Umgebungen in Zeit und Raum, für sich in seinem innern Wesen zu betrachten, und so soll denn diesem Geschäfte unsre heutige und nächstfolgende Rede gewidmet sein.

Das angegebene Mittel war eine durchaus neue und vorher noch nie also bei irgend einer Nation dagewesene Nationalerziehung der Deutschen. Diese neue Erziehung wurde schon in der vorigen Rede zur Unterscheidung von der bisher üblichen also bezeichnet: die bisherige Erziehung habe zu guter Ordnung und Sittlichkeit höchstens nur ermahnt, aber diese Ermahnungen seien unfruchtbar gewesen für das wirkliche Leben, welches nach ganz andern, dieser Erziehung durchaus unzugänglichen Gründen sich gebildet habe. Im Gegensatze mit dieser müsse die neue Erziehung die wirkliche Lebens-Regung und -Bewegung ihrer Zöglinge nach Regeln sicher und unfehlbar bilden und bestimmen können.

So nun etwa hierauf jemand also gesagt hätte, wie denn auch wirklich diejenigen, welche die bisherige Erziehung leiten, fast ohne Ausnahme also sagen: Wie könnte man denn auch irgend einer Erziehung mehr anmuten, als daß sie dem Zöglinge das Rechte zeige und ihn getreulich zu demselben ermahne; ob er diesen Ermahnungen folgen wolle, das sei seine eigne Sache, und wenn er es nicht thue, seine eigne Schuld; er habe freien Willen, den keine Erziehung ihm nehmen könne: so würde ich hierauf, um die von mir gedachte neue

Erziehung noch schärfer zu bezeichnen, antworten: daß gerade in diesem Anerkennen und in diesem Rechnen auf einen freien Willen des Zöglings der erste Irrtum der bisherigen Erziehung und das deutliche Bekenntnis ihrer Ohnmacht und Nichtigkeit liege. Denn indem sie bekennt, daß nach aller ihrer kräftigsten Wirksamkeit der Wille dennoch frei, d. i. unentschieden schwankend zwischen Gutem und Bösem bleibe, bekennt sie, daß sie den Willen, und da dieser die eigentliche Grundwurzel des Menschen selbst ist, den Menschen selbst zu bilden durchaus weder vermöge, noch wolle oder begehre, und daß sie dies überhaupt für unmöglich halte. Dagegen würde die neue Erziehung gerade darin bestehen müssen, daß sie auf dem Boden, dessen Bearbeitung sie übernehme, die Freiheit des Willens gänzlich vernichtete und dagegen strenge Notwendigkeit der Entschließungen und die Unmöglichkeit des Entgegengesetzten in dem Willen hervorbrächte, auf welchen Willen man nunmehr sicher rechnen und auf ihn sich verlassen könnte.

Alle Bildung strebt an die Hervorbringung eines festen bestimmten und beharrlichen Seins, das nun nicht mehr wird, sondern ist, und nicht anders sein kann, denn so wie es ist. Strebte sie nicht an ein solches Sein, so wäre sie nicht Bildung, sondern irgend ein zweckloses Spiel; hätte sie ein solches Sein nicht hervorgebracht, so wäre sie eben noch nicht vollendet. Wer sich noch ermahnen muß und ermahnt werden, das Gute zu wollen, der hat noch kein bestimmtes und stets bereitstehendes Wollen, sondern er will sich dieses erst jedesmal im Falle des Gebrauchs machen; wer ein solches festes Wollen hat, der will, was er will, für alle Ewigkeit, und er kann in keinem möglichen Falle anders wollen, denn also, wie er eben immer will; für ihn ist die Freiheit des Willens vernichtet und aufgegangen in der Notwendigkeit. Dadurch eben hat die bisherige Zeit gezeigt, daß sie von Bildung zum Menschen weder einen rechten Begriff, noch die Kraft hatte, diesen Begriff darzustellen, daß sie durch ermahnende Predigten die Menschen bessern wollte und verdrießlich ward und schalt, wenn diese Predigten nichts fruchteten. Wie konnten sie doch fruchten? Der Wille des Menschen hat schon vor der Ermahnung vorher, und unabhängig von ihr, seine feste

Richtung; stimmt diese zusammen mit deiner Ermahnung, so kommt die Ermahnung zu spät, und der Mensch hätte auch ohne dieselbe gethan, wozu du ihn ermahnest; steht sie mit derselben im Widerspruche, so magst du ihn höchstens einige Augenblicke betäuben; wie die Gelegenheit kommt, vergißt er sich selbst und deine Ermahnung und folgt seinem natürlichen Hange. Willst du etwas über ihn vermögen, so mußt du mehr thun, als ihn bloß anreden, du mußt ihn machen, ihn also machen, daß er gar nicht anders wollen könne, als du willst, daß er wolle. Es ist vergebens zu sagen, fliege — dem, der keine Flügel hat, und er wird durch alle deine Ermahnungen nie zwei Schritte über den Boden empor kommen; aber entwickle, wenn du kannst, seine geistigen Schwungfedern, und lasse ihn dieselben üben und kräftig machen, und er wird ohne alle dein Ermahnen gar nicht anders mehr wollen oder können, denn fliegen.

Diesen festen und nicht weiter schwankenden Willen muß die neue Erziehung hervorbringen nach einer sichern und ohne Ausnahme wirksamen Regel; sie muß selber mit Notwendigkeit erzeugen die Notwendigkeit, die sie beabsichtigt. Was bisher gut geworden ist, ist gut geworden durch seine natürliche Anlage, durch welche die Einwirkung der schlechten Umgebung überwogen wurde, keineswegs aber durch die Erziehung; denn sonst hätte alles durch dieselbe hindurch Gegangene gut werden müssen; was da verdarb, verdarb ebensowenig durch die Erziehung, denn sonst hätte alles durch sie Hindurchgehende verderben müssen, sondern durch sich selber und seine natürliche Anlage; die Erziehung war in dieser Rücksicht nur nichtig, keineswegs verderblich, das eigentliche bildende Mittel war die geistige Natur. Aus den Händen dieser dunklen und nicht zu berechnenden Kraft nun soll hinfort die Bildung zum Menschen unter die Botmäßigkeit einer besonnenen Kunst gebracht werden, die an allem ohne Ausnahme, was ihr anvertraut wird, ihren Zweck sicher erreiche, oder, wo sie ihn etwa nicht erreichte, wenigstens weiß, daß sie ihn nicht erreicht hat, und daß somit die Erziehung noch nicht geschlossen ist. Eine sichere und besonnene Kunst, einen festen und unfehlbaren guten Willen im Menschen zu bilden, soll also die von mir vorgeschlagene Erziehung sein, und dieses ist ihr erstes Merkmal.

Weiter — der Mensch kann nur dasjenige wollen, was er liebt; seine Liebe ist der einzige, zugleich auch der unfehlbare Antrieb seines Wollens und in aller seiner Lebens-Regung und -Bewegung. Die bisherige Staatskunst, als die Erziehung des gesellschaftlichen Menschen, setzte als sichere und ohne Ausnahme geltende Regel voraus, daß jedermann sein eignes sinnliches Wohlsein liebe und wolle, und sie knüpfte an diese natürliche Liebe durch Furcht und Hoffnung künstlich den guten Willen, den sie wollte, das Interesse für das gemeine Wesen. Abgerechnet, daß bei dieser Erziehungsweise der äußerlich zum unschädlichen oder brauchbaren Bürger Gewordene dennoch innerlich ein schlechter Mensch bleibt, denn darin eben besteht die Schlechtigkeit, daß man nur sein sinnliches Wohlsein liebe und nur durch Furcht oder Hoffnung für dieses, sei es nun im gegenwärtigen, oder in einem künftigen Leben bewegt werden könne; — dieses abgerechnet, haben wir schon oben ersehen, daß diese Maßregel für uns nicht mehr anwendbar ist, indem Furcht und Hoffnung nicht mehr für uns, sondern gegen uns dienen, und die sinnliche Selbstliebe auf keine Weise in unsern Vorteil gezogen werden kann. Wir sind daher sogar durch die Not gedrungen, innerlich und im Grunde gute Menschen bilden zu wollen, indem nur in solchen die deutsche Nation noch fortdauern kann, durch schlechte aber notwendig mit dem Auslande zusammenfließt. Wir müssen darum an die Stelle jener Selbstliebe, an welche nichts Gutes für uns sich länger knüpfen läßt, eine andre Liebe, die unmittelbar auf das Gute, schlechtweg als solches, und um sein selbst willen gehe, in den Gemütern aller, die wir zu unsrer Nation rechnen, setzen und begründen.

Die Liebe für das Gute schlechtweg als solches, und nicht etwa um seiner Nützlichkeit willen für uns selber, trägt, wie wir schon ersehen haben, die Gestalt des Wohlgefallens an demselben, eines so innigen Wohlgefallens, daß man dadurch getrieben werde, es in seinem Leben darzustellen. Dieses innige Wohlgefallen also wäre es, was die neue Erziehung als festes und unwandelbares Sein ihres Zöglings hervorbringen müßte; worauf denn dieses Wohlgefallen durch sich selbst den unwandelbar guten Willen desselben Zöglings als notwendig begründen würde.

Ein Wohlgefallen, das da treibt, einen gewissen Zustand der Dinge, der in der Wirklichkeit nicht vorhanden ist, hervorzubringen in derselben, setzt voraus ein Bild dieses Zustands, das vor dem wirklichen Sein desselben vorher dem Geiste vorschwebt und jenes zur Ausführung treibende Wohlgefallen auf sich zieht. Somit setzt dieses Wohlgefallen in der Person, die von ihm ergriffen werden soll, voraus das Vermögen, selbstthätig dergleichen Bilder, die unabhängig seien von der Wirklichkeit und keineswegs Nachbilder derselben, sondern vielmehr Vorbilder, zu entwerfen. Ich habe jetzt zu allernächst von diesem Vermögen zu sprechen, und ich bitte, während dieser Betrachtung ja nicht zu vergessen, daß ein durch dieses Vermögen hervorgebrachtes Bild eben als bloßes Bild und als dasjenige, worin wir unsre bildende Kraft fühlen, gefallen könne, ohne doch darum genommen zu werden als Vorbild einer Wirklichkeit, und ohne in dem Grade zu gefallen, daß es zur Ausführung treibe; daß dies letztere ein ganz anderes und unser eigentlicher Zweck ist, von dem wir später zu reden nicht unterlassen werden, jenes nächste aber lediglich die vorläufige Bedingung enthält zur Erreichung des wahren letzten Zwecks der Erziehung.

Jenes Vermögen, Bilder, die keineswegs bloße Nachbilder der Wirklichkeit seien, sondern die da fähig sind, Vorbilder derselben zu werden, selbstthätig zu entwerfen, wäre das erste, wovon die Bildung des Geschlechts durch die neue Erziehung ausgehen müßte. Selbstthätig zu entwerfen, habe ich gesagt, und also, daß der Zögling durch eigne Kraft sie sich erzeuge, keineswegs etwa, daß er nur fähig werde, das durch die Erziehung ihm hingegebene Bild leidend aufzufassen, es hinlänglich zu verstehen und es, also wie es ihm gegeben ist, zu wiederholen, als ob es nur um das Vorhandensein eines solchen Bildes zu thun wäre. Der Grund dieser Forderung der eignen Selbstthätigkeit in diesem Bilden ist folgender: nur unter dieser Bedingung kann das entworfene Bild das thätige Wohlgefallen des Zöglings an sich ziehen. Es ist nämlich ganz etwas andres, sich etwas nur gefallen zu lassen und nichts dagegen zu haben, dergleichen leidendes Gefallenlassen allein höchstens aus einem leidenden Hingeben entstehen kann; wiederum aber etwas andres, von dem

Wohlgefallen an etwas also ergriffen werden, daß dasselbe schöpferisch werde und alle unsre Kraft zum Bilden anrege. Von dem ersten, das überall in der bisherigen Erziehung wohl auch vorkam, sprechen wir nicht, sondern von dem letzten. Dieses letzte Wohlgefallen aber wird allein dadurch angezündet, daß die Selbstthätigkeit des Zöglings zugleich angereizt und an dem gegebenen Gegenstande ihm offenbar werde, und so dieser Gegenstand nicht bloß für sich, sondern zugleich auch als ein Gegenstand der geistigen Kraftäußerung gefalle, welche letztere unmittelbar, notwendig und ohne alle Ausnahme wohlgefällt.

Diese im Zöglinge zu entwickelnde Thätigkeit des geistigen Bildens ist ohne Zweifel eine Thätigkeit nach Regeln, welche Regeln dem Thätigen kund werden, bis zur Einsicht ihrer einzigen Möglichkeit in unmittelbarer Erfahrung an sich selber; also, diese Thätigkeit bringt hervor Erkenntnis, und zwar allgemeiner und ohne Ausnahme geltender Gesetze. Auch in dem von diesem Punkte aus sich anhebenden freien Fortbilden ist unmöglich, was gegen das Gesetz unternommen wird, und es erfolgt keine That, bis das Gesetz befolgt ist; wenn daher auch diese freie Fortbildung anfangs von blinden Versuchen ausginge, so müßte sie doch enden mit erweiterter Erkenntnis des Gesetzes. Diese Bildung ist daher in ihrem letzten Erfolge Bildung des Erkenntnisvermögens des Zöglings, und zwar keineswegs die historische an den stehenden Beschaffenheiten der Dinge, sondern die höhere und philosophische, an den Gesetzen, nach denen eine solche stehende Beschaffenheit der Dinge notwendig wird. Der Zögling lernt.

Ich setze hinzu: der Zögling lernt gern und mit Lust, und er mag, solange die Spannung der Kraft vorhält, gar nichts lieber thun, denn lernen, denn er ist selbstthätig, indem er lernt, und dazu hat er unmittelbar die allerhöchste Lust. Wir haben hieran ein äußeres, teils unmittelbar ins Auge fallendes, teils untrügliches Kennzeichen der wahren Erziehung gefunden, dies, daß ohne alle Rücksicht auf die Verschiedenheit der natürlichen Anlagen und ohne alle Ausnahme jedweder Zögling, an den diese Erziehung gebracht wird, rein um des Lernens selbst willen und aus keinem andern

Grunde, mit Lust und Liebe lerne: Wir haben das Mittel gefunden, diese reine Liebe zum Lernen anzuzünden, dies, die unmittelbare Selbstthätigkeit des Zöglings anzuregen und diese zur Grundlage aller Erkenntnis zu machen, also, daß an ihr gelernt werde, was gelernt wird.

Diese eigne Thätigkeit des Zöglings in irgend einem uns bekannten Punkte nur erst anzuregen, ist das erste Hauptstück der Kunst. Ist dieses gelungen, so kommt es nur noch darauf an, die angeregte von diesem Punkte aus immer im frischen Leben zu erhalten, welches allein durch regelmäßiges Fortschreiten möglich ist, und wo jeder Fehlgriff der Erziehung auf der Stelle durch Mißlingen des Beabsichtigten sich entdeckt. Wir haben also auch das Band gefunden, wodurch der beabsichtigte Erfolg unabtrennlich angeknüpft wird an die angegebene Wirkungsweise, das ewige und ohne alle Ausnahme waltende Grundgesetz der geistigen Natur des Menschen, daß er geistige Thätigkeit unmittelbar anstrebe.

Sollte jemand, durch die gewöhnliche Erfahrung unsrer Tage irre geleitet, sogar gegen das Vorhandensein eines solchen Grundgesetzes Zweifel hegen, so merken wir für einen solchen zum Überflusse an, daß der Mensch von Natur allerdings bloß sinnlich und selbstsüchtig ist, so lange die unmittelbare Not und das gegenwärtige sinnliche Bedürfnis ihn treibt, und daß er durch kein geistiges Bedürfnis, oder irgend eine schonende Rücksicht sich abhalten läßt, dieses zu befriedigen; daß er aber, nachdem nur diesem abgeholfen ist, wenig Neigung hat, das schmerzhafte Bild desselben in seiner Phantasie zu bearbeiten und es sich gegenwärtig zu erhalten, sondern daß er es weit mehr liebt, den losgebundenen Gedanken auf die freie Betrachtung dessen, was die Aufmerksamkeit seiner Sinne reizt, zu richten, ja daß er auch einen dichterischen Ausflug in ideale Welten gar nicht verschmäht, indem ihm von Natur ein leichter Sinn beiwohnt für das Zeitliche, damit sein Sinn für das Ewige einigen Spielraum zur Entwicklung erhalte. Das letzte wird bewiesen durch die Geschichte aller alten Völker und die mancherlei Beobachtungen und Entdeckungen, die von ihnen auf uns gekommen sind; es wird bewiesen bis auf unsre Tage durch die Beobachtung der noch übrigen

wilden Völker, falls nämlich sie von ihrem Klima nur nicht gar zu stiefmütterlich behandelt werden, und durch die unsrer eignen Kinder; es wird sogar bewiesen durch das freimütige Geständnis unsrer Eiferer gegen Ideale, welche sich beklagen, daß es ein weit verdrießlicheres Geschäft sei, Namen und Jahreszahlen zu lernen, denn aufzufliegen in das, wie es ihnen vorkommt, leere Feld der Ideen, welche sonach selber, wie es scheint, lieber das zweite thäten, wenn sie sich's erlauben dürften, denn das erste. Daß an die Stelle dieses naturgemäßen Leichtsinns der schwere Sinn trete, wo auch dem Gesättigten der künftige Hunger und die ganzen langen Reihen alles möglichen künftigen Hungers, als das einzige seine Seele füllende, vorschweben und ihn immerfort stacheln und treiben, wird in unserm Zeitalter durch Kunst bewirkt, beim Knaben durch Züchtigung seines natürlichen Leichtsinns, beim Manne durch das Bestreben, für einen klugen Mann zu gelten, welcher Ruhm nur demjenigen zu teil wird, der jenen Gesichtspunkt keinen Augenblick aus den Augen läßt; es ist daher dies keineswegs Natur, auf die wir zu rechnen hätten, sondern ein der widerstrebenden Natur mit Mühe aufgedrungenes Verderben, das da wegfällt, sowie nur jene Mühe nicht mehr angewendet wird.

Diese unmittelbar die geistige Selbstthätigkeit des Zöglings anregende Erziehung erzeugt Erkenntnis, sagten wir oben; und dies giebt uns Gelegenheit, die neue Erziehung im Gegensatze mit der bisherigen noch tiefer zu bezeichnen. Eigentlich nämlich und unmittelbar geht die neue Erziehung nur auf Anregung regelmäßig fortschreitender Geistesthätigkeit. Die Erkenntnis ergiebt sich, wie wir schon oben gesehen haben, nur nebenbei und als nicht außenbleibende Folge. Ob es daher nun zwar wohl diese Erkenntnis ist, in welcher allein das Bild für das wirkliche Leben, das die künftige ernstliche Thätigkeit unsers zum Manne gewordenen Zöglings anregen soll, erfaßt werden kann; die Erkenntnis daher allerdings ein wesentlicher Bestandteil der zu erlangenden Bildung ist, so kann man dennoch nicht sagen, daß die neue Erziehung diese Erkenntnis unmittelbar beabsichtige, sondern die Erkenntnis fällt derselben nur zu. Im Gegenteile beabsichtigte die bisherige Erziehung geradezu Erkenntnis,

und ein gewisses Maß eines Erkenntnisstoffes. Ferner ist ein großer Unterschied zwischen der Art der Erkenntnis, welche der neuen Erziehung nebenbei entsteht, und derjenigen, welche die bisherige Erziehung beabsichtigte. Jener entsteht die Erkenntnis der die Möglichkeit aller geistigen Thätigkeit bedingenden Gesetze dieser Thätigkeit. Z. B. wenn der Zögling in freier Phantasie durch gerade Linien einen Raum zu begrenzen versucht, so ist dies die zuerst angeregte geistige Thätigkeit desselben. Wenn er in diesen Versuchen findet, daß er mit weniger denn drei geraden Linien keinen Raum begrenzen könne, so ist dieses letztere die nebenbei entstehende Erkenntnis einer zweiten ganz andern Thätigkeit des, das zuerst angeregte freie Vermögen beschränkenden Erkenntnisvermögens. Dieser Erziehung entsteht sonach gleich bei ihrem Beginnen eine wahrhaft über alle Erfahrung erhabene, übersinnliche, streng notwendige und allgemeine Erkenntnis, die alle nachher mögliche Erfahrung schon im voraus unter sich befaßt. Dagegen ging der bisherige Unterricht in der Regel nur auf die stehenden Beschaffenheiten der Dinge, wie sie eben, ohne daß man dafür einen Grund angeben könne, seien und geglaubt und gemerkt werden müßten; also auf ein bloß leidendes Auffassen durch das lediglich im Dienste der Dinge stehende Vermögen des Gedächtnisses, wodurch es überhaupt gar nicht zur Ahnung des Geistes als eines selbständigen und uranfänglichen Princips der Dinge selber kommen konnte. Es vermeine die neuere Pädagogik ja nicht durch die Berufung auf ihren oft bezeugten Abscheu gegen mechanisches Auswendiglernen und auf ihre bekannten Meisterstücke in sokratischer Manier gegen diesen Vorwurf sich zu decken; denn hierauf hat sie schon längst wo anders den gründlichen Bescheid erhalten, daß diese sokratischen Raisonnements gleichfalls nur mechanisch auswendig gelernt werden, und daß dies ein um so gefährlicheres Auswendiglernen ist, da es dem Zöglinge, der nicht denkt, dennoch den Schein giebt, daß er denken könne; daß dies bei dem Stoffe, den sie zur Entwicklung des Selbstdenkens anwenden wollte, nicht anders erfolgen konnte, und daß man für diesen Zweck mit einem ganz andern Stoffe anheben müsse. Aus dieser Beschaffenheit des bisherigen Unterrichts erhellt, teils warum in der Regel der Zögling

bisher ungern und darum langsam und spärlich lernte, und, in Ermangelung des Reizes aus dem Lernen selber, fremdartige Antriebe untergelegt werden mußten, teils geht daraus hervor der Grund von bisherigen Ausnahmen von der Regel. Das Gedächtnis, wenn es allein, und ohne irgend einem andern geistigen Zwecke dienen zu sollen, in Anspruch genommen wird, ist vielmehr ein Leiden des Gemüts, als eine Thätigkeit desselben, und es läßt sich einsehen, daß der Zögling dieses Leiden höchst ungern übernehmen werde. Auch ist die Bekanntschaft mit ganz fremden und nicht das mindeste Interesse für ihn habenden Dingen und mit ihren Eigenschaften ein schlechter Ersatz für jenes ihm zugefügte Leiden; deswegen mußte seine Abneigung durch die Vertröstung auf die künftige Nützlichkeit dieser Erkenntnisse, und daß man nur vermittelst ihrer Brot und Ehre finden könne, und sogar durch unmittelbar gegenwärtige Strafe und Belohnung überwunden werden; — daß somit die Erkenntnis gleich von vornherein als Dienerin des sinnlichen Wohlseins aufgestellt wurde und diese Erziehung, welche in Absicht ihres Inhalts oben als bloß unkräftig für Entwicklung einer sittlichen Denkart aufgestellt wurde, um nur an den Zögling zu gelangen, das moralische Verderben desselben sogar pflanzen und entwickeln und ihr Interesse an das Interesse dieses Verderbens anknüpfen mußte. Man wird ferner finden, daß das natürliche Talent, welches, als Ausnahme von der Regel, in der Schule dieser bisherigen Erziehung gern lernte und deswegen gut, und durch diese in ihm waltende höhere Liebe das moralische Verderben der Umgebung überwand und seinen Sinn rein erhielt, durch seinen natürlichen Hang jenen Gegenständen ein praktisches Interesse abgewann, und daß es, von seinem glücklichen Instinkte geleitet, vielmehr darauf ausging, dergleichen Erkenntnisse selbst hervorzubringen, denn darauf, sie bloß aufzufassen; sodann, daß in Absicht der Lehrgegenstände, mit denen, als Ausnahme von der Regel, es dieser Erziehung noch am allgemeinsten und glücklichsten gelang, dieses insgesamt solche sind, die sie thätig ausüben ließ, sowie z. B. diejenige gelehrte Sprache, in der bis aufs Schreiben und Reden derselben ausgegangen wurde, beinahe allgemein ziemlich gut, dagegen diejenige andre, in der die Schreibe- und Rede-

übungen vernachlässigt wurden, in der Regel sehr schlecht und oberflächlich gelernt und in reifern Jahren vergessen worden. Daß daher auch aus der bisherigen Erfahrung hervorgeht, daß es allein die Entwicklung der geistigen Thätigkeit durch den Unterricht sei, die da Lust an der Erkenntnis, rein als solcher, hervorbringe und so auch das Gemüt der sittlichen Bildung offen erhalte, dagegen das bloß leidende Empfangen ebenso die Erkenntnis lähme und töte, wie es ihr Bedürfnis sei, den sittlichen Sinn in Grund und Boden hinein zu verderben.

Um wieder zurückzukehren zum Zöglinge der neuen Erziehung: es ist klar, daß derselbe, von seiner Liebe getrieben, viel, und da er alles in seinem Zusammenhange faßt und das Gefaßte unmittelbar durch ein Thun übt, dieses Viele richtig und unvergeßlich lernen werde. Doch ist dieses nur Nebensache. Bedeutender ist, daß durch diese Liebe sein Selbst erhöhet und in eine ganz neue Ordnung der Dinge, in welche bisher nur wenige von Gott Begünstigte von ungefähr kamen, besonnen und nach einer Regel eingeführt wird. Ihn treibt eine Liebe, die durchaus nicht auf irgend einen sinnlichen Genuß ausgeht, indem dieser als Antrieb für ihn gänzlich schweigt, sondern auf die geistige Thätigkeit, um der Thätigkeit willen, und auf das Gesetz derselben, um des Gesetzes willen. Ob nun zwar nicht diese geistige Thätigkeit überhaupt es ist, auf welche die Sittlichkeit geht, sondern dazu noch eine besondere Richtung jener Thätigkeit kommen muß, so ist dennoch jene Liebe die allgemeine Beschaffenheit und Form des sittlichen Willens; und so ist denn diese Weise der geistigen Bildung die unmittelbare Vorbereitung zu der sittlichen; die Wurzel der Unsittlichkeit aber rottet sie, indem sie den sinnlichen Genuß durchaus niemals Antrieb werden läßt, gänzlich aus. Bisher war dieser Antrieb der erste, der da angeregt und ausgebildet wurde, weil man außerdem den Zögling gar nicht bearbeiten und einigen Einfluß auf denselben gewinnen zu können glaubte; sollte hinterher der sittliche Antrieb entwickelt werden, so kam derselbe zu spät und fand das Herz schon eingenommen und angefüllt von einer andern Liebe. Durch die neue Erziehung soll umgekehrt die Bildung zum reinen Wollen das erste werden, damit, wenn späterhin doch die

Selbstsucht innerlich erwachen oder von außen angeregt werden sollte, diese zu spät komme und in dem schon von etwas anderm eingenommenen Gemüte keinen Platz für sich finde.

Wesentlich ist schon für diesen ersten, sowie für den demnächst anzugebenden zweiten Zweck, daß der Zögling von Anbeginn an ununterbrochen und ganz unter dem Einflusse dieser Erziehung stehe, und daß er von dem Gemeinen gänzlich abgesondert und vor aller Berührung damit verwahrt werde. Daß man um seiner Erhaltung und seines Wohlseins willen im Leben sich regen und bewegen könne, muß er gar nicht hören, und ebenso wenig, daß man um deswillen lerne, oder daß das Lernen dazu etwas helfen könne. Es folgt daraus, daß die geistige Entwicklung in der oben angegebenen Weise die einzige sein müsse, die an ihn gebracht werde, und daß er mit derselben ohne Unterlaß beschäftigt werden müsse, daß aber keineswegs diese Weise des Unterrichts mit demjenigen, der des entgegengesetzten sinnlichen Antriebs bedarf, abwechseln dürfe.

Ob nun aber wohl diese geistige Entwicklung die Selbstsucht nicht zum Leben kommen läßt und die Form eines sittlichen Willens giebt, so ist dies doch darum noch nicht der sittliche Wille selbst; und falls die von uns vorgeschlagene neue Erziehung nicht weiter ginge, so würde sie höchstens treffliche Bearbeiter der Wissenschaften erziehen, deren es auch bisher gegeben hat und deren es nur wenige bedarf, und die für unsern eigentlichen menschlichen und nationalen Zweck nicht mehr vermögen würden, als dergleichen Männer auch bisher vermocht haben; ermahnen und wieder ermahnen, und sich anstaunen und nach Gelegenheit schmähen zu lassen. Aber es ist klar und ist auch schon oben gesagt, daß diese freie Thätigkeit des Geistes in der Absicht entwickelt worden, damit der Zögling mit derselben frei das Bild einer sittlichen Ordnung des wirklich vorhandenen Lebens entwerfe, dieses Bild mit der in ihm gleichfalls schon entwickelten Liebe fasse und durch diese Liebe getrieben werde, dasselbe in und durch sein Leben wirklich darzustellen. Es fragt sich, wie die neue Erziehung sich den Beweis führen könne, daß sie diesen ihren eigentlichen und letzten Zweck an ihrem Zöglinge erreicht habe?

Zuvörderst ist klar, daß die schon früher an andern Gegenständen geübte geistige Thätigkeit des Zöglings angeregt werden müsse, ein Bild von der gesellschaftlichen Ordnung der Menschen, so wie dieselbe nach dem Vernunftgesetze schlechthin sein soll, zu entwerfen. Ob dieses vom Zöglinge entworfene Bild richtig sei, ist von einer Erziehung, die nur selbst im Besitze dieses richtigen Bildes sich befindet, am leichtesten zu beurteilen; ob dasselbe durch die eigne Selbstthätigkeit des Zöglings entworfen, keineswegs aber nur leidend aufgefaßt und der Schule gläubig nachgesagt werde, ferner ob es zur gehörigen Klarheit und Lebhaftigkeit gesteigert sei, wird die Erziehung auf dieselbe Weise beurteilen können, wie sie früher in derselben Rücksicht bei andern Gegenständen ein treffendes Urteil gefällt hat. Alles dies ist noch Sache der bloßen Erkenntnis und verbleibt auf dem in dieser Beziehung sehr zugänglichen Gebiete derselben. Eine ganz andre aber und höhere Frage ist die, ob der Zögling also von brennender Liebe für eine solche Ordnung der Dinge ergriffen sei, daß es ihm, der Leitung der Erziehung entlassen und selbständig hingestellt, schlechterdings unmöglich sein werde, diese Ordnung nicht zu wollen und nicht aus allen seinen Kräften für die Beförderung derselben zu arbeiten; über welche Frage ohne Zweifel nicht Worte und in Worten anzustellende Prüfungen, sondern allein der Anblick von Thaten entscheiden können.

Ich löse die durch diese letzte Betrachtung uns gestellte Aufgabe also: Ohne Zweifel werden doch die Zöglinge dieser neuen Erziehung, obwohl abgesondert von der schon erwachsenen Gemeinheit, dennoch untereinander selbst in Gemeinschaft leben und so ein abgesondertes und für sich selbst bestehendes Gemeinwesen bilden, das seine genau bestimmte, in der Natur der Dinge gegründete und von der Vernunft durchaus geforderte Verfassung habe. Das allererste Bild einer geselligen Ordnung, zu dessen Entwerfung der Geist des Zöglings angeregt werde, sei das der Gemeinde, in der er selber lebt, also, daß er innerlich gezwungen sei, diese Ordnung Punkt für Punkt gerade also sich zu bilden, wie sie wirklich vorgezeichnet ist, und daß er dieselbe in allen ihren Teilen als durchaus notwendig aus ihren Gründen verstehe. Dies ist nun abermals bloßes Werk der Erkenntnis.

In dieser gesellschaftlichen Ordnung muß nun im wirklichen Leben jeder Einzelne um des Ganzen willen immerfort gar vieles unterlassen, was er, wenn er sich allein befände, unbedenklich thun könnte; und es wird zweckmäßig sein, daß in der Gesetzgebung und in dem darauf zu bauenden Unterrichte über die Verfassung jedem Einzelnen alle die übrigen mit einer zum Ideal gesteigerten Ordnungsliebe vorgestellt werden, welche also vielleicht kein einziger wirklich hat, die aber alle haben sollten, und daß somit diese Gesetzgebung einen hohen Grad von Strenge erhalte und der Unterlassungen gar viele auflege. Diese, als etwas, das schlechthin sein muß und auf welchem das Bestehen der Gesellschaft beruht, sind auf den Notfall sogar durch Furcht vor gegenwärtiger Strafe zu erzwingen, und muß dieses Strafgesetz schlechthin ohne Schonung oder Ausnahme vollzogen werden. Der Sittlichkeit des Zöglings geschieht durch diese Anwendung der Furcht, als eines Triebes, gar kein Eintrag, indem hier ja nicht zum Thun des Guten, sondern nur zur Unterlassung des in dieser Verfassung Bösen getrieben werden soll; überdies muß im Unterrichte über die Verfassung vollkommen verständlich gemacht werden, daß der, welcher der Vorstellung von der Strafe oder wohl gar der Anfrischung dieser Vorstellung durch die Erduldung der Strafe selbst noch bedürfe, auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung stehe. Jedennoch ist bei allem diesen klar, daß, da man niemals wissen kann, ob da wo gehorcht wird, aus Liebe zur Ordnung oder aus Furcht vor der Strafe gehorcht werde, in diesem Umkreise der Zögling seinen guten Willen nicht äußerlich darthun, noch die Erziehung ihn ermessen könne.

Dagegen ist der Umkreis, wo ein solches Ermessen möglich ist, der folgende. Die Verfassung muß nämlich ferner also eingerichtet sein, daß der Einzelne für das Ganze nicht bloß unterlassen müsse, sondern daß er für dasselbe auch thun und handelnd leisten könne. Außer der geistigen Entwicklung im Lernen finden in diesem Gemeinwesen der Zöglinge auch noch körperliche Übungen und die mechanischen, aber hier zum Ideale veredelten Arbeiten des Ackerbaues und die von mancherlei Handwerken statt. Es sei Grundregel der Verfassung, daß jedem, der in irgend einem dieser Zweige sich hervorthut,

zugemutet werde, die andern darin unterrichten zu helfen und mancherlei Aufsichten und Verantwortlichkeiten zu übernehmen; jedem, der irgend eine Verbesserung findet, oder die von einem Lehrer vorgeschlagene zuerst und am klarsten begreift, dieselbe mit eigner Mühe auszuführen, ohne daß er doch darum von seinen ohnedies sich verstehenden persönlichen Aufgaben des Lernens und Arbeitens losgesprochen sei; daß jeder dieser Zumutung freiwillig genüge und nicht aus Zwang, indem es dem Nichtwollenden auch freisteht, sie abzulehnen, daß er dafür keine Belohnung zu erwarten habe, indem in dieser Verfassung alle in Beziehung auf Arbeit und Genuß ganz gleich gesetzt sind, nicht einmal Lob, indem es die herrschende Denkart ist in der Gemeinde, daß daran jeder eben nur seine Schuldigkeit thue, sondern daß er allein genieße die Freude an seinem Thun und Wirken für das Ganze und an dem Gelingen desselben, falls ihm dieses zu teil wird. In dieser Verfassung wird sonach aus erworbener größerer Geschicklichkeit und aus der hierauf verwendeten Mühe nur neue Mühe und Arbeit folgen, und gerade der Tüchtigere wird oft wachen müssen, wenn andre schlafen, und nachdenken müssen, wenn andre spielen.

Die Zöglinge, welche, ohnerachtet ihnen dieses alles vollkommen klar und verständlich ist, dennoch fortgesetzt und also, daß man mit Sicherheit auf sie rechnen könne, jene erste Mühe und die aus ihr folgenden weitern Mühen freudig übernehmen und in dem Gefühle ihrer Kraft und Thätigkeit stark bleiben und stärker werden, — diese kann die Erziehung ruhig entlassen in die Welt; an ihnen hat sie diesen ihren Zweck erreicht, in ihnen ist die Liebe angezündet und brennt bis in die Wurzel ihrer lebendigen Regung hinein, und sie wird von nun an weiter alles ohne Ausnahme ergreifen, was an diese Lebensregung gelangen wird; und sie werden in dem größern Gemeinwesen, in das sie von nun an eintreten, niemals etwas anders zu sein vermögen, denn dasjenige, was sie in dem kleinen Gemeinwesen, das sie jetzt verlassen, unverrückt und unwandelbar waren.

Auf diese Weise ist der Zögling vollendet für die nächsten und ohne Ausnahme eintretenden Anforderungen der Welt an ihn, und es ist geschehen, was die Erziehung im Namen dieser Welt von ihm

verlangt. Noch aber ist er nicht in sich und für sich selber vollendet, und es ist noch nicht geschehen, was er selbst von der Erziehung fordern kann. Sowie auch diese Forderung erfüllt wird, wird er zugleich tüchtig, den Anforderungen, die eine höhere Welt im Namen der gegenwärtigen in besondern Fällen an ihn machen dürfte, zu genügen.

3.

Vorbemerkung von Dr. Färber. — In der nachstehenden dritten Rede wird zunächst der Inhalt der vorhergehenden ins Gedächtnis zurückgerufen und dann gezeigt, wie in dem Zögling auch die Religion anzubauen ist. Die neue Erziehung soll die Religion wirksam im Leben machen, Klarheit des Verstandes und Reinheit des Willens begründen. 1. Klare Erkenntnis mit Liebe, die zum Handeln danach treibt, soll statt des dunkeln Gefühls mit Selbstsucht der Grundtrieb des Menschen werden. 2. Dadurch unterdrückt die neue Erziehung die Selbstsucht. 3. Die Liebe treibt den Zögling in eine apriorische Welt, die über die Erfahrung hinausgeht, in die er immer tiefer eindringt, während die sichtbare Welt oder die Natur nur die Anschauungsformen für jene unsichtbare, höhere Welt abgiebt. 4. Damit beginnt ein neuer Hauptabschnitt in der Entwicklung des Menschengeschlechts, wie schon in den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" angekündigt war. 5. Diese neue Zeit ist schon vorbereitet. Die bisherige Lehre von der allgemeinen Sündhaftigkeit der Menschen muß fallen. Es ist Zeit, daß die Philosophie (nämlich Fichtes), die bisher keinen Zusammenhang hatte mit dem Leben der Zeit, nun verwirklicht wird. Zum Schluß wird das Gesagte durch eine Bibelstelle (Hesekiel 37) erläutert.

Das eigentliche Wesen der in Vorschlag gebrachten neuen Erziehung, inwiefern dieselbe in der vorigen Rede beschrieben worden, bestand darin, daß sie die besonnene und sichere Kunst sei, den Zögling zu reiner Sittlichkeit zu bilden. Zu reiner Sittlichkeit, sagte ich; die Sittlichkeit, zu der sie erzieht, steht als ein Erstes, Unabhängiges und Selbständiges da, das aus sich selber lebt sein eignes Leben, keineswegs aber, sowie die bisher oft beabsichtigte Gesetzmäßigkeit, angeknüpft ist und eingeimpft einem andern nicht sittlichen Triebe, dessen Befriedigung es diene. Sie ist die besonnene und sichere Kunst dieser sittlichen Erziehung, sagte ich; sie schreitet nicht planlos und auf gutes Glück, sondern nach einer festen und ihr wohlbekannten

Regel einher und ist ihres Erfolgs gewiß. Ihr Zögling geht zu rechter Zeit als ein festes und unwandelbares Kunstwerk dieser ihrer Kunst hervor, das nicht auch etwa anders gehen könne, denn also, wie es durch sie gestellt worden und das nicht etwa einer Nachhilfe bedürfe, sondern das durch sich selbst nach seinem eignen Gesetze fortgeht.

Zwar bildet diese Erziehung auch den Geist ihres Zöglings, und diese geistige Bildung ist sogar ihr Erstes, mit welchem sie ihr Geschäft anhebt. Doch ist diese geistige Entwicklung nicht erster und selbständiger Zweck, sondern nur das bedingende Mittel, um sittliche Bildung an den Zögling zu bringen. Inzwischen bleibt auch diese nur gelegentlich erworbene geistige Bildung ein aus dem Leben des Zöglings unaustilgbarer Besitz und die ewig fortbrennende Leuchte seiner sittlichen Liebe. Wie groß auch, oder wie geringfügig die Summe der Erkenntnisse sein möge, die er aus der Erziehung mitgebracht; einen Geist, der sein ganzes Leben hindurch jedwede Wahrheit, deren Erkenntnis ihm notwendig wird, zu fassen vermag, und welcher ebenso der Belehrung durch andre empfänglich, als des eignen Nachdenkens fähig ohn' Unterlaß bleibt, hat er von derselben sicherlich mit davon gebracht.

Soweit waren wir in der Beschreibung dieser neuen Erziehung in der vorigen Rede gekommen. Wir bemerkten am Schlusse derselben, daß durch dieses alles sie dennoch noch nicht vollendet sei, sondern noch eine andre, von den bis jetzt aufgestellten verschiedene Aufgabe zu lösen habe, und wir gehen jetzt an das Geschäft, diese Aufgabe näher zu bezeichnen.

Der Zögling dieser Erziehung ist ja nicht bloß Mitglied der menschlichen Gesellschaft hier auf dieser Erde und für die kurze Spanne Lebens, die ihm auf derselben vergönnt ist, sondern er ist auch und wird ohne Zweifel von der Erziehung anerkannt für ein Glied in der ewigen Kette eines geistigen Lebens überhaupt, unter einer höhern gesellschaftlichen Ordnung. Ohne Zweifel muß auch zur Einsicht in diese höhere Ordnung eine Bildung, die sein ganzes Wesen zu umfassen sich vorgenommen hat, ihn anführen, und so wie sie ihn leitete, ein Bild jener sittlichen Weltordnung, die da niemals

ist, sondern ewig werden soll, durch eigne Selbstthätigkeit sich vorzuzeichnen, ebenso muß sie ihn leiten, ein Bild jener übersinnlichen Weltordnung, in der nichts wird und die auch niemals geworden ist, sondern die da ewig nur ist, in dem Gedanken zu entwerfen, mit gleicher Selbstthätigkeit und also, daß er innigst verstehe und einsehe, daß es nicht anders sein könne. Er wird, richtig geleitet, mit den Versuchen eines solchen Bildes zu Ende kommen und an diesem Ende finden, daß nichts wahrhaftig da sei, außer das Leben, das da lebet in dem Gedanken; und das alles übrige nicht wahrhaftig da sei, sondern nur dazusein scheine, welches Scheines aus dem Gedanken hervorgehenden Grund er gleichfalls, sei es auch nur im allgemeinen, begreifen wird. Er wird ferner einsehen, daß jenes allein wahrhaft daseiende geistige Leben in den mannigfaltigen Gestaltungen, die es nicht durch ein Ohngefähr, sondern durch ein in Gott selber gegründetes Gesetz erhielt, wiederum eins sei, das göttliche Leben selber, welches göttliche Leben allein in dem lebendigen Gedanken da ist und sich offenbar macht. So wird er sein Leben als ein ewiges Glied in der Kette der Offenbarung des göttlichen Lebens, und jedwedes andre geistige Leben als eben ein solches Glied erkennen und heilig halten lernen, und nur in der unmittelbaren Berührung mit Gott und dem nicht vermittelten Ausströmen seines Lebens aus jenem Leben, Licht und Seligkeit; in jeder Entfernung aber aus der Unmittelbarkeit Tod, Finsternis und Elend finden. Mit einem Worte: diese Entwicklung wird ihn zur Religion bilden, und diese Religion des Einwohnens unsers Lebens in Gott soll allerdings auch in der neuen Zeit herrschen und in derselben sorgfältig gebildet werden. Dagegen soll die Religion der alten Zeit, die das geistige Leben von dem göttlichen abtrennte und dem erstern nur vermittelst eines Abfalls von dem zweiten das absolute Dasein zu verschaffen wußte, das sie ihm zugedacht hatte, und welche Gott als Faden brauchte, um die Selbstsucht noch über den Tod des sterblichen Leibes hinaus in andre Welten einzuführen und durch Furcht und Hoffnung in diesen die für die gegenwärtige Welt schwach gebliebene zu verstärken — diese Religion, die offenbar eine Dienerin der Selbstsucht war, soll allerdings mit der alten Zeit zugleich zu

Grabe getragen werden; denn in der neuen Zeit bricht die Ewigkeit nicht erst jenseit des Grabes an, sondern sie kommt ihr mitten in ihre Gegenwart hinein, die Selbstsucht ist aber sowohl des Regiments, als des Dienstes entlassen, und zieht demnach auch ihre Dienerschaft mit ihr ab.

Die Erziehung zur wahren Religion ist somit das letzte Geschäft der neuen Erziehung. Ob in der Entwerfung eines hierzu erforderlichen Bildes der übersinnlichen Weltordnung der Zögling wahrhaft selbstthätig verfahren sei, und ob das entworfene Bild allenthalben richtig und durchaus klar und verständlich sei, wird die Erziehung leicht auf dieselbe Weise wie bei den übrigen Gegenständen der Erkenntnis beurteilen können; denn auch dies bleibt auf dem Gebiete der Erkenntnis.

Bedeutender aber ist auch hier die Frage, wie die Erziehung ermessen und sich die Gewährschaft leisten könne, daß diese Religionskenntnisse nicht tot und kalt bleiben, sondern daß sie sich ausdrücken werden im wirklichen Leben ihres Zöglings; welcher Frage die Beantwortung einer andern Frage vorauszuschicken ist, der folgenden: wie und auf welche Weise zeigt sich die Religion überhaupt im Leben?

Unmittelbar, im gewöhnlichen Leben und in einer wohlgeordneten Gesellschaft, bedarf es der Religion durchaus nicht, um das Leben zu bilden, sondern es reicht für diese Zwecke die wahre Sittlichkeit vollkommen hin. In dieser Rücksicht ist also die Religion nicht praktisch und kann und soll gar nicht praktisch werden, sondern sie ist lediglich Erkenntnis: sie macht bloß den Menschen sich selber vollkommen klar und verständlich, beantwortet die höchste Frage, die er aufwerfen kann, löst ihm den letzten Widerspruch auf und bringt so vollkommne Einigkeit mit sich selbst und durchgeführte Klarheit in seinen Verstand. Sie ist seine vollständige Erlösung und Befreiung von allem fremden Bande, und so ist sie ihm denn die Erziehung als etwas, das ihm schlechtweg und ohne weitern Zweck gebührt, schuldig. Ein Gebiet, um als Antrieb zu wirken, erhält die Religion nur entweder in einer höchst unsittlichen und verdorbenen Gesellschaft, oder wenn die Wirkungssphäre des Menschen nicht

innerhalb der gesellschaftlichen Ordnung, sondern über dieselbe hinaus liegt, und dieselbe vielmehr immerfort neu zu erschaffen und zu erhalten hat, wie beim Regenten, welcher in vielen Fällen ohne Religion sein Amt gar nicht mit gutem Gewissen führen könnte. Von dem letztern Falle ist in einer auf alle und auf die ganze Nation berechneten Erziehung nicht die Rede. Wo in der ersten Rücksicht bei klarer Einsicht des Verstandes in die Unverbesserlichkeit des Zeitalters dennoch unablässig fortgearbeitet wird an demselben; wo mutig der Schweiß des Säens erduldet wird, ohne einige Aussicht auf eine Ernte; wo wohlgethan wird auch den Undankbaren, und gesegnet werden mit Thaten und Gütern diejenigen, die da fluchen, und in der klaren Vorhersicht, daß sie abermals fluchen werden; wo nach hundertfältigem Mißlingen dennoch ausgeharrt wird im Glauben und in der Liebe: da ist es nicht die bloße Sittlichkeit, die da treibt, denn diese will einen Zweck, sondern es ist die Religion, die Ergebung in ein höheres und unbekanntes Gesetz, das demütige Verstummen vor Gott, die innige Liebe zu seinem in uns ausgebrochnen Leben, welches allein und um sein selbst willen gerettet werden soll, wo das Auge nichts anders zu retten sieht.

Auf diese Weise kann die erlangte Religionseinsicht der Zöglinge der neuen Erziehung in ihrem kleinen Gemeinwesen, in dem sie zunächst aufwachsen, nicht praktisch werden, noch soll sie es auch. Dieses Gemeinwesen ist wohlgeordnet und in ihm gelingt das geschickt Unternommene immer; auch soll das noch zarte Alter des Menschen erhalten werden in der Unbefangenheit und im ruhigen Glauben an sein Geschlecht. Die Erkenntnis seiner Tücken bleibe vorbehalten der eignen Erfahrung des gereiften und befestigten Alters.

Nur in diesem gereiftern Alter sonach und in dem ernstlich gemeinten Leben, nachdem die Erziehung längst ihn sich selber überlassen hat, könnte der Zögling derselben, falls seine gesellschaftlichen Verhältnisse aus der Einfachheit zu höhern Stufen fortschreiten sollten, seiner Religionserkenntnis als eines Antriebs bedürfen. Wie soll nun die Erziehung, welche über diesen Punkt den Zögling, so lange er unter ihren Händen ist, nicht prüfen kann, dennoch sicher sein können, daß, wenn nur dieses Bedürfnis eintreten werden auch dieser

Antrieb unfehlbar wirken werde? Ich antworte: dadurch, daß ihr Zögling überhaupt so gebildet ist, daß keine Erkenntnis, die er hat, in ihm tot und kalt bleibt, wenn die Möglichkeit eintritt, daß sie ein Leben bekomme, sondern jedwede notwendig sogleich eingreift in das Leben, sowie das Leben derselben bedarf. Ich werde diese Behauptung sogleich noch tiefer begründen und dadurch den ganzen in dieser und der vorigen Rede behandelten Begriff erheben und einfügen in ein größers Ganzes der Erkenntnis, welchem größern Ganzen selber ich aus diesem Begriffe ein neues Licht und eine höhere Klarheit geben werde, nachdem ich nur vorher das wahre Wesen der neuen Erziehung, deren allgemeine Beschreibung ich soeben geschlossen habe, bestimmt werde angegeben haben.

Diese Erziehung erscheint nun nicht mehr, so wie im Anfange unsrer heutigen Rede, bloß als die Kunst, den Zögling zu reiner Sittlichkeit zu bilden, sondern sie leuchtet vielmehr ein als die Kunst, den ganzen Menschen durchaus und vollständig zum Menschen zu bilden. Hierzu gehören zwei Hauptstücke, zuerst in Absicht der Form, daß der wirkliche lebendige Mensch bis in die Wurzel seines Lebens hinein, keineswegs aber der bloße Schatten und Schemen eines Menschen gebildet werde, sodann in Absicht des Inhalts, daß alle notwendigen Bestandteile des Menschen ohne Ausnahme und gleichmäßig ausgebildet werden. Diese Bestandteile sind Verstand und Wille, und die Erziehung hat zu beabsichtigen die Klarheit des ersten und die Reinheit des zweiten. Zur Klarheit des ersten aber sind zu erheben zwei Hauptfragen: zuerst was es sei, das der reine Wille eigentlich wolle und durch welche Mittel dieses Gewollte zu erreichen sei, durch welches Hauptstück die übrigen dem Zöglinge beizubringenden Erkenntnisse befaßt werden; sodann, was dieser reine Wille in seinem Grunde und Wesen selber sei, wodurch die Religionserkenntnis befaßt wird. Die genannten Stücke nun, entwickelt bis zum Eingreifen ins Leben, fordert die Erziehung schlechtweg und gedenkt keinem das Mindeste davon zu erlassen, denn jeder soll eben ein Mensch sein; was jemand nun noch weiter werde und welche besondre Gestalt die allgemeine Menschheit in ihm annehme oder erhalte, geht die allgemeine Erziehung nichts an, und liegt außerhalb

ihres Kreises. — Ich gehe jetzt fort zu der versprochnen tiefern Begründung des Satzes, daß im Zöglinge der neuen Erziehung gar keine Erkenntnis tot bleiben könne, und zu dem Zusammenhange, in den ich alles Gesagte erheben will, vermittelst folgender Sätze.

1. Es giebt zufolge des Gesagten zwei durchaus verschiedne und völlig entgegengesetzte Klassen unter den Menschen in Absicht ihrer Bildung. Gleich zuvörderst ist alles, was Mensch ist und so auch diese beiden Klassen darin, daß den mannigfaltigen Äußerungen ihres Lebens ein Trieb zu Grunde liegt, der in allem Wechsel unverändert beharrt und sich selbst gleich bleibt. — Im Vorbeigehen: das Sichverstehen dieses Triebes und die Übersetzung desselben in Begriffe erzeugt die Welt, und es giebt keine andre Welt, als diese auf diese Weise in dem jedoch keineswegs freien, sondern notwendigen Gedanken sich erzeugende Welt. Dieser immer in ein Bewußtsein zu übersetzende Trieb, worin somit abermals die beiden Klassen einander gleich sind, kann nun auf eine doppelte Weise nach den zwei verschiedenen Grundarten des Bewußtseins in dasselbe übersetzt werden, und in dieser Weise der Übersetzung und des sich selbst Verstehens sind die beiden Klassen verschieden.

Die erste, zu allererst der Zeit nach sich entwickelnde Grundart des Bewußtseins ist die des dunklen Gefühls. Mit diesem Gefühle wird am gewöhnlichsten und in der Regel der Grundtrieb erfaßt als Liebe des Einzelnen zu sich selbst, und zwar giebt das dunkle Gefühl dieses Selbst zunächst nur als ein solches, das da leben will und wohl sein. Hieraus entsteht die sinnliche Selbstsucht, als wirklicher Grundtrieb und entwickelnde Kraft eines solchen, in dieser Übersetzung seines ursprünglichen Grundtriebs befangenen Lebens. So lange der Mensch fortfährt also sich zu verstehen, so lange muß er selbstsüchtig handeln und kann nicht anders, und diese Selbstsucht ist das einzig Beharrende, sich Gleichbleibende und sicher zu Erwartende in dem unaufhörlichen Wandel seines Lebens. Als außergewöhnliche Ausnahme von der Regel kann dieses dunkle Gefühl auch das persönliche Selbst überspringen und den Grundtrieb erfassen, als ein Verlangen nach einer dunkel gefühlten andern Ordnung der Dinge. Hieraus entspringt das, an andern Orten von uns sattsam beschriebene

Leben, das da erhaben über die Selbstsucht, durch Ideen, die zwar dunkel sind, aber dennoch Ideen, getrieben wird, und in welchem die Vernunft als Instinkt waltet. Dieses Erfassen des Grundtriebes, überhaupt nur im dunklen Gefühle, ist der Grundzug der ersten Klasse unter den Menschen, die nicht durch Erziehung, sondern durch sich selbst gebildet wird und welche Klasse wiederum zwei Unterarten in sich faßt, die durch einen unbegreiflichen, der menschlichen Kunst durchaus unzugänglichen Grund geschieden werden.

Die zweite Grundart des Bewußtseins, welche in der Regel sich nicht von selbst entwickelt, sondern in der Gesellschaft sorgfältig gepflegt werden muß, ist die klare Erkenntnis. Würde der Grundtrieb der Menschheit in diesem Elemente erfaßt, so würde dies eine zweite, von der ersten ganz verschiedene Klasse von Menschen geben. Eine solche, die Grundliebe selbst erfassende Erkenntnis läßt nun nicht, wie eine andre Erkenntnis dies wohl kann, kalt und unteilnehmend, sondern der Gegenstand derselben wird geliebt über alles, da dieser Gegenstand ja nur die Deutung und Übersetzung unsrer ursprünglichen Liebe selbst ist. Andre Erkenntnis erfaßt Fremdes, und dieses bleibt fremd und läßt kalt; diese erfaßt den Erkennenden selbst und seine Liebe, und diese liebt er. Unerachtet es nun bei beiden Klassen dieselbe ursprüngliche, nur in andrer Gestalt erscheinende Liebe ist, die sie treibt, so kann man dennoch, von jenem Umstande absehend, sagen, daß dort der Mensch durch dunkle Gefühle, hier durch klare Erkenntnis getrieben werde.

Daß nun eine solche klare Erkenntnis unmittelbar antreibend werde im Leben, und man hierauf sicher zählen könne, hängt wie gesagt davon ab, daß es die wirkliche und wahre Liebe des Menschen sei, die durch dieselbe gedeutet werde; auch daß ihm unmittelbar klar werde, daß es also sei, und mit der Deutung zugleich das Gefühl jener Liebe in ihm angeregt und von ihm empfunden werde; daß daher niemals die Erkenntnis in ihm entwickelt werde, ohne daß zugleich die Liebe es werde, indem im entgegengesetzten Falle er kalt bleiben würde, und niemals die Liebe, ohne daß die Erkenntnis zugleich es werde, indem im Gegenteile sein Antrieb ein dunkles Gefühl werden würde; daß daher mit jedem Schritte seiner Bildung

der ganze vereinigte Mensch gebildet werde. Ein von der Erziehung also als ein unteilbares Ganzes immerfort behandelter Mensch wird es auch fernerhin bleiben, und jede Erkenntnis wird ihm notwendig Lebensantrieb werden.

2. Indem auf diese Weise statt des dunkeln Gefühls die klare Erkenntnis zu dem allerersten und zu der wahren Grundlage und dem Ausgangspunkte des Lebens gemacht wird, wird die Selbstsucht ganz übergangen und um ihre Entwicklung betrogen. Denn nur das dunkle Gefühl giebt dem Menschen sein Selbst als ein genußbedürftiges und schmerzscheuendes; keineswegs aber giebt es ihm also der klare Begriff, sondern dieser zeigt es als Glied einer sittlichen Ordnung, und es giebt eine Liebe zu dieser Ordnung, welche bei der Entwicklung des Begriffs zugleich mit angezündet und entwickelt wird. Mit der Selbstsucht bekommt diese Erziehung gar nichts zu thun, weil sie die Wurzel derselben, das dunkle Gefühl, durch Klarheit erstickt; sie bestreitet sie nicht, ebensowenig als sie dieselbe entwickelt, sie weiß gar nicht von ihr. Wäre es möglich, daß diese Sucht später dennoch sich regen sollte, so würde sie das Herz schon angefüllt finden von einer höhern Liebe, die ihr den Platz versagt.

3. Dieser Grundtrieb des Menschen nun, wenn er in klare Erkenntnis übersetzt wird, geht nicht auf eine schon gegebene und vorhandene Welt, welche ja nur leidend genommen werden kann, wie sie eben ist, und in der eine zu ursprünglich schöpferischer Thätigkeit treibende Liebe keinen Wirkungskreis für sich fände; sondern er geht, zur Erkenntnis gesteigert auf eine Welt, die da werden soll, eine apriorische, eine solche, die da zukünftig ist und ewig fort zukünftig bleibt. Das aller Erscheinung zu Grunde liegende göttliche Leben tritt darum niemals ein als ein bestehendes und gegebenes Sein, sondern als etwas, das da werden soll, und nachdem ein solches, das da werden sollte, geworden ist, wird es abermals eintreten als ein werden sollendes in alle Ewigkeit, daß daher jenes göttliche Leben niemals eintritt in den Tod des stehenden Seins, sondern immerfort bleibt in der Form des fortfließenden Lebens. Die unmittelbare Erscheinung und Offenbarung Gottes ist die Liebe; erst die Deutung dieser Liebe durch die Erkenntnis setzt ein Sein und zwar ein solches,

das ewig fort nur werden soll, und dieses, als die einzige wahre Welt, inwiefern an einer Welt überhaupt Wahrheit ist. Dagegen ist die zweite gegebene und von uns als vorhanden vorgefundene Welt nur der Schatten und Schemen, aus welchem die Erkenntnis ihrer Deutung der Liebe eine feste Gestalt und einen sichtbaren Leib erbaut; diese zweite Welt das Mittel und die Bedingung der Anschaulichkeit der für sich selbst unsichtbaren höhern Welt. Nicht einmal in diese letztere höhere Welt tritt Gott unmittelbar ein, sondern auch hier nur vermittelt durch die eine, reine, unwandelbare und gestaltlose Liebe, in welcher Liebe allein er unmittelbar erscheint. Zu dieser Liebe tritt hinzu die anschauende Erkenntnis, welche aus sich selber ein Bild mitbringt, in das sie den an sich unsichtbaren Gegenstand der Liebe kleidet; widersprochen jedoch jedesmal von der Liebe und darum fortgetrieben zu neuer Gestaltung, welcher abermals eben also widersprochen wird; wodurch allein nun die Liebe, welche rein für sich eins ist, des Fortfließens, der Unendlichkeit und der Ewigkeit durchaus unfähig, in dieser Verschmelzung mit der Anschauung auch ein Ewiges und Unendliches wird so wie diese. Das soeben erwähnte, aus der Erkenntnis selbst hergegebene Bild, — für sich allein und noch ohne Anwendung auf die deutlich erkannte Liebe dasselbe genommen — ist die stehende und gegebene Welt oder die Natur. Der Wahn, daß in diese Natur Gottes Wesen auf irgend eine Weise unmittelbar und anders, als durch die angegebenen Zwischenglieder vermittelt, eintrete, stammt aus Finsternis im Geiste und aus Unheiligkeit im Willen.

4. Daß nun das dunkle Gefühl, als Auflösungsmittel der Liebe, in der Regel ganz übersprungen und an die Stelle desselben die klare Erkenntnis als das gewöhnliche Auflösungsmittel gesetzt werde, kann, wie schon erinnert, nur durch eine besonnene Kunst der Erziehung des Menschen geschehen und ist bisher nicht also geschehen. Da nun, wie wir gleichfalls ersehen haben, auf die letzte Weise eine von den bisherigen gewöhnlichen Menschen durchaus verschiedene Menschen-Art eingeführt und als die Regel gesetzt wird, so würde durch eine solche Erziehung allerdings eine ganz neue Ordnung der Dinge und eine neue Schöpfung beginnen. Zu dieser neuen Gestalt

würde nun die Menschheit sich selber durch sich selbst, eben indem sie als gegenwärtiges Geschlecht sich selbst als zukünftiges Geschlecht erzieht, erschaffen; auf die Weise, wie sie allein dies kann, durch die Erkenntnis, als das einzige gemeinschaftliche und frei mitzuteilende und das wahre, die Geisterwelt zur Einheit verbindende Licht und Luft dieser Welt. Bisher wurde die Menschheit, was sie eben wurde und werden konnte; mit diesem Werden durch das Ohngefähr ist es vorbei; denn da, wo sie am allerweitesten sich entwickelt hat, ist sie zu nichts geworden. Soll sie nicht bleiben in diesem Nichts, so muß sie von nun an zu allem, was sie noch weiter werden soll, sich selbst machen. Dies sei die eigentliche Bestimmung des Menschengeschlechts auf dieser Erde, sagte ich in den Vorlesungen, deren Fortsetzung diese sind, daß es mit Freiheit sich zu dem mache, was es eigentlich ursprünglich ist. Dieses Sichselbstmachen im allgemeinen mit Besonnenheit und nach einer Regel, muß nun irgendwo und irgendwann im Raum und in der Zeit einmal anheben, wodurch ein zweiter Hauptabschnitt der freien und besonnenen Entwicklung des Menschengeschlechts an die Stelle des ersten Abschnitts einer nicht freien Entwicklung treten würde. Wir sind der Meinung, daß in Absicht der Zeit diese Zeit eben jetzt sei, und daß dermalen das Geschlecht in der wahren Mitte seines Lebens auf der Erde zwischen seinen beiden Hauptepochen stehe; in Absicht des Raums aber glauben wir, daß zu allernächst den Deutschen es zuzumuten sei, die neue Zeit, vorangehend und vorbildend für die übrigen, zu beginnen.

5. Dennoch wird auch sogar diese ganz neue Schöpfung nicht durch einen Sprung erfolgen aus dem Vorhergehenden, sondern sie ist die wahre natürliche Fortsetzung und Folge der bisherigen Zeit, ganz besonders unter den Deutschen. Sichtbar und wie ich glaube allgemein zugestanden, ging ja alles Regen und Streben der Zeit darauf, die dunklen Gefühle zu verbannen und allein der Klarheit und der Erkenntnis die Herrschaft zu verschaffen. Dieses Streben ist auch insofern vollkommen gelungen, als das bisherige Nichts vollkommen enthüllt ist. Keineswegs soll nun dieser Trieb nach Klarheit ausgerottet oder das dumpfe Beruhen beim dunklen Gefühle wieder herrschend werden; jener Trieb soll nur noch weiter entwickelt

und in höhere Kreise eingeführt werden, also, daß nach der Enthüllung des Nichts auch das Etwas, die bejahende und wirklich etwas setzende Wahrheit ebenfalls offenbar werde. Die aus dem dunklen Gefühle stammende Welt des gegebenen und sich durch sich selbst machenden Seins ist versunken und sie soll versunken bleiben; dagegen soll die aus der ursprünglichen Klarheit stammende Welt des ewig fort aus dem Geiste zu entbindenden Seins aufstrahlen und anbrechen in ihrem ganzen Glanze.

Zwar dürfte die Weissagung eines neuen Lebens in solchen Formen der Zeit sonderbar dünken, und es dürfte diese kaum den Mut haben, diese Verheißung sich zuzueignen; wenn sie lediglich auf den ungeheuern Abstand ihrer herrschenden Meinungen über die soeben zur Sprache gebrachten Gegenstände von dem, was als Grundsätze der neuen Zeit ausgesprochen worden, sehen wollte. Ich will von der Bildung, welche jedoch, als ein nicht gemein zu machendes Vorrecht, bisher in der Regel nur die höhern Stände erhielten, die von einer übersinnlichen Welt ganz schwieg und lediglich einige Geschicklichkeit für die Geschäfte der sinnlichen zu bewirken strebte, als von der offenbar schlechtern, nicht reden, sondern nur auf diejenige sehen, welche Volksbildung war und in einem gewissen sehr beschränkten Sinne auch Nationalerziehung genannt werden könnte, die über eine übersinnliche Welt nicht durchaus Stillschweigen beobachtete. Welches waren die Lehren dieser Erziehung? Wenn wir als allererste Voraussetzung der neuen Erziehung aufstellen, daß in der Wurzel des Menschen ein reines Wohlgefallen am Guten sei und daß dieses Wohlgefallen so sehr entwickelt werden könne, daß es dem Menschen unmöglich werde, das für gut Erkannte zu unterlassen und statt dessen das für bös Erkannte zu thun: so hat dagegen die bisherige Erziehung nicht bloß angenommen, sondern auch ihre Zöglinge von früher Jugend an belehrt, teils, daß dem Menschen eine natürliche Abneigung gegen Gottes Gebote innewohne, teils, daß es ihm schlechthin unmöglich sei, dieselben zu erfüllen. Was läßt von einer solchen Belehrung, wenn sie für Ernst genommen wird und Glauben findet, anders sich erwarten, als daß jeder Einzelne sich in seine nun einmal nicht abzuändernde Natur ergebe, nicht versuche zu leisten, was

ihm nun als einmal unmöglich vorgestellt ist und nicht besser zu sein begehre, denn er und alle übrigen zu sein vermögen; ja, daß er sich sogar die ihm zugemutete Niederträchtigkeit gefallen lasse, sich selbst in seiner radikalen Sündhaftigkeit und Schlechtigkeit anzuerkennen; indem diese Niederträchtigkeit vor Gott ihm als das einzige Mittel vorgestellt wird, mit demselben sich abzufinden, und daß er, falls etwa eine solche Behauptung, wie die unsrige, an sein Ohr trifft, nicht anders denken könne, als daß man bloß einen schlechten Scherz mit ihm treiben wolle, indem er allgegenwärtig fühlt in seinem Innern und mit den Händen greift, daß dieses nicht wahr, sondern das Gegenteil davon allein wahr sei? Wenn wir eine von allem gegebenen Sein ganz unabhängige und vielmehr diesem Sein selbst das Gesetz gebende Erkenntnis annehmen und in diese gleich vom Anbeginn jedes menschliche Kind eintauchen und es von nun an in dem Gebiete derselben immerfort erhalten wollen, wogegen wir die nur historisch zu erlernende Beschaffenheit der Dinge als eine geringfügige Nebensache, die von selbst sich ergiebt, betrachten: so treten die reifsten Früchte der bisherigen Bildung uns entgegen und erinnern uns, daß es ja bekanntermaßen gar keine apriorische Erkenntnis gebe, und daß sie wohl wissen möchten, wie man erkennen könne, außer durch Erfahrung. Und damit diese übersinnliche und apriorische Welt auch sogar an derjenigen Stelle sich nicht verrate, wo es gar nicht zu vermeiden schien — an der Möglichkeit einer Erkenntnis von Gott, und selbst an Gott nicht die geistige Selbstthätigkeit sich erhebe, sondern das leidende Hingeben alles in allem bliebe, hat gegen diese Gefahr die bisherige Menschenbildung das kühne Mittel gefunden, das Dasein Gottes zu einem historischen Faktum zu machen, dessen Wahrheit durch ein Zeugenverhör ausgemittelt wird.

So verhält es sich wohl freilich; dennoch aber wolle das Zeitalter darum nicht an sich selber verzagen. Denn diese und alle andre ähnliche Erscheinungen sind selber nichts Selbständiges, sondern nur Blüten und Früchte der wilden Wurzel der alten Zeit. Gebe nur das Zeitalter sich ruhig hin der Einimpfung einer neuen edlern und kräftigern Wurzel, so wird die alte ersticken, und die Blüten und

Früchte derselben, denen aus jener keine weitere Nahrung zugefügt wird, werden von selbst verwelken und abfallen. Jetzt vermag es das Zeitalter noch gar nicht, unsern Worten zu glauben, und es ist notwendig, daß ihm dieselben vorkommen wie Märchen. Wir wollen auch diesen Glauben nicht; wir wollen nur Raum zum Schaffen und Handeln. Nachmals wird es sehen, und es wird glauben seinen eignen Augen.

So wird z. B. jedermann, der mit den Erzeugungen der letzten Zeit bekannt ist, schon längst bemerkt haben, daß hier abermals die Sätze und Ansichten ausgesprochen werden, welche die neuere deutsche Philosophie seit ihrer Entstehung gepredigt hat und wiederum gepredigt, weil sie eben nichts weiter vermochte, denn zu predigen. Daß diese Predigten fruchtlos verhallt sind in der leeren Luft, ist nun hinlänglich klar, auch ist der Grund klar, warum sie also verhallen mußten. Nur auf Lebendiges wirkt Lebendiges; in dem wirklichen Leben der Zeit aber ist gar keine Verwandtschaft zu dieser Philosophie, indem diese Philosophie ihr Wesen treibt in einem Kreise, der für jene noch gar nicht aufgegangen, und für Sinnenwerkzeuge, die jener noch nicht erwachsen sind. Sie ist gar nicht zu Hause in diesem Zeitalter, sondern sie ist ein Vorgriff der Zeit und ein schon im voraus fertiges Lebenselement eines Geschlechts, das in demselben erst zum Lichte erwachsen soll. Auf das gegenwärtige Geschlecht muß sie Verzicht thun; damit sie aber bis dahin nicht müßig sei, so übernehme sie dermalen die Aufgabe, das Geschlecht, zu welchem sie gehört, sich zu bilden. Erst wie dies ihr nächstes Geschäft ihr klar geworden, wird sie friedlich und freundlich zusammen leben können mit einem Geschlechte, das übrigens ihr nicht gefällt. Die Erziehung, die wir bisher beschrieben haben, ist zugleich die Erziehung für sie: wiederum kann in einem gewissen Sinn nur sie die Erzieherin sein in dieser Erziehung, und so mußte sie ihrer Verständlichkeit und Annehmbarkeit zuvoreilen. Aber es wird die Zeit kommen, in der sie verstanden und mit Freuden angenommen werden wird; und darum wolle das Zeitalter nicht an sich selbst verzagen.

Höre dieses Zeitalter ein Gesicht eines alten Sehers, das auf eine wohl nicht weniger beklagenswerte Lage berechnet war. So sagt der Seher am Wasser Chebar, der Tröster der Gefangenen nicht im eignen, sondern im fremden Lande: „Des Herrn Hand kam über mich und führte mich hinaus im Geiste des Herrn und stellte mich auf ein weit Feld, das voller Gebeine lag, und er führte mich allenthalben herum, und siehe, des Gebeines lag sehr viel auf dem Felde, und siehe, sie waren sehr verdorret. Und der Herr sprach zu mir: Du Menschenkind, meinest du wohl, daß diese Gebeine werden wieder lebendig werden? Und ich sprach: Herr, das weißest nur du wohl. Und er sprach zu mir: Weissage von diesen Gebeinen und sprich zu ihnen: Ihr verdorrten Gebeine, höret des Herrn Wort. So spricht der Herr von euch verdorrten Gebeinen, ich will euch durch Flechsen und Sehnen wieder verbinden und Fleisch lassen über euch wachsen und euch mit Haut überziehen, und will euch Odem geben, daß ihr wieder lebendig werdet, und ihr sollet erfahren, daß ich der Herr sei. Und ich weissagte, wie mir befohlen war, und siehe, da rauschte es, als ich weissagte, und regte sich, und die Gebeine fügten sich wieder aneinander, ein jegliches an seinen Ort, und es wuchsen darauf Adern und Fleisch, und er überzog sie mit Haut; noch aber war kein Odem in ihnen. Und der Herr sprach zu mir: Weissage zum Winde, du Menschenkind, und sprich zum Winde: So spricht der Herr: Wind, komm herzu aus den vier Winden und blase an diese Getöteten, daß sie wieder lebendig werden. Und ich weissagete, wie er mir befohlen hatte. Da kam Odem in sie, und sie wurden wieder lebendig, und richteten sich auf ihre Füße, und ihrer war ein sehr großes Heer.“ Lasset immer die Bestandteile unsres höhern geistigen Lebens ebenso ausgedorrt, und eben darum auch die Bande unsrer Nationaleinheit ebenso zerrissen und in wilder Unordnung durcheinander zerstreut herumliegen, wie die Totengebeine des Sehers; lasset unter Stürmen, Regengüssen und sengendem Sonnenscheine mehrere Jahrhunderte dieselben gebleicht und ausgedorrt haben; — der belebende Odem der Geisterwelt hat noch nicht aufgehört zu wehen. Er wird auch unsers Nationalkörpers

erstorbene Gebeine ergreifen und sie aneinanderfügen, daß sie herrlich dastehen in neuem und verklärtem Leben.

4.

Vorbemerkung von Dr. Färber. — Von der vierten Rede an will Fichte beweisen, daß gerade das deutsche Volk berufen sei, diese neue Nationalerziehung zuerst einzuführen. Er geht dabei von der Abstammung und Sprache aus und vergleicht namentlich das deutsche Volk mit den romanischen oder, wie er sagt, neulateinischen, neurömischen, wobei er vorzugsweise an die Franzosen denkt. Letztere sind entstanden aus römischer Bevölkerung und den sie unterjochenden Germanen. Bei den Romanen hat sich die Sprache, welche den Menschen bildet, so entwickelt, daß dem Volke die ursprüngliche Bedeutung der abstrakten Wörter nicht mehr geläufig ist, während in der deutschen Sprache die sinnbildlich gebrauchten Wörter ihrem Ursprung nach noch verstanden werden.

In der fünften Rede werden die Vorzüge eines ursprünglichen Volks mit lebendiger Sprache (Deutsche) gegenüber demjenigen mit abgestorbener Sprache (Romanen) geschildert. Bei erstern ist die geistige Bildung (besonders die Philosophie) nachhaltiger und inniger mit dem Leben verbunden, während letztere wohl eine gewisse Zierlichkeit erlangen, aber, wenn sie ihre Höhe erreicht haben, sich ausleben. Allerdings besticht eine solche Natur, und daher nimmt der Deutsche leicht das Fremde auf. Ursprüngliche Völker treiben ihre Geistesbildung mit Ernst und Fleiß, und bei ihnen findet keine Scheidung nach Bildungsklassen statt, wie bei den romanischen Völkern, denen alle Bildung nur ein geniales Spiel ist.

In der sechsten Rede sucht Fichte die Richtigkeit seiner Behauptungen für die Deutschen aus ihrer Geschichte zu beweisen. Nur deutscher Ernst und deutscher Geist konnten Freiheit des Denkens und des Gewissens in der Reformation erringen. In Kunst, Wissenschaft, Religion und Staatsordnung hat Deutschland mehr geleistet, als das Ausland. In Deutschland ist die Bildung vom Volke ausgegangen. Das Bürgertum der Städte des Mittelalters mit ihrer republikanischen Verfassung bildet den Glanz deutscher Geschichte.

In der siebenten Rede wird der Gegensatz zwischen deutscher und ausländischer Philosophie, welch letztere sich auch in Deutschland zeigt, erklärt, desgl. die verschiedene Anschauung in Bezug auf Staatskunst und Philosophie der Geschichte.

Die achte Rede beginnt mit dem Streben des Menschen, fortzuleben in seinen Nachkommen; daraus entsteht die Volksgemeinschaft. Staat und Volk sind nicht dasselbe. Ausländisch ist ein Staat, welcher nur darauf ausgeht, Ordnung herzustellen. Die Nation verlangt mehr. Wer seiner Nation ergeben ist, wird für sie begeistert in den Kampf ziehen. So sind die Deutschen.

Sie werden sich ihre Sprache, ihre Freiheit nicht nehmen lassen. Bei ihnen waren Staat und Nation getrennt; letztere war in viele Staaten gespalten, die indessen die Völkerrepublik des Deutschen Reiches bildeten.

Die nachstehende neunte Rede leitet von den letzten Betrachtungen zur Erziehung zurück. Um der drohenden Sklaverei unter der Fremdherrschaft zu entgehen, muß der Deutsche sich aufraffen zu der Nationalerziehung. Diese soll ausgehen vom Denken, vom Geist, nicht von der Sinnenwelt. Pestalozzi hat den Weg gezeigt; aber er hat zu sehr an arme, vernachlässigte Kinder gedacht, während Fichte allgemeine Nationalerziehung will. Pestalozzi will wohl feste Sicherheit und Konsequenz der Erziehung, hat aber manche Mißgriffe gemacht.

Durch unsre letzte Rede sind mehrere schon in der ersten versprochne Beweise geführt und vollendet worden. Es sei dermalen nur davon die Rede, sagten wir, und dies sei die erste Aufgabe, das Dasein und die Fortdauer des Deutschen schlechtweg zu retten; alle andre Unterschiede seien dem höhern Überblicke verschwunden; und es würde durch jenes den besondern Verbindlichkeiten, die etwa jemand zu haben glaube, kein Eintrag geschehen. Es ist, wenn uns nur der gemachte Unterschied zwischen Staat und Nation gegenwärtig bleibt, klar, daß auch schon früher die Angelegenheiten dieser beiden niemals in Widerstreit geraten konnten. Die höhere Vaterlandsliebe für das gemeinsame Volk der deutschen Nation mußte und sollte ja ohnedies die oberste Leitung in jedem deutschen Staate führen; keiner von ihnen durfte ja diese höhere Angelegenheit aus den Augen verlieren, ohne alles Edle und Tüchtige von sich abwendig zu machen und so seinen eignen Untergang zu beschleunigen; jemehr daher jemand von jener höhern Angelegenheit ergriffen und belebt war, ein desto besserer Bürger war er auch für den besondern deutschen Staat, in den sein unmittelbarer Wirkungskreis fiel. Deutsche Staaten konnten mit deutschen Staaten in Streit geraten über besondere hergebrachte Gerechtsame. Wer die Fortdauer des hergebrachten Zustandes wollte, und jeder Verständige ohne Zweifel mußte um der fernern Folgen willen diese wollen, der mußte wünschen, daß die gerechte Sache siege, in wessen Händen sie auch sein möchte. Höchstens hätte ein besonderer deutscher Staat darauf ausgehen können, die ganze deutsche Nation unter seiner Regierung zu vereinigen

und statt der hergebrachten Völkerrepublik Alleinherrschaft einzuführen. Wenn es wahr ist, wie ich z. B. es allerdings dafür halte, daß gerade diese republikanische Verfassung bisher die vorzüglichste Quelle deutscher Bildung und das erste Sicherungsmittel ihrer Eigentümlichkeit gewesen, so wäre, falls die vorausgesetzte Einheit der Regierung nicht etwa selbst die republikanische, sondern die monarchische Form getragen hätte, in der es dem Gewalthaber doch möglich gewesen wäre, irgend einen Sproß ursprünglicher Bildung über den ganzen deutschen Boden hinweg für seine Lebenszeit zu zerdrücken; — wenn dieses wahr ist, sage ich, so wäre in diesem Falle es allerdings ein großes Mißgeschick für die Angelegenheit deutscher Vaterlandsliebe gewesen, wenn dieser Vorsatz gelungen wäre, und jeder Edle über die ganze Oberfläche des gemeinsamen Bodens hinweg hätte dagegen sich stemmen müssen. Dennoch auch in diesem schlimmsten Falle wären es doch immer Deutsche geblieben, die über Deutsche regiert und ihre Angelegenheiten ursprünglich geleitet hätten, und wenn auch auf eine vorübergehende Zeit der eigentümliche deutsche Geist vermißt worden wäre, so wäre doch die Hoffnung geblieben, daß er wieder erwachen werde, und jedes kräftigere Gemüt über den ganzen Boden hinweg hätte sich versprechen können, Gehör zu finden und sich verständlich zu machen; es wäre doch immer eine deutsche Nation im Dasein verblieben und hätte sich selbst regiert, und sie wäre nicht untergegangen in einem andern von niederer Ordnung. Immer bleibt hier das Wesentliche in unsrer Berechnung, daß die deutsche Nationalliebe selbst an dem Ruder des deutschen Staats entweder sitze, oder doch mit ihrem Einflusse dahin gelangen könne. Wenn aber zufolge unsrer frühern Voraussetzung dieser deutsche Staat, — ob er nun als einer oder mehrere erscheine, thut nichts zur Sache, in der That ist es dennoch einer, — überhaupt aus deutscher Leitung in fremde fiele, so ist sicher, und das Gegenteil davon wäre gegen alle Natur und schlechterdings unmöglich, es ist sicher, sage ich, daß von nun an nicht mehr deutsche Angelegenheit, sondern eine fremde entscheiden würde. Wo die gesamte Nationalangelegenheit der Deutschen bisher ihren Sitz hatte und dargestellt wurde, am Ruder des Staats, da wäre sie verwiesen. Soll sie nun hiermit nicht ganz ausgetilgt

sein von der Erde, so muß ihr ein andrer Zufluchtsort bereitet werden, und zwar in dem, was allein übrig bleibt, bei den Regierten, in den Bürgern. Wäre sie aber bei diesen und ihrer Mehrheit schon, so wären wir in den Fall, über welchen wir uns dermals beratschlagen, gar nicht gekommen, sie ist daher nicht bei ihnen und muß erst in sie hineingebracht werden; das heißt mit andern Worten, die Mehrheit der Bürger muß zu diesem vaterländischen Sinne erzogen werden und, damit man der Mehrheit sicher sei, diese Erziehung muß an der Allheit versucht werden. Und so ist denn zugleich, unumwunden und klar, der gleichfalls ehemals versprochene Beweis geführt worden, daß es schlechthin nur die Erziehung und kein andres mögliches Mittel sei, das die deutsche Selbständigkeit zu retten vermöge; und es wäre ohne Zweifel nicht unsre Schuld, wenn man selbst bis jetzt noch nicht den eigentlichen Inhalt und die Absicht dieser unsrer Reden und den Sinn, in welchem alle unsre Äußerungen zu nehmen sind, zu fassen vermöchte.

Um es noch kürzer zu fassen: immer unter unsrer Voraussetzung, sind den Unmündigen ihre väterlichen und blutsverwandten Vormünder abgegangen und Herren an ihre Stelle getreten; sollen jene Unmündige nicht gar Sklaven werden, so müssen sie eben der Vormundschaft entlassen und, damit sie dieses können, zu allererst zur Mündigkeit erzogen werden. Die deutsche Vaterlandsliebe hat ihren Sitz verloren; sie soll einen andern breitern und tiefern erhalten, in welchem sie in ruhiger Verborgenheit sich begründe und stähle und zu rechter Zeit in jugendlicher Kraft hervorbreche und auch dem Staate die verlorne Selbständigkeit wieder gebe. Wegen des letztern können nun sowohl das Ausland, als die kleinlichen und engherzigen Trübseligkeiten unter uns selbst in Ruhe verbleiben; man kann zu ihrer aller Troste sie versichern, daß sie es insgesamt nicht erleben werden und daß die Zeit, die es erleben wird, anders denken wird, denn sie.

Ob nun, so streng auch die Glieder dieses Beweises aneinander schließen mögen, derselbe auch andre ergreifen und sie zur Thätigkeit anregen werde, hängt zu allererst davon ab, ob es so etwas, wie wir deutsche Eigentümlichkeit und deutsche Vaterlandsliebe

geschildert haben, überhaupt gebe, und ob diese der Erhaltung und des Strebens dafür wert sei, oder nicht. Daß der — auswärtige oder einheimische — Ausländer diese Frage mit Nein beantwortet, versteht sich; aber dieser ist auch nicht mit zur Beratschlagung berufen. Übrigens ist hierbei anzumerken, daß die Entscheidung über diese Frage keineswegs auf einer Beweisführung durch Begriffe beruht, welche hierin zwar klar machen, keineswegs aber über wirkliches Dasein oder Wert Auskunft zu geben vermögen, sondern daß die letztern lediglich durch eines jeglichen unmittelbare Erfahrung an ihm selber bewährt werden können. In einem solchen Falle mögen Millionen sagen: es sei nicht, so kann dadurch niemals mehr gesagt sein, denn daß es nur in ihnen nicht sei, keineswegs, daß es überhaupt nicht sei, und wenn ein Einziger gegen diese Millionen auftritt und versichert, daß es sei, so behält er gegen sie alle recht. Nichts verhindert, daß, da ich nun gerade rede, ich in dem angegebenen Falle dieser einzige sei, der da versichert, daß er aus unmittelbarer Erfahrung an sich selbst wisse, daß es so etwas wie deutsche Vaterlandsliebe gebe, daß er den unendlichen Wert des Gegenstandes derselben kenne, daß diese Liebe allein ihn getrieben habe, auf jede Gefahr zu sagen, was er gesagt hat und noch sagen wird, indem uns dermalen gar nichts übrig geblieben ist, denn das Sagen, und sogar dieses auf alle Weise gehemmt und verkümmert wird. Wer dasselbe in sich fühlt, der wird überzeugt werden; wer es nicht fühlt, kann nicht überzeugt werden, denn allein auf jene Voraussetzung stützt sich mein Beweis; an ihm habe ich meine Worte verloren, aber wer wollte nicht etwas so Geringfügiges, als Worte sind, auf das Spiel setzen?

Diejenige bestimmte Erziehung, von der wir uns die Rettung der deutschen Nation versprechen, ist in unsrer zweiten und dritten Rede im allgemeinen beschrieben worden. Wir haben sie als eine gänzliche Umschaffung des Menschengeschlechts bezeichnet, und es wird passend sein, an diese Bezeichnung eine wiederholte Übersicht des Ganzen anzuknüpfen.

In der Regel galt bisher die Sinnenwelt für die rechte, eigentliche, wahre und wirklich bestehende Welt, sie war die erste, die dem

Zögling der Erziehung vorgeführt wurde; von ihr erst wurde er zum Denken, und zwar meist zu einem Denken über diese und im Dienst derselben angeführt. Die neue Erziehung kehrt diese Ordnung geradezu um. Ihr ist nur die Welt, die durch das Denken erfaßt wird, die wahre und wirklich bestehende Welt; in diese will sie ihren Zögling, sogleich wie sie mit demselben beginnt, einführen. An diese Welt allein will sie seine ganze Liebe und sein ganzes Wohlgefallen binden, so daß ein Leben allein in dieser Welt des Geistes bei ihm notwendig entstehe und hervorkomme. Bisher lebte in der Mehrheit allein das Fleisch, die Materie, die Natur; durch die neue Erziehung soll in der Mehrheit, ja gar bald in der Allheit, allein der Geist leben und dieselbe treiben; der feste und gewisse Geist, von welchem früher, als von der einzig möglichen Grundlage eines wohleingerichteten Staats gesprochen worden, soll im allgemeinen erzeugt werden.

Durch eine solche Erziehung wird ohne Zweifel der Zweck, den wir zunächst uns vorgesetzt haben und von dem unsre Reden ausgegangen sind, erreicht. Jener zu erzeugende Geist führt die höhere Vaterlandsliebe, das Erfassen seines irdischen Lebens, als eines ewigen, und des Vaterlandes, als des Trägers dieser Ewigkeit, und, falls er in den Deutschen aufgebaut wird, die Liebe für das deutsche Vaterland, als einen seiner notwendigen Bestandteile unmittelbar in sich selber; und aus dieser Liebe folgt der mutige Vaterlandsverteidiger und der ruhige und rechtliche Bürger von selbst. Es wird durch eine solche Erziehung sogar noch mehr erreicht, als dieser nächste Zweck, wie das allemal der Fall ist, wo ein großes Ziel durch ein durchgreifendes Mittel gewollt wird; der ganze Mensch wird nach allen seinen Teilen vollendet, in sich selbst abgerundet, nach außen zu allen seinen Zwecken in Zeit und Ewigkeit mit vollkommner Tüchtigkeit ausgestattet. Mit unsrer Genesung für Nation und Vaterland hat die geistige Natur unsre vollkommne Heilung von allen Übeln, die uns drücken, unzertrennlich verknüpft.

Mit der stumpfen Verwunderung, daß eine solche Welt des bloßen Gedankens behauptet und sogar als die einzig mögliche Welt behauptet, dagegen die Sinnenwelt ganz weggeworfen werde, sowie mit der Ableugnung der erstern entweder überhaupt, oder nur der

Möglichkeit, daß selbst die Mehrheit des großen Volks in dieselbe eingeführt werden könne, haben wir es hier nicht mehr zu thun, sondern haben dieselben schon früher gänzlich von uns weggewiesen. Wer noch nicht weiß, daß es eine Welt des Gedankens gebe, der mag indessen anderwärts durch die vorhandenen Mittel sich davon belehren, wir haben hier zu dieser Belehrung nicht Zeit; wie aber sogar die Mehrheit des großen Volks zu derselben emporgehoben werden könne, dies wollen wir eben zeigen.

Indem nun, unserm eignen wohlbedachten Sinne nach, der Gedanke einer solchen neuen Erziehung keineswegs als ein bloßes zur Übung des Scharfsinns oder der Streitfertigkeit aufgestelltes Bild zu betrachten ist, sondern derselbe vielmehr zur Stunde ausgeübt und ins Leben eingeführt werden soll, so kommt uns zuvörderst zu, anzugeben, an welches in der wirklichen Welt schon vorliegende Glied diese Ausführung sich anknüpfen solle.

Wir geben auf diese Frage zur Antwort: an den von Johann Heinrich Pestalozzi erfundenen, vorgeschlagenen und unter dessen Augen schon in glücklicher Ausübung befindlichen Unterrichtsgang soll sie sich anschließen. Wir wollen diese unsre Entscheidung tiefer begründen und näher bestimmen.

Zuvörderst, wir haben die eignen Schriften des Mannes gelesen und durchdacht und aus diesen unsern Begriff seiner Unterrichts- und Erziehungskunst uns gebildet; gar keine Kunde aber haben wir genommen von dem, was die gelehrten Neuigkeitsblätter darüber berichtet und gemeint und über die Meinungen wieder gemeint haben. Wir merken dies darum an, um jedem, der über diesen Gegenstand gleichfalls einen Begriff zu haben begehrt, denselben Weg und die durchgängige Vermeidung des entgegengesetzten zu empfehlen. Ebensowenig haben wir bis jetzt etwas von der wirklichen Ausübung sehen wollen, keineswegs aus Nichtachtung, sondern weil wir uns erst einen festen und sichern Begriff von der wahren Absicht des Erfinders, hinter welcher die Ausübung oft zurückbleiben kann, verschaffen wollten, aus diesem Begriffe aber der Begriff von der Ausübung und dem notwendigen Erfolge ohne alles Probieren sich von selbst ergiebt, und man, nur mit diesem ausgestattet, die Ausübung

wahrhaftig verstehen und richtig beurteilen kann. Sollte, wie einige glauben, auch dieser Unterrichtsgang schon hier und da in ein blindes empirisches Zutappen und in leere Spielerei und Schauauslegerei ausgeartet sein, so ist meines Erachtens der Grundbegriff des Erfinders wenigstens daran ganz unschuldig.

Für diesen Grundbegriff nun bürgt mir zuerst die Eigentümlichkeit des Mannes selber, wie er diese in seinen Schriften mit der treuesten und gemütvollsten Offenheit darlegt. An ihm hätte ich ebensogut, wie an Luther, oder falls es noch andre diesen gleichende gegeben hat, an irgend einem andern, die Grundzüge des deutschen Gemüts darlegen und den erfreuenden Beweis führen können, daß dieses Gemüt in seiner ganzen wunderwirkenden Kraft in dem Umkreise der deutschen Zunge noch bis auf diesen Tag walte. Auch er hat ein mühvolles Leben hindurch im Kampfe mit allen möglichen Hindernissen von innen mit eigner hartnäckiger Unklarheit und Unbeholfenheit, und selbst höchst spärlich ausgestattet mit den gewöhnlichsten Hilfsmitteln der gelehrten Erziehung, äußerlich mit anhaltender Verkennung, gerungen nach einem bloß geahnten, ihm selbst durchaus unbewußten Ziele, aufrecht gehalten und getrieben durch einen unversiegbaren und allmächtigen und deutschen Trieb, die Liebe zu dem armen verwahrlosten Volke. Diese allmächtige Liebe hatte ihn, ebenso wie Luthern, nur in einer andern und seiner Zeit angemeßnern Beziehung, zu ihrem Werkzeuge gemacht und war das Leben geworden in seinem Leben; sie war der ihm selbst unbekannte feste und unwandelbare Leitfaden dieses seines Lebens, der es hindurchführte durch alle ihn umgebende Nacht, und der den Abend desselben — denn es war unmöglich, daß eine solche Liebe unbelohnt von der Erde abtrete — krönte mit seiner wahrhaft geistigen Erfindung, die weit mehr leistete, denn er je mit seinen kühnsten Wünschen begehrt hatte. Er wollte bloß dem Volke helfen; aber seine Erfindung, in ihrer ganzen Ausdehnung genommen, hebt das Volk, hebt allen Unterschied zwischen diesem und einem gebildeten Stande auf, giebt statt der gesuchten Volkserziehung Nationalerziehung und hätte wohl das Vermögen, den Völkern und dem

ganzen Menschengeschlechte aus der Tiefe seines dermaligen Elends emporzuhelfen.

Dieser sein Grundbegriff steht in seinen Schriften mit vollkommner Klarheit und unverkennbarer Bestimmtheit da. Zuvörderst will er in Absicht der Form nicht die bisherige Willkür und das blinde Herumtappen, sondern er will eine feste und sicher berechnete Kunst der Erziehung, wie auch wir es wollen und wie deutsche Gründlichkeit es notwendig wollen muß; und er erzählt sehr unbefangen, wie eine französische Phrase, daß er nämlich die Erziehung mechanisieren wolle, ihm über diesen seinen Zweck aus dem Traume geholfen habe. In Absicht des Inhalts ist es der erste Schritt der von mir beschriebenen neuen Erziehung, daß sie die freie Geistesthätigkeit des Zöglings, sein Denken, in welchem späterhin die Welt seiner Liebe ihm aufgehen soll, anrege und bilde; mit diesem ersten Schritte beschäftigen sich Pestalozzis Schriften vorzüglich, und auf diesen Gegenstand geht unsre Prüfung seines Grundbegriffs zu allererst. In dieser Rücksicht ist nun desselben Tadel des bisherigen Unterrichts, daß derselbe den Schüler nur in Nebel und Schatten eingetaucht und denselben niemals zur wirklichen Wahrheit und Realität habe gelangen lassen, gleichbedeutend mit dem unsrigen, daß dieser Unterricht nicht vermocht habe, in das Leben einzugreifen, noch die Wurzel desselben zu bilden; und Pestalozzis dagegen vorgeschlagenes Hilfsmittel, den Zögling in die unmittelbare Anschauung einzuführen, ist gleichbedeutend mit dem unsrigen, die Geistesthätigkeit desselben zum Entwerfen von Bildern anzuregen und nur an diesem freien Bilden ihn lernen zu lassen alles, was er lernt; denn nur von dem Freientworfenen ist Anschauung möglich. Daß der Erfinder es wirklich also meint und keineswegs unter Anschauung jene blindtappende und betastende Wahrnehmung versteht, beweist die nachher angegebne Ausübung. Gleichfalls ganz richtig wird dieser Anregung der Anschauung des Zöglings durch die Erziehung das allgemeine und sehr tief eingreifende Gesetz gegeben, hierin mit dem Anfange und Fortschritte der zu entwickelnden Kräfte des Kindes genau Schritt zu halten.

Dagegen haben die gesamten Mißgriffe dieses Pestalozzischen Unterrichtsplans in Ausdrücken und Vorschlägen die eine gemeinschaftliche Quelle, daß der dürftige und begrenzte Zweck, auf welchen anfangs ausgegangen wurde, äußerst vernachlässigten Kindern aus dem Volke unter der Voraussetzung, daß das Ganze bliebe, so wie es ist, die notdürftigste Hilfe zu leisten, von einer Seite, und von der andern, das zu einem weit höhern Zwecke führende Mittel in Vermengung und Widerstreit miteinander geraten; und man wird vor allem Irrtume gesichert und erhält einen mit sich vollkommen übereinstimmenden Begriff, wenn man das erstere und alles, was aus dessen Beachtung gefolgt ist, fallen läßt und sich bloß an das letztere hält und es folgegemäß durchführt. Ohne Zweifel entstand lediglich aus dem Wunsche, jene Kinder der äußersten Armut so bald als möglich aus der Schule zum Broterwerb zu entlassen und dennoch sie mit einem Mittel zu versehen, wodurch sie den abgebrochnen Unterricht nachholen könnten, in Pestalozzis liebendem Gemüte die Überschätzung des Lesens und Schreibens, die Aufstellung dieser beinahe als Ziel und Gipfel des Volksunterrichts, sein unbefangner Glaube an die Aussage der abgelaufnen Jahrtausende, daß dieses die besten Hilfsmittel der Belehrung seien; da er ja außerdem gefunden haben würde, daß gerade dieses Lesen und Schreiben bisher die eigentlichen Werkzeuge gewesen, um die Menschen in Nebel und Schatten einzuhüllen und sie überklug zu machen: daher auch rühren ohne Zweifel mehrere andre mit seinem Grundsatze der unmittelbaren Anschauung im Widerspruche stehende Vorschläge und besonders seine durchaus irrige Ansicht der Sprache, als eines Mittels, unser Geschlecht von dunkler Anschauung zu deutlichen Begriffen zu erheben. Wir unsres Orts haben nicht von Erziehung des Volks im Gegensatze höherer Stände geredet, indem wir Volk in diesem Sinne, niedern und gemeinen Pöbel, gar nicht länger haben wollen, noch er für die deutschen Nationalangelegenheiten ferner ertragen werden kann, sondern wir haben von Nationalerziehung geredet. Soll es jemals zu dieser kommen, so muß der armselige Wunsch, daß die Erziehung doch ja recht bald vollendet sein und das Kind wieder hinter die Arbeit gestellt werden möge, gar nicht mehr zu Ohren

kommen, sondern sogleich an der Schwelle der Beratung über diese Angelegenheit abgelegt werden. Zwar wird meines Erachtens diese Erziehung nicht kostspielig sein, die Anstalten werden guten Teils sich selbst erhalten können, und es wird der Arbeit kein Eintrag geschehen; und ich werde meine Gedanken hierüber zu seiner Zeit darlegen: aber wenn dies auch nicht so wäre, so muß unbedingt und auf jede Gefahr der Zögling in der Erziehung so lange bleiben, bis sie vollendet ist und vollendet sein kann; jene halbe Erziehung ist um nichts besser, denn gar keine; sie läßt es eben beim Alten, und wenn man dies will, so erspare man sich lieber auch das Halbe und erkläre gleich von vornherein geradezu, daß man nicht wolle, daß der Menschheit geholfen werde. Unter jener Voraussetzung nun kann in der bloßen Nationalerziehung, so lange dieselbe dauert, Lesen und Schreiben zu nichts nützen, wohl aber kann es sehr schädlich werden, indem es von der unmittelbaren Anschauung zum bloßen Zeichen, und von der Aufmerksamkeit, die da weiß, daß sie nichts fasse, wenn sie es nicht jetzt und zur Stelle faßt, zur Zerstreutheit, die sich ihres Niederschreibens tröstet und irgend einmal vom Papiere lernen will, was sie wahrscheinlich nie lernen wird, und überhaupt zu der den Umgang mit Buchstaben so oft begleitenden Träumerei leichtlich verleiten könnte, so wie es dieses auch bisher gethan hat. Erst am völligen Schlusse der Erziehung, und als das letzte Geschenk derselben mit auf den Weg, könnten diese Künste mitgeteilt und der Zögling geleitet werden durch Zergliederung der Sprache, die er schon längst vollkommen besitzt, die Buchstaben zu erfinden und zu gebrauchen; was ihm bei der übrigen Bildung, die er schon erlangt hat, ein Spiel sein würde.

So in der bloßen und allgemeinen Nationalerziehung. Etwas andres ist es mit dem künftigen Gelehrten. Dieser soll einst nicht bloß über das Allgemeingeltende sich aussprechen, wie es ihm ums Herz ist, sondern er soll auch in einsamem Nachdenken die verborgene und ihm selber unbewußte eigentümliche Tiefe seines Gemüts in das Licht der Sprache erheben, und er muß darum früher an der Schrift das Werkzeug dieses einsamen und dennoch lauten Denkens in die Hände bekommen und bilden lernen; doch wird auch mit ihm weniger zu

eilen sein, als es bisher geschehen. Es wird dies zu seiner Zeit bei der Unterscheidung der bloßen Nationalerziehung von der gelehrten deutlicher erhellen.

In Gemäßheit dieser Ansicht ist alles, was der Erfinder über Schall und Wort, als Entwicklungsmittel der geistigen Kraft spricht, zu berichtigen und zu beschränken. In das Einzelne zu gehen, erlaubt mir nicht der Plan dieser Reden. Nur noch die folgende, tief in das Ganze greifende Bemerkung. Die Grundlage seiner Entwicklung aller Erkenntnis enthält sein Buch für Mütter, in dem er unter andern gar sehr auf häusliche Erziehung rechnet. Was zuvörderst diese, die häusliche Erziehung selbst anbelangt, so wollen wir zwar mit ihm keineswegs über die Hoffnungen, die er sich von den Müttern macht, streiten; was aber unsern höhern Begriff einer Nationalerziehung anbelangt, so sind wir fest überzeugt, daß diese, besonders bei den arbeitenden Ständen, im Hause der Eltern, und überhaupt ohne gänzliche Absonderung der Kinder von ihnen, durchaus weder angefangen, noch fortgesetzt oder vollendet werden kann. Der Druck, die Angst um das tägliche Auskommen, die kleinliche Genauigkeit und Gewinnsucht, die sich hierzu fügt, würde die Kinder notwendig anstecken, herabziehen und sie verhindern, einen freien Aufflug in die Welt des Gedankens zu nehmen. Dies ist auch eine der Voraussetzungen, die bei der Ausführung unsers Plans unbedingt ist und auf keine Weise zu erlassen. Was daraus wird, wenn die Menschheit im ganzen in jedem folgenden Zeitalter sich also wiederholt, wie sie im vorhergehenden war, haben wir nun zur Genüge ersehen; soll eine gänzliche Umbildung mit derselben vorgenommen werden, so muß sie einmal ganz losgerissen werden von sich selber, und ein trennender Einschnitt gemacht werden in ihr hergebrachtes Fortleben. Erst nachdem ein Geschlecht durch die neue Erziehung hindurch gegangen sein wird, wird sich beratschlagen lassen, welchen Teil von der Nationalerziehung man dem Hause anvertrauen wolle. — Dies nun abgerechnet, und das Pestalozzische Buch für die Mütter lediglich als erste Grundlage des Unterrichts betrachtet, ist auch der Inhalt desselben, der Körper des Kindes, ein vollkommner Mißgriff. Er geht von dem sehr richtigen Satze aus, der erste Gegenstand der

Erkenntnis des Kindes müsse das Kind selbst sein; aber ist denn der Körper des Kindes das Kind selbst? wäre, wenn es doch ein menschlicher Körper sein sollte, der Körper der Mutter ihm nicht weit näher und sichtbarer? und wie kann doch das Kind eine anschauliche Erkenntnis von seinem Körper bekommen, ohne zuerst gelernt zu haben, denselben zu gebrauchen? Jene Kenntnis ist keine Erkenntnis, sondern ein bloßes Auswendiglernen von willkürlichen Wortzeichen, das durch die Überschätzung des Redens herbeigeführt wird. Die wahre Grundlage des Unterrichts und der Erkenntnis wäre, um es in der Pestalozzischen Sprache zu bezeichnen, ein ABC der Empfindungen. Wie das Kind anfängt, Sprachtöne zu vernehmen und selbst notdürftig zu bilden, müßte es geleitet werden, sich vollkommen deutlich zu machen, ob es hungere oder schläfrig sei, ob es die mit dem oder dem Ausdrucke bezeichnete ihm gegenwärtige Empfindung sehe, oder ob es vielmehr dieselbe höre u. s. f., oder ob es wohl gar etwas bloß hinzudenke; wie die verschiedenen, durch besondere Wörter bezeichneten Eindrücke auf denselben Sinn, z. B. die Farben, die Schalle der verschiedenen Körper u. s. f. verschieden seien und in welchen Abstufungen; alles dies in richtiger und das Empfindungsvermögen selbst regelmäßig entwickelnder Folge. Hierdurch erhält das Kind erst ein Ich, das es im freien und besonnenen Begriffe absondert und mit demselben durchdringt, und gleich bei seinem Erwachen ins Leben wird dem Leben ein geistiges Auge eingesetzt, das von nun an wohl nicht wieder von demselben lassen wird. Hierdurch erhalten auch für die nachfolgenden Übungen der Anschauung die an sich leeren Formen des Maßes und der Zahl ihren deutlich erkannten innern Gehalt, der bei der Pestalozzischen Verfahrungsweise doch nur durch dunklen Hang und Zwang ihnen hinzugesetzt werden kann. Es kommt in den Pestalozzischen Schriften ein in dieser Rücksicht merkwürdiges Geständnis eines seiner Lehrer vor, der, in dieses Verfahren eingeweiht, anfing, nur noch ausgeleerte geometrische Körper zu erblicken. So müßte es allen Zöglingen dieses Verfahrens ergehen, wenn nicht unvermerkt die geistige Natur dagegen sicherte. Hier auch, bei diesem deutlichen Erfassen dessen, was eigentlich empfunden wird, ist der Ort, wo zwar nicht das

Sprachzeichen, aber das Reden selbst und das Bedürfnis, sich für andre auszusprechen, den Menschen bildet und ihn aus der Dunkelheit und Verworrenheit zur Klarheit und Bestimmtheit erhebt. Auf das zuerst zum Bewußtsein erwachende Kind dringen alle Eindrücke der dasselbe umgebenden Natur zugleich ein und vermischen sich zu einem dumpfen Chaos, in welchem nichts Einzelnes aus dem allgemeinen Gewühl hervorsteht. Wie soll es jemals herauskommen aus dieser Dumpfheit? Es bedarf der Hilfe andrer; es kann diese Hilfe auf keine andre Weise an sich bringen, denn dadurch, daß es sein Bedürfnis bestimmt ausspreche, mit den Unterscheidungen von ähnlichen Bedürfnissen, die schon in der Sprache niedergelegt sind. Es wird genötigt, nach Anleitung jener Unterscheidungen, mit Zurückziehung und Sammlung auf sich zu merken, das, was es wirklich fühlt, zu vergleichen und zu unterscheiden von anderm, das es wohl auch kennt, aber gegenwärtig nicht fühlt. Hierdurch sondert sich erst ab in ihm ein besonnenes und freies Ich. Diesen Weg nun, den Not und Natur mit uns anhebt, soll die Erziehung mit besonnener und freier Kunst fortsetzen.

Im Felde der objektiven Erkenntnis, die auf äußere Gegenstände geht, fügt die Bekanntschaft mit dem Wortzeichen der Deutlichkeit und Bestimmtheit der innern Erkenntnis für den Erkennenden selbst durchaus nichts hinzu, sondern sie erhebt dieselbe bloß in den völlig verschiedenen Kreis der Mitteilbarkeit für andre. Die Klarheit jener Erkenntnis beruht gänzlich auf der Anschauung, und dasjenige, was man nach Belieben in allen seinen Teilen, gerade so wie es wirklich ist, in der Einbildungskraft wieder erzeugen kann, ist vollkommen erkannt, ob man nun dazu ein Wort habe, oder nicht. Wir sind sogar der Überzeugung, daß jene Vollendung der Anschauung der Bekanntschaft mit dem Wortzeichen vorausgehen müsse, und daß der umgekehrte Weg gerade in jene Schatten- und Nebelwelt und zu dem frühen Maulbrauchen, welche beide Pestalozzi mit Recht so verhaßt sind, führe, ja daß der, der nur je eher je lieber das Wort wissen will, und der seine Erkenntnisse für vermehrt hält, sobald er es weiß, eben in jener Nebelwelt lebt und bloß um deren Erweiterung bekümmert ist. Des Erfinders Denkgebäude im ganzen

erfassend, glaube ich, daß es gerade dieses ABC der Empfindung war, was er als erste Grundlage der geistigen Entwicklung und als Inhalt seines Buchs der Mütter anstrebte, und was ihm dunkel bei allen seinen Äußerungen über die Sprache vorschwebte, und daß allein der Mangel an philosophischen Studien ihn verhinderte, in diesem Punkte sich selber vollkommen klar zu werden.

Diese Entwicklung nun des erkennenden Subjekts selbst, an der Empfindung, vorausgesetzt, und der Nationalerziehung, die wir beabsichtigen, als allererste Grundlage untergelegt, ist das Pestalozzische ABC der Anschauung, die Lehre von den Zahl- und Maßverhältnissen, die vollkommen zweckmäßige und vortreffliche Folge. An diese Anschauung kann ein beliebiger Teil der Sinnenwelt geknüpft werden, sie kann eingeführt werden in das Gebiet der Mathematik, so lange, bis an diesen Vorübungen der Zögling hinlänglich gebildet sei, um zur Entwerfung einer gesellschaftlichen Ordnung der Menschen und zur Liebe dieser Ordnung, als dem zweiten und wesentlichen Schritte seiner Bildung, angeführt zu werden.

Noch ist gleich beim ersten Teile der Erziehung ein andrer von Pestalozzi gleichfalls in Anregung gebrachter Gegenstand nicht zu übergehen: die Entwicklung der körperlichen Fertigkeit des Zöglings, die mit der geistigen notwendig Hand in Hand gehend fortschreiten muß. Er fordert ein ABC der Kunst, d. h. des körperlichen Könnens. Seine hervorstechendsten Äußerungen hierüber sind folgende: „Schlagen, Tragen, Werfen, Stoßen, Ziehen, Drehen, Ringen, Schwingen u. s. f. seien die einfachsten Übungen der Kraft. Es gebe eine naturgemäße Stufenfolge von den Anfängen in diesen Übungen bis zu ihrer vollendeten Kunst, d. i. bis zum höchsten Grade des Nerventaktes, der Schlag und Stoß, Schwung und Wurf in hundertfachen Abwechslungen sichre und Hand und Fuß gewiß mache.“ Alles kommt hierbei auf die naturgemäße Stufenfolge an, und es reicht nicht hin, daß man mit blinder Willkür hineingreife und irgend eine Übung einführe, damit doch von uns gesagt werden könne, wir hätten auch, etwa wie die Griechen, körperliche Erziehung. In dieser Rücksicht ist nun noch alles zu thun, denn Pestalozzi hat kein ABC der Kunst geliefert. Dieses müßte erst geliefert werden, und zwar bedarf es

dazu eines Mannes, der, in der Anatomie des menschlichen Körpers und in der wissenschaftlichen Mechanik auf gleiche Weise zu Hause, mit diesen Kenntnissen ein hohes Maß philosophischen Geistes verbände, und der auf diese Weise fähig wäre, in allseitiger Vollendung diejenige Maschine zu finden, zu der der menschliche Körper angelegt ist, und anzugeben, wie die Maschine allmählich, also, daß jeder Schritt in der einzig möglichen richtigen Folge geschähe, durch jeden alle künftigen vorbereitet und erleichtert und dabei die Gesundheit und Schönheit des Körpers und die Kraft des Geistes nicht nur nicht gefährdet, sondern sogar gestärkt und erhöht würde, wie, sage ich, auf diese Weise die Maschine aus jedem gesunden menschlichen Körper entwickelt werden könne. Die Unerläßlichkeit dieses Bestandteils für eine Erziehung, die den ganzen Menschen zu bilden verspricht, und die besonders für eine Nation sich bestimmt, welche ihre Selbständigkeit wieder herstellen und fernerhin erhalten soll, fällt ohne weitere Erinnerung in die Augen.

Was für nähere Bestimmung unsers Begriffs von deutscher Nationalerziehung noch ferner zu sagen ist, behalten wir der nächstkünftigen Rede vor.

5.

Vorbemerkung von Dr. Färber. — Die zehnte Rede bringt nähere Bestimmungen über die Nationalerziehung. Es wird erörtert, wie Erkenntnis mit Liebe und Nächstenliebe zu erwecken seien, ferner daß die sittliche Erziehung auf den Trieb nach Achtung zu gründen sei und zur Selbstbeherrschung führen müsse. Die Absonderung der Zöglinge ist notwendig zur Abwehr schlechter Einflüsse. Erziehung zur Arbeit und Gelehrtenerziehung werden später getrennt.

Die Anführung des Zöglings, zuerst seine Empfindungen, sodann seine Anschauungen sich klar zu machen, mit welcher eine folgegemäße Kunstbildung seines Körpers Hand in Hand gehen muß, ist der erste Hauptteil der neuen deutschen Nationalerziehung. Was die Bildung der Anschauung betrifft, haben wir eine zweckmäßige Anleitung von Pestalozzi; die noch ermangelnde zur Bildung des Empfindungsvermögens wird derselbe Mann und seine Mitarbeiter, die zur Lösung dieser Aufgabe zunächst berufen sind, leicht geben können. Eine

Anweisung zur folgegemäßen Ausbildung der körperlichen Kraft fehlt noch: es ist anzugeben, was zur Lösung dieser Aufgabe erfordert werde, und es ist zu hoffen, daß, wenn die Nation Begierde nach dieser Lösung bezeugen sollte, dieselbe sich finden werde. Dieser ganze Teil der Erziehung ist nur Mittel und Vorübung zu dem zweiten wesentlichen Teile derselben, der bürgerlichen und religiösen Erziehung. Was hierüber im allgemeinen zu sagen dermalen not thut, ist in unsrer zweiten und dritten Rede schon beigebracht, und wir haben in dieser Rücksicht nichts hinzuzusetzen. Eine bestimmte Anweisung zur Kunst dieser Erziehung zu geben, ist — immer wie sich versteht, in Beratung und Rücksprache mit der Pestalozzischen eigentlichen Erziehungskunst — die Sache derselben Philosophie, die eine deutsche Nationalerziehung überhaupt in Vorschlag bringt, und diese Philosophie wird, wenn nur erst das Bedürfnis einer solchen Ausübung des ersten Teils eintritt, nicht säumen, dieselbe zu liefern. Wie es möglich sein werde, daß jedweder Zögling, auch aus dem niedrigsten Stande geboren, indem der Stand der Geburt wahrhaftig keinen Unterschied in den Anlagen macht, den Unterricht über diese Gegenstände, der allerdings, wenn man so will, die allertiefste Metaphysik enthält und die Ausbeute der abgezogensten Spekulation ist, und welche zu fassen dermalen sogar Gelehrten und selbst spekulierenden Köpfen so unmöglich fällt, fassen und sogar leicht fassen werde; darüber ermüde man sich nur vorläufig nicht im Hin- und Herzweifeln; wenn man nur in Absicht der ersten Schritte folgen will, so wird dies späterhin die Erfahrung lehren. Nur darum, weil unsre Zeit überhaupt in der Welt der leeren Begriffe gefesselt und an keiner Stelle in die Welt der wahrhaftigen Realität und Anschauung hineingekommen ist, ist es ihr nicht zuzumuten, daß sie gerade bei der allerhöchsten und geistigsten Anschauung, und nachdem sie schon über alles Maß klug ist, das Anschauen anfange. Ihr muß die Philosophie zumuten, ihre bisherige Welt aufzugeben und eine ganz andre sich zu verschaffen, und es ist kein Wunder, wenn eine solche Zumutung ohne Erfolg bleibt. Der Zögling unsrer Erziehung aber ist gleich von Anbeginn an einheimisch geworden in der Welt der Anschauung und hat niemals eine andre gesehen; er

soll seine Welt nicht verändern, sondern sie nur steigern, und dies ergiebt sich von selbst. Jene Erziehung ist zugleich, wie wir schon oben darauf deuteten, die einzig mögliche Erziehung für Philosophie und das einzige Mittel, diese letztere allgemein zu machen.

Mit dieser bürgerlichen und religiösen Erziehung nun ist die Erziehung beschlossen und der Zögling zu entlassen, und so wären wir denn fürs erste in Absicht des Inhalts der vorgeschlagenen Erziehung im Reinen.

Es müsse niemals das Erkenntnisvermögen des Zöglings angeregt werden, ohne daß die Liebe für den erkannten Gegenstand es zugleich werde, indem außerdem die Erkenntnis tot, und ebenso niemals die Liebe, ohne daß sie der Erkenntnis klar werde, indem außerdem die Liebe blind bleibe, — ist einer der Hauptgrundsätze der von uns vorgeschlagenen Erziehung, mit welchem auch Pestalozzi seinem ganzen Denkgebäude zufolge einverstanden sein muß. Die Anregung und Entwicklung dieser Liebe nun knüpft sich an den folgegemäßen Lehrgang am Faden der Empfindung und der Anschauung von selbst und kommt ohne allen unsern Vorsatz oder Zuthun. Das Kind hat einen natürlichen Trieb nach Klarheit und Ordnung; dieser wird in jenem Lehrgange immerfort befriedigt und erfüllt so das Kind mit Freude und Lust; mitten in der Befriedigung aber wird er durch die neuen Dunkelheiten, die nun zum Vorschein kommen, wiederum angeregt und so ferner befriedigt, und so geht das Leben hin in Liebe und Lust am Lernen. Dies ist die Liebe, wodurch jeder einzelne an die Welt des Gedankens geknüpft wird, das Band der Sinnen- und Geisterwelt überhaupt. Durch diese Liebe entsteht, in dieser Erziehung sicher und berechnet, sowie bisher durch das Ungefähr bei wenigen vorzüglich begünstigten Köpfen, die leichte Entwicklung des Erkenntnisvermögens und die glückliche Bearbeitung der Felder der Wissenschaft.

Noch aber giebt es eine andre Liebe, diejenige, welche den Menschen an den Menschen bindet und alle einzelne zu einer einzigen Vernunftgemeinde der gleichen Gesinnung verbindet. Wie jene die Erkenntnis, so bildet diese das handelnde Leben und treibt an, das Erkannte in sich und andern darzustellen. Da es für unsern eigentlichen

Zweck wenig helfen würde, bloß die Gelehrtenerziehung zu verbessern und die von uns beabsichtigte Nationalerziehung zunächst nicht darauf ausgeht, Gelehrte, sondern eben Menschen zu bilden, so ist klar, daß neben jener ersten auch die Entwicklung der zweiten Liebe unerläßliche Pflicht dieser Erziehung ist.

Pestalozzi redet*) von diesem Gegenstande mit herzerhebender Begeisterung; dennoch aber müssen wir bekennen, daß alles dieses uns nicht im mindesten klar geschienen hat und am allerwenigsten so klar, daß es einer kunstmäßigen Entwicklung jener Liebe zur Grundlage dienen könne. Es ist darum nötig, daß wir unsre eignen Gedanken zu einer solchen Grundlage mitteilen.

Die gewöhnliche Annahme, daß der Mensch von Natur selbstsüchtig sei, und auch das Kind mit dieser Selbstsucht geboren werde, und daß es allein die Erziehung sei, die demselben eine sittliche Triebfeder einpflanze, gründet sich auf eine sehr oberflächliche Beobachtung und ist durchaus falsch. Da aus nichts sich nicht etwas machen läßt, die noch so weit fortgesetzte Entwicklung eines Grundtriebes aber ihn doch niemals zu dem Gegenteile von sich selbst machen kann; wie sollte doch die Erziehung vermögen, jemals Sittlichkeit in das Kind hineinzubringen, wenn diese nicht ursprünglich und vor aller Erziehung vorher in demselben wäre? So ist sie es denn auch wirklich in allen menschlichen Kindern, die zur Welt geboren werden; die Aufgabe ist bloß, die ursprünglichste und reinste Gestalt, in der sie zum Vorschein kommt, zu ergründen.

Durchgeführte Spekulation sowohl, als die gesamte Beobachtung stimmen überein, daß diese ursprünglichste und reinste Gestalt der Trieb nach Achtung sei, und daß diesem Triebe erst das Sittliche, als einzig möglicher Gegenstand der Achtung, das Rechte und Gute, die Wahrhaftigkeit, die Kraft der Selbstbeherrschung in der Erkenntnis aufgehe. Beim Kinde zeigt sich dieser Trieb zuerst als Trieb, auch geachtet zu werden von dem, was ihm die höchste Achtung einflößt; und es richtet sich dieser Trieb, zum sichern Beweise, daß

---

*) Ansichten, Erfahrungen und Mittel zur Beförderung einer der Menschennatur angemessenen Erziehungsweise. Leipzig 1807.

keineswegs aus der Selbstsucht die Liebe stamme, in der Regel weit stärker und entschiedener auf den ernstern, öfter abwesenden und nicht unmittelbar als Wohlthäter erscheinenden Vater, denn auf die mit ihrer Wohlthätigkeit stets gegenwärtige Mutter. Von diesem will das Kind bemerkt sein, es will seinen Beifall haben; nur inwiefern dieser mit ihm zufrieden ist, ist es selbst mit sich zufrieden: dies ist die natürliche Liebe des Kindes zum Vater; keineswegs als zum Pfleger seines sinnlichen Wohlseins, sondern als zu dem Spiegel, aus welchem ihm sein eigner Wert oder Unwert entgegenstrahlt; an diese Liebe kann nun der Vater selbst schweren Gehorsam und jede Selbstverleugnung leicht anknüpfen; für den Lohn seines herzlichen Beifalls gehorcht es mit Freuden. Wiederum ist dies die Liebe, die es vom Vater begehrt, daß dieser bemerke sein Bestreben, gut zu sein und es anerkenne, daß er sich merken lasse, es mache ihm Freude, wenn er billigen könne, und thue ihm herzlich wehe, wenn er mißbilligen müsse, er wünsche nichts mehr, als immer mit demselben zufrieden sein zu können, und alle seine Forderungen an dasselbe haben nur die Absicht, das Kind selbst immer besser und achtungswürdiger zu machen; deren Anblick wiederum die Liebe des Kindes fortdauernd belebt und verstärkt und ihm zu allen seinen fernern Bestrebungen neue Kraft giebt. Dagegen wird diese Liebe ertötet durch Nichtbeachtung oder anhaltendes unbilliges Verkennen; ganz besonders aber erzeugt es sogar Haß, wenn man in der Behandlung desselben Eigennützigkeit blicken läßt und z. B. einen durch Unvorsichtigkeit desselben verursachten Verlust als ein Hauptverbrechen behandelt. Es sieht sich sodann als ein bloßes Werkzeug betrachtet, und dies empört sein zwar dunkles, aber dennoch nicht abwesendes Gefühl, daß es durch sich selbst einen Wert haben müsse.

Um dies in einem Beispiele zu belegen. Was ist es doch, das dem Schmerze der Züchtigung beim Kinde noch die Scham hinzufügt, und was ist diese Scham? Offenbar ist sie das Gefühl der Selbstverachtung, die es sich zufügen muß, da ihm das Mißfallen seiner Eltern und Erzieher bezeugt wird. Daher denn auch in einem Zusammenhange, wo die Bestrafung von keiner Scham begleitet wird, es mit der Erziehung zu Ende ist; die Bestrafung erscheint

dann als eine Gewaltthätigkeit, über die der Zögling mit hohem Sinne sich hinwegsetzt und ihrer spottet.

Dies ist also das Band, was die Menschen zur Einheit des Sinnes verknüpft und dessen Entwicklung ein Hauptbestandteil der Erziehung zum Menschen ist, — keineswegs sinnliche Liebe, sondern Trieb zu gegenseitiger Achtung. Dieser Trieb gestaltet sich auf eine doppelte Weise: im Kinde, ausgehend von unbedingter Achtung für die erwachsene Menschheit außer sich, zu dem Triebe, von dieser geachtet zu werden, und an ihrer wirklichen Achtung, als seinem Maßstabe, abzunehmen, inwiefern es auch selbst sich achten dürfe. Dieses Vertrauen auf einen fremden und außer uns befindlichen Maßstab der Selbstachtung ist auch der eigentümliche Grundzug der Kindheit und Unmündigkeit, auf dessen Vorhandensein ganz allein die Möglichkeit aller Belehrung und aller Erziehung der nachwachsenden Jugend zu vollendeten Menschen sich gründet. Der mündige Mensch hat den Maßstab seiner Selbstschätzung in ihm selber und will von andern geachtet sein, nur inwiefern sie selbst erst seiner Achtung sich würdig gemacht haben; und bei ihm nimmt dieser Trieb die Gestalt des Verlangens an, andre achten zu können und Achtungswürdiges außer sich hervorzubringen. Wenn es nicht einen solchen Grundtrieb im Menschen gäbe, woher käme doch die Erscheinung, daß es dem auch nur erträglich guten Menschen wehe thut, die Menschen schlechter zu finden, als er sie sich dachte, und daß es ihn tief schmerzt, sie verachten zu müssen; da es ja der Selbstsucht im Gegenteile wohl thun müßte, über andre sich hochmütig erheben zu können? Diesen letzten Grundzug der Mündigkeit nun soll der Erzieher darstellen, sowie auf den ersten bei dem Zöglinge sicher zu rechnen ist. Der Zweck der Erziehung in dieser Rücksicht ist es eben, die Mündigkeit in dem von uns angegebenen Sinne hervorzubringen, und nur, nachdem dieser Zweck erreicht ist, ist die Erziehung wirklich vollendet und zu Ende gebracht. Bisher sind viele Menschen ihr ganzes Leben hindurch Kinder geblieben: diejenigen, welche zu ihrer Zufriedenheit des Beifalls der Umgebung bedurften und nichts Rechtes geleistet zu haben glaubten, als wenn sie dieser gefielen. Ihnen hat man entgegengesetzt, als starke und

kräftige Charaktere, die wenigen, die über fremdes Urteil sich zu erheben und sich selbst zu genügen vermochten, und hat diese in der Regel gehaßt, indes man jene zwar nicht achtete, aber dennoch sie liebenswürdig fand.

Die Grundlage aller sittlichen Erziehung ist es, daß man wisse, es sei ein solcher Trieb im Kinde, und ihn festiglich voraussetze, sodann, daß man ihn in seiner Erscheinung erkenne und ihn durch zweckmäßige Aufregung und Darreichung eines Stoffs, woran er sich befriedige, allmählich immer mehr entwickle. Die allererste Regel ist, daß man ihn auf den ihm allein angemeßnen Gegenstand richte, auf das Sittliche, keineswegs aber etwa in einem ihm fremdartigen Stoffe ihn abfinde. Das Lernen z. B. führt seinen Reiz und seine Belohnung in sich selber; höchstens könnte angestrengter Fleiß als eine Übung der Selbstüberwindung Beifall verdienen; aber dieser freie und über die Forderung hinausgehende Fleiß wird wenigstens in der bloßen, allgemeinen Nationalerziehung kaum eine Stelle finden. Daß daher der Zögling lerne, was er soll, muß betrachtet werden als etwas, das sich eben von selbst versteht und wovon nicht weiter geredet wird; selbst das schnellere und bessere Lernen des fähigern Kopfes muß betrachtet werden eben als ein bloßes Naturereignis, das ihm selber zu keinem Lobe oder Auszeichnung dient, am allerwenigsten aber andre Mängel verdeckt. Nur im Sittlichen soll diesem Trieb sein Wirkungskreis angewiesen werden; aber die Wurzel aller Sittlichkeit ist die Selbstbeherrschung, die Selbstüberwindung, die Unterordnung seiner selbstsüchtigen Triebe unter den Begriff des Ganzen. Nur durch diese, und schlechthin durch nichts anders, sei es dem Zöglinge möglich, den Beifall des Erziehers zu erhalten, dessen für seine eigne Zufriedenheit zu bedürfen er von seiner geistigen Natur angewiesen und durch die Erziehung gewöhnt ist. Es giebt, wie wir schon in unsrer zweiten Rede erinnert haben, zwei sehr verschiedene Weisen jener Unterordnung des persönlichen Selbst unter das Ganze. Zuvörderst diejenige, die schlechthin sein muß und keinem in irgend einem Stücke erlassen werden kann, die Unterwerfung unter das um der bloßen Ordnung des Ganzen willen entworfene Gesetz der Verfassung. Wer gegen dieses sich nicht vergeht, den trifft nur nicht

Mißfallen, keineswegs aber wird ihm Beifall zu teil; sowie den, der sich dagegen verginge, wirkliches Mißfallen und Tadel treffen würde, der da, wo öffentlich gefehlt worden, auch öffentlich ergehen müßte und, wo er fruchtlos bliebe, sogar durch hinzugefügte Strafe geschärft werden könnte. Sodann giebt es eine Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze, die nicht gefordert, sondern nur freiwillig geleistet werden kann: daß man durch eigne Aufopferung den Wohlstand desselben steigere und vermehre. Um das Verhältnis der bloßen Gesetzmäßigkeit und dieser höhern Tugend zu einander den Zöglingen gleich von Jugend auf recht einzuprägen, wird es zweckmäßig sein, nur demjenigen, gegen den einen gewissen Zeitraum hindurch in der ersten Rücksicht keine Klage gewesen, solche freiwillige Aufopferungen gleichsam als den Lohn der Gesetzmäßigkeit zu gestatten, dem aber, der in Regelmäßigkeit und Ordnung seiner selbst noch nicht ganz sicher ist, die Erlaubnis dazu zu versagen. Die Gegenstände solcher freiwilligen Leistungen sind im allgemeinen schon oben angezeigt und werden tiefer unten sich noch näher ergeben. Dieser Art der Aufopferung werde zu teil thätige Billigung, wirkliche Anerkennung ihrer Verdienstlichkeit, keineswegs zwar öffentlich als Lob, was das Gemüt verderben und eitel machen und es von der Selbständigkeit ableiten könnte, sondern im geheimen und mit dem Zögling allein. Diese Anerkennung soll nichts mehr sein, als das eigne, dem Zöglinge auch äußerlich dargestellte gute Gewissen desselben und die Bestätigung seiner Zufriedenheit mit sich selbst, seiner Selbstachtung und die Ermunterung, sich auch ferner zu vertrauen. Die hierbei beabsichtigten Vorteile würde folgende Einrichtung vortrefflich befördern. Wo mehrere Erzieher und Erzieherinnen sind, wie wir denn dies als die Regel voraussetzen, da wähle jedes Kind frei, und sowie sein Vertrauen und sein Gefühl dasselbe treibt, einen darunter zum besondern Freunde und gleichsam Gewissensrate. Bei diesem suche es Rat in allen Fällen, wo es ihm schwer wird, recht zu thun; er helfe ihm durch freundliche Zusprache nach; er sei der Vertraute der freiwilligen Leistungen, die es übernimmt; und er sei endlich derjenige, der das Treffliche mit seinem Beifalle krönt. In den Personen dieser Gewissensräte nun müßte die Erziehung, jedem

einzelnen nach seiner Weise, folgegemäß zu immer größerer Stärke in der Selbstüberwindung und Selbstbeherrschung emporhelfen; und so wird allmählich Festigkeit und Selbständigkeit entstehen, durch deren Erzeugung die Erziehung sich selbst abschließt und für die Zukunft aufhebt. Durch eignes Thun und Handeln schließt sich uns am klarsten der Umfang der sittlichen Welt auf, und wem sie also aufgegangen ist, dem ist sie wahrhaftig aufgegangen. Ein solcher weiß nun selbst, was in ihr enthalten ist, und bedarf keines fremden Zeugnisses mehr über sich, sondern vermag es, selbst ein richtiges Gericht über sich zu halten, und ist von nun an mündig.

Wir haben durch das soeben Gesagte eine Lücke, die in unserm bisherigen Vortrage blieb, geschlossen, und unsern Vorschlag erst wahrhaftig ausführbar gemacht. Das Wohlgefallen am Rechten und Guten um seiner selbst willen soll durch die neue Erziehung an die Stelle der bisher gebrauchten sinnlichen Hoffnung oder Furcht gesetzt werden, und dieses Wohlgefallen soll, als einzig vorhandene Triebfeder, alles künftige Leben in Bewegung setzen: dies ist die Hauptsache unsers Vorschlags. Die erste hierbei sich aufdringende Frage ist: aber, wie soll denn nun jenes Wohlgefallen selbst erzeugt werden? Erzeugt werden, im eigentlichen Sinne des Wortes, kann es nun wohl nicht; denn der Mensch vermag nicht aus nichts etwas zu machen. Es muß, wenn unser Vorschlag irgend ausführbar sein soll, dieses Wohlgefallen ursprünglich vorhanden sein, und schlechthin in allen Menschen ohne Ausnahme vorhanden sein und ihnen angeboren werden. So verhält es sich denn auch wirklich. Das Kind ohne alle Ausnahme will recht und gut sein, keineswegs will es so wie ein junges Tier bloß wohl sein. Die Liebe ist der Grundbestandteil des Menschen; diese ist da, so wie der Mensch da ist, ganz und vollendet, und es kann ihr nichts hinzugefügt werden; denn diese liegt hinaus über die fortwachsende Erscheinung des sinnlichen Lebens und ist unabhängig von ihm. Nur die Erkenntnis ist es, woran sich dieses sinnliche Leben knüpft, und welche mit demselben entsteht und fortwächst. Diese entwickelt sich nur langsam und allmählich, im Fortlaufe der Zeit. Wie soll nun, so lange, bis ein geordnetes Ganzes von Begriffen des Rechten und Guten entstehe, an

welches das treibende Wohlgefallen sich knüpfen könne, jene angeborne Liebe über die Zeiten der Unwissenheit hinwegkommen, sich entwickeln und üben? Die vernünftige Natur hat ohne alles unser Zuthun der Schwierigkeit abgeholfen. Das dem Kinde in seinem Innern abgehende Bewußtsein stellt sich ihm äußerlich und verkörpert dar an dem Urteile der erwachsenen Welt. Bis in ihm selbst ein verständiger Richter sich entwickle, wird es durch einen Naturtrieb an diese verwiesen, und so ihm ein Gewissen außer ihm gegeben, bis in ihm selber sich eins erzeuge. Diese bis jetzt wenig bekannte Wahrheit soll die neue Erziehung anerkennen, und sie soll die ohne ihr Zuthun vorhandene Liebe auf das Rechte leiten. Bis jetzt ist in der Regel diese Unbefangenheit und diese kindliche Gläubigkeit der Unmündigen an die höhere Vollkommenheit der Erwachsenen zum Verderben derselben gebraucht worden; ihre Unschuld gerade und ihr natürlicher Glauben an uns machte es uns möglich, ihnen statt des Guten, das sie innerlich wollten, unsere Verderbnis, die sie verabscheut haben würden, wenn sie sie zu erkennen vermocht hätten, einzupflanzen, noch ehe sie Gutes und Böses unterscheiden konnten.

Dies ist eben die allergrößte Vergehung, die unsrer Zeit zur Last fällt, und es wird hierdurch auch die täglich sich darbietende Erscheinung erklärt, daß in der Regel der Mensch um so schlechter, selbstsüchtiger, für alle guten Neigungen erstorbener und zu jedem rechten Werke untauglicher wird, je mehr Jahre er zählt, und um je weiter daher er sich von den ersten Tagen seiner Unschuld, die fürs erste noch immer in einigen Ahnungen des Guten leise nachklingen, entfernt hat; es wird dadurch ferner bewiesen, daß das gegenwärtige Geschlecht, wenn es nicht einen durchaus trennenden Abschnitt in sein Fortleben macht, eine noch verdorbenere Nachkommenschaft, und diese eine abermals verdorbenere notwendig hinterlassen werde. Von solchen sagt ein verehrungswürdiger Lehrer des Menschengeschlechts mit treffender Wahrheit, daß es besser sei, wenn ihnen beizeiten ein Mühlstein an den Hals gehängt würde und sie ersäufet würden im Meere, da wo es am tiefsten ist. Es ist eine abgeschmackte Verleumdung der menschlichen Natur, daß der Mensch als Sünder geboren werde; wäre dies wahr, wie könnte doch jemals

an ihn auch nur ein Begriff von Sünde kommen, der ja nur im Gegensatze mit einer Nichtsünde möglich ist? Er lebt sich zum Sünder, und das bisherige menschliche Leben war in der Regel eine im steigenden Fortschritte begriffene Entwicklung der Sündhaftigkeit.

Das Gesagte zeigt in einem neuen Lichte die Notwendigkeit, ohne Verzug Anstalt zu einer wirklichen Erziehung zu machen. Könnte nur die nachwachsende Jugend ohne alle Berührung mit den Erwachsenen und völlig ohne Erziehung aufwachsen, so möchte man ja immer den Versuch machen, was sich hieraus ergeben würde. Aber wenn wir sie auch nur in unsrer Gesellschaft lassen, macht ihre Erziehung ohne allen unsern Wunsch oder Willen sich von selbst; sie selbst erziehen sich an uns: unsre Weise zu sein dringt sich ihnen auf als ihr Muster, sie eifern uns nach, auch ohne daß wir es verlangen, und sie begehren nichts anders, denn also zu werden, wie wir sind. Nun aber sind wir in der Regel und nach der großen Mehrheit genommen durchaus verkehrt, teils ohne es zu wissen, und indem wir selbst, ebenso unbefangen wie unsre Kinder, unsre Verkehrtheit für das Rechte halten; oder, wenn wir es auch wüßten, wie vermöchten wir doch in der Gesellschaft unsrer Kinder plötzlich das, was ein langes Leben uns zur zweiten Natur gemacht hat, abzulegen und unsern ganzen alten Sinn und Geist mit einem neuen zu vertauschen? In der Berührung mit uns müssen sie verderben, dies ist unvermeidlich; haben wir einen Funken Liebe für sie, so müssen wir sie entfernen aus unserm verpestenden Dunstkreise und einen reinern Aufenthalt für sie errichten. Wir müssen sie in die Gesellschaft von Männern bringen, welche, wie es auch übrigens um sie stehen möge, dennoch durch anhaltende Übung und Gewöhnung wenigstens die Fertigkeit sich erworben haben, sich zu besinnen, daß Kinder sie beobachten, und das Vermögen, wenigstens so lange sich zusammenzunehmen, und die Kenntnis, wie man vor Kindern erscheinen muß; wir müssen aus dieser Gesellschaft in die unsrige sie nicht eher wieder zurücklassen, bis sie unser ganzes Verderben gehörig verabscheuen gelernt haben und vor aller Ansteckung dadurch völlig gesichert sind.

Soviel haben wir über die Erziehung der Sittlichkeit im allgemeinen hier beizubringen für nötig erachtet.

Daß die Kinder in gänzlicher Absonderung von den Erwachsenen mit ihren Lehrern und Vorstehern allein zusammenleben sollen, ist mehrmals erinnert. Es versteht sich ohne unser besonderes Bemerken, daß beiden Geschlechtern diese Erziehung auf dieselbe Weise zu teil werden müsse. Eine Absonderung dieser Geschlechter in besondere Anstalten für Knaben und Mädchen würde zweckwidrig sein und mehrere Hauptstücke der Erziehung zum vollkommnen Menschen aufheben. Die Gegenstände des Unterrichts sind für beide Geschlechter gleich; der in den Arbeiten stattfindende Unterschied kann auch bei Gemeinschaftlichkeit der übrigen Erziehung leicht beobachtet werden. Die kleinere Gesellschaft, in der sie zu Menschen gebildet werden, muß, ebenso wie die größere, in die sie einst als vollendete Menschen eintreten sollen, aus einer Vereinigung beider Geschlechter bestehen; beide müssen erst gegenseitig ineinander die gemeinsame Menschheit anerkennen und lieben lernen und Freunde haben und Freundinnen, ehe sich ihre Aufmerksamkeit auf den Geschlechtsunterschied richtet und sie Gatten und Gattinnen werden. Auch muß das Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander im ganzen, starkmütiger Schutz von der einen, liebevoller Beistand von der andern Seite, in der Erziehungsanstalt dargestellt und in den Zöglingen gebildet werden.

Wenn es zur Ausführung unsers Vorschlags kommen sollte, würde das erste Geschäft sein, ein Gesetz für die innere Verfassung dieser Erziehungsanstalten zu entwerfen. Wenn der von uns aufgestellte Grundbegriff nur gehörig durchgedrungen ist, so ist dies eine sehr leichte Arbeit, und wir wollen uns hier dabei nicht aufhalten.

Ein Haupterfordernis dieser neuen Nationalerziehung ist es, daß in ihr Lernen und Arbeiten vereinigt sei, daß die Anstalt durch sich selbst sich zu erhalten den Zöglingen wenigstens scheine, und daß jeder in dem Bewußtsein erhalten werde, zu diesem Zwecke nach aller seiner Kraft beizutragen. Dies wird, durchaus noch ohne alle Beziehung auf den Zweck der äußern Ausführbarkeit und der Sparsamkeit hierbei, die man unserm Vorschlage ohne Zweifel zumuten wird, schon unmittelbar durch die Aufgabe der Erziehung selbst gefordert;

teils darum, weil alle, die bloß durch die allgemeine National- erziehung hindurchgehen, zu den arbeitenden Ständen bestimmt sind, und zu deren Erziehung die Bildung zum tüchtigen Arbeiter ohne Zweifel gehört; besonders aber darum, weil das gegründete Ver- trauen, daß man sich stets durch eigne Kraft werde durch die Welt bringen können und für seinen Unterhalt keiner fremden Wohlthätig- keit bedürfe, zur persönlichen Selbständigkeit des Menschen gehört, und die sittliche weit mehr, als man bis jetzt zu glauben scheint, be- dingt. Diese Bildung würde einen andern, bis jetzt auch in der Regel dem blinden Ungefähr preisgegebenen Teil der Erziehung abgeben, den man die wirtschaftliche Erziehung nennen könnte, und der keineswegs aus der dürftigen und beschränkten Ansicht, über welche einige unter Benennung der Ökonomie spotten, sondern aus dem höhern sittlichen Standpunkte angesehen werden muß. Unsre Zeit stellt es oft als einen über alle Gegenrede erhabenen Grundsatz auf, daß man eben schmeicheln, kriechen, sich zu allem gebrauchen lassen müsse, wenn man leben wolle, und daß es auf keine andre Weise angehe. Sie besinnt sich nicht, daß, wenn man sie auch mit dem heroischen, aber durchaus wahren Gegenspruche verschonen wollte, daß wenn es so ist, sie eben nicht leben, sondern sterben solle, noch die Bemerkung übrig bleibt, daß sie hätte lernen sollen, mit Ehren leben zu können. Man erkundige sich nur näher nach den Personen, die durch ehrloses Betragen sich auszeichnen; immer wird man finden, daß sie nicht arbeiten gelernt haben, oder die Arbeit scheuen, und daß sie noch überdies üble Wirtschafter sind. Darum soll der Zög- ling unsrer Erziehung an Arbeitsamkeit gewöhnt werden, damit er der Versuchung zur Unredlichkeit durch Nahrungssorgen überhoben sei, und tief und als allererster Grundsatz der Ehre soll es in sein Gemüt geprägt werden, daß es schändlich sei, seinen Lebensunterhalt einem andern, denn seiner Arbeit verdanken zu wollen.

Pestalozzi will während des Lernens zugleich allerlei Hand- arbeiten treiben lassen. Indem wir die Möglichkeit dieser Vereinigung unter der von ihm angegebenen Bedingung, daß das Kind die Hand- arbeit schon vollkommen fertig könne, nicht leugnen wollen, scheint uns dennoch dieser Vorschlag aus der Dürftigkeit des ersten Zwecks

hervorzugehen. Der Unterricht muß meines Erachtens als so heilig und ehrwürdig dargestellt werden, daß er der ganzen Aufmerksamkeit und Sammlung bedürfe, und nicht neben einem andern Geschäfte empfangen werden könne. Sollen in Jahreszeiten, welche die Zöglinge ohnedies im Zimmer einschließen, in den Arbeitsstunden dergleichen Arbeiten, als da ist Stricken, Spinnen und dergleichen getrieben werden, so wird es, damit der Geist in Thätigkeit bleibe, sehr zweckmäßig sein, gemeinschaftliche Geistesübungen unter Aufsicht damit zu verknüpfen; dennoch ist jetzt die Arbeit die Hauptsache, und diese Übungen sind nicht zu betrachten als Unterricht, sondern bloß als ein erheiterndes Spiel.

Alle Arbeiten dieser niedern Art müssen überhaupt nur als Nebensache, keineswegs als die Hauptarbeit vorgestellt werden. Diese Hauptarbeit ist die Ausübung des Acker- und Gartenbaues, der Viehzucht und derjenigen Handwerke, deren sie in ihrem kleinen Staate bedürfen. Es versteht sich, daß der Anteil hieran, der einem zugemutet wird, mit der körperlichen Kraft seines Alters in Gleichgewicht zu bringen und die abgehende Kraft durch neu zu erfindende Maschinen und Werkzeuge zu ersetzen ist. Die Hauptrücksicht hierbei ist die, daß sie so weit möglich in seinen Gründen verstehen müssen, was sie treiben, daß sie die zu ihren Geschäften nötigen Kenntnisse von der Erzeugung der Pflanzen, von den Eigenschaften und Bedürfnissen des tierischen Körpers, von den Gesetzen der Mechanik schon erhalten haben. Auf diese Art wird teils ihre Erziehung schon ein folgegemäßer Unterricht über die Gewerbe, die sie künftig zu treiben haben, und es wird der denkende und verständige Landwirt in unmittelbarer Anschauung gebildet, teils wird schon jetzt ihre mechanische Arbeit veredelt und vergeistigt, sie ist in eben dem Grade Beleg in der freien Anschauung dessen, was sie begriffen haben, als sie Arbeit um den Unterhalt ist, und auch in Gesellschaft mit dem Tiere und der Erdscholle bleiben sie dennoch im Umkreise der geistigen Welt und sinken nicht herab zu den letztern.

Das Grundgesetz dieses kleinen Wirtschaftsstaates sei dieses, daß in ihm kein Artikel zu Speise, Kleidung u. s. w., noch so weit dies möglich ist irgend ein Werkzeug gebraucht werden dürfe, das nicht

in ihm selbst erzeugt und verfertigt sei. Bedarf die Haushaltung einer Unterstützung von außen, so werden ihr die Gegenstände in Natur, aber keine andrer Art, als die sie auch selbst hat, gereicht, und zwar ohne daß die Zöglinge erfahren, daß ihre eigne Ausbeute vermehrt worden, oder daß sie, wo das letztere zweckmäßig ist, es nur als Darlehen erhalten und es zu bestimmter Zeit wieder zurückerstatten. Für diese Selbständigkeit und Selbstgenügsamkeit des Ganzen arbeite nun jeder einzelne aus aller seiner Kraft, ohne daß er doch mit demselben abrechne oder für sich auf irgend ein Eigentum Anspruch mache. Jeder wisse, daß er sich dem Ganzen ganz schuldig ist, und genieße nur oder darbe, wenn es sich so fügt, mit dem Ganzen. Dadurch wird die ehrgemäße Selbständigkeit des Staats und der Familie, in die er einst treten soll, und das Verhältnis ihrer einzelnen Glieder zu ihnen, der lebendigen Anschauung dargestellt und wurzelt unaustilgbar in sein Gemüt ein.

Hier, bei dieser Anführung zur mechanischen Arbeit ist der Ort, wo die in der allgemeinen Nationalerziehung liegende und auf sie gestützte Gelehrtenerziehung von der ersten sich absondert und wo von derselben zu sprechen ist. Die in der allgemeinen Nationalerziehung liegende Gelehrtenerziehung, habe ich gesagt. Ob es nicht auch fernerhin jedem, der eignes Vermögen genug zu haben glaubt, um zu studieren, oder der sich aus irgend einem Grunde zu den bisherigen höhern Ständen rechnet, freistehen werde, den bisher üblichen Weg der Gelehrtenerziehung zu beschreiten, lasse ich dahingestellt sein: wie, wenn es nur einmal zur Nationalerziehung kommen sollte, die Mehrheit dieser Gelehrten, ich will nicht sagen gegen den in der neuen Schule gebildeten Gelehrten, sondern sogar gegen den aus ihr hervorgehenden gemeinen Mann, mit ihrer erkauften Gelehrsamkeit bestehen werde, wird die Erfahrung lehren; ich aber will jetzt nicht davon, sondern von der Gelehrtenerziehung in der neuen Weise reden.

In den Grundsätzen derselben muß auch der künftige Gelehrte durch die allgemeine Nationalerziehung hindurchgegangen sein und den ersten Teil derselben, die Entwicklung der Erkenntnis an Empfindung, Anschauung und dem, was an die letztere geknüpft wird,

vollständig und klar erhalten haben. Nur dem Knaben, der eine vorzügliche Gabe zum Lernen und eine hervorstechende Hinneigung nach der Welt der Begriffe zeigt, kann die neue Nationalerziehung erlauben, diesen Stand zu ergreifen; jedem aber, der diese Eigenschaften zeigt, wird sie es ohne Ausnahme und ohne Rücksicht auf einen vorgeblichen Unterschied der Geburt erlauben müssen; denn der Gelehrte ist es keineswegs zu seiner eignen Bequemlichkeit, und jedes Talent dazu ist ein schätzbares Eigentum der Nation, das ihr nicht entrissen werden darf.

Der Ungelehrte ist bestimmt, das Menschengeschlecht auf dem Standpunkte der Ausbildung, die es errungen hat, durch sich selbst zu erhalten, der Gelehrte, nach einem klaren Begriffe und mit besonnener Kunst, dasselbe weiter zu bringen. Der letztere muß mit seinem Begriffe der Gegenwart immer voraus sein, die Zukunft erfassen und dieselbe in die Gegenwart zu künftiger Entwicklung hineinzupflanzen vermögen. Dazu bedarf es einer klaren Übersicht des bisherigen Weltzustandes, einer freien Fertigkeit im reinen und von der Erscheinung unabhängigen Denken, und, damit er sich mitteilen könne, des Besitzes der Sprache bis in ihre lebendige und schöpferische Wurzel hinein. Alles dieses erfordert geistige Selbstthätigkeit ohne alle fremde Leitung und einsames Nachdenken, in welchem darum der künftige Gelehrte von der Stunde an, da sein Beruf entschieden ist, geübt werden muß, keineswegs bloß wie beim Ungelehrten ein Denken unter dem Auge des stets gegenwärtigen Lehrers; es erfordert eine Menge Hilfskenntnisse, die dem Ungelehrten für seine Bestimmung durchaus unbrauchbar sind. Die Arbeit des Gelehrten und das Tagwerk seines Lebens wird eben jenes einsame Nachdenken sein; zu dieser Arbeit ist er nun sogleich anzuführen, die andre mechanische Arbeit ihm dagegen zu erlassen. Indes also die Erziehung des künftigen Gelehrten zum Menschen überhaupt mit der allgemeinen Nationalerziehung wie bisher fortginge, und er dem dahin einschlagenden Unterricht mit allen übrigen beiwohnte, würden ihm nur diejenigen Stunden, die für die andern Arbeitsstunden sind, gleichfalls zu Lehrstunden gemacht werden müssen in demjenigen, was sein einstiger Beruf eigentümlich erfordert, und dieses wäre der

ganze Unterschied. Die allgemeinen Kenntnisse des Ackerbaues, andrer mechanischen Künste und der Handgriffe dabei, die schon dem bloßen Menschen zuzumuten sind, wird er ohne Zweifel schon bei seinem Durchgange durch die erste Klasse gelernt haben, oder diese Kenntnisse wären, falls dies nicht der Fall sein sollte, nachzuholen. Daß er weit weniger denn irgend ein andrer von den eingeführten körperlichen Übungen losgesprochen werden könne, versteht sich von selbst. Die besondern Lehrgegenstände aber, die in den gelehrten Unterricht fallen würden, sowie den dabei zu beobachtenden Lehrgang noch anzugeben, liegt außerhalb des Plans dieser Reden.

6.

Vorbemerkung von Dr. Färber. — In der nachstehenden elften Rede erörtert Fichte die praktische Ausführung der vorgeschlagenen Nationalerziehung. Er hält dazu in erster Linie den Staat berufen, wünscht aber, daß Privatmänner die Sache in die Hand nehmen, wenn der Staat zögert. Lehrer liefert die Pestalozzische Schule; auch werden Kandidaten, die von der Universität kommen, aufgefordert, sich dieser Erziehung zu widmen; endlich werden die Erziehungsanstalten selbst auf Ausbildung von Lehrern Bedacht nehmen.

Der Plan der neuen deutschen Nationalerziehung ist für unsern Zweck hinreichend dargelegt. Die nächste Frage, die sich nun aufdringt, ist die: wer soll sich an die Spitze der Ausführung dieses Plans stellen, auf wen ist dabei zu rechnen, und auf wen haben wir gerechnet?

Wir haben diese Erzählung als die höchste und dermalen sich einzig aufdringende Angelegenheit der deutschen Vaterlandsliebe aufgestellt, und wollen an diesem Bande die Verbesserung und Umschaffung des gesamten Menschengeschlechts zuerst in die Welt einführen. Jene Vaterlandsliebe aber soll zunächst den deutschen Staat, allenthalben wo Deutsche regiert werden, begeistern und den Vorsitz haben, und die treibende Kraft sein bei allen seinen Beschlüssen. Der Staat also wäre es, auf welchen wir zuerst unsre erwartenden Blicke zu richten hätten.

Wird dieser unsre Hoffnungen erfüllen? Welches sind die Erwartungen, die wir, immer wie sich versteht, auf keinen besondern

Staat, sondern auf ganz Deutschland sehend, nach dem bisherigen von ihm fassen können?

Im neuern Europa ist die Erziehung ausgegangen nicht eigentlich vom Staate, sondern von derjenigen Gewalt, von der die Staaten meistens auch die ihrige hatten, von dem himmlisch-geistigen Reiche der Kirche. Diese betrachtete sich nicht sowohl als ein Bestandteil des irdischen Gemeinwesens, sondern vielmehr als eine demselben ganz fremde Pflanzstatt aus dem Himmel, die abgesandt sei, diesem auswärtigen Staate allenthalben, wo sie Wurzel fassen konnte, Bürger anzuwerben; ihre Erziehung ging auf nichts anders, denn daß die Menschen in der andern Welt keineswegs verdammt, sondern selig würden. Durch die Reformation wurde diese kirchliche Gewalt, die übrigens fortfuhr, sich ebenso anzusehen, wie bisher, mit der weltlichen Macht, mit der sie bisher gar oft sogar im Widerstreite gelegen hatte, nur vereinigt; dies war der ganze Unterschied, der in dieser Rücksicht aus jener Begebenheit erfolgte. Es blieb daher auch die alte Ansicht des Erziehungswesens. Auch in den neuesten Zeiten und bis auf diesen Tag ist die Bildung der vermögendern Stände betrachtet worden als eine Privatangelegenheit der Eltern, die sie nach eignem Gefallen einrichten möchten, und die Kinder dieser wurden in der Regel nur dazu angeführt, daß sie sich selbst einst nützlich würden; die einzige öffentliche Erziehung aber, die des Volks, war lediglich Erziehung zur Seligkeit im Himmel; die Hauptsache war ein wenig Christentum und Lesen und, falls es zu erschwingen war, Schreiben, alles um des Christentums willen. Alle andre Entwicklung der Menschen wurde dem ohngefähren und blind wirkenden Einflusse der Gesellschaft, in welcher sie aufwuchsen, und dem wirklichen Leben selbst überlassen. Sogar die Anstalten zur gelehrten Erziehung waren vorzüglich auf die Bildung von Geistlichen berechnet; dies war die Hauptfakultät, zu der die übrigen nur den Anhang bildeten und meistens auch nur den Abgang von jener abgetreten erhielten.

So lange diejenigen, die an der Spitze des Regiments standen, über den eigentlichen Zweck desselben im Dunkeln blieben und selbst für ihre eigne Person ergriffen waren von jener gewissenhaften Sorge

für ihre und andrer Seligkeit, konnte man auf ihren Eifer für diese Art der öffentlichen Erziehung und auf ihre ernstlichen Bemühungen dafür sicher rechnen. Sobald sie aber über den ersten ins klare kamen und begriffen, daß der Wirkungskreis des Staates innerhalb der sichtbaren Welt liege, so mußte ihnen einleuchten, daß jene Sorge für die ewige Seligkeit ihrer Unterthanen ihnen nicht zur Last fallen könne, und daß, wer da selig werden wolle, selbst sehen möge, wie er es mache. Sie glaubten von nun an genug zu thun, wenn sie nur die aus gottseligern Zeiten herrührenden Stiftungen und Anstalten ihrer ersten Bestimmung fernerhin überließen, so wenig angemessen und ausreichend dieselben auch für die ganz veränderten Zeiten sein mochten; ihnen mit Ersparung an ihren anderweitigen Zwecken selbst zuzulegen, hielten sie sich nicht für verbunden, thätig einzugreifen und das zweckmäßige Neue an die Stelle des Veralteten und Unbrauchbaren zu setzen, nicht für berechtigt, und auf alle Vorschläge dieser Art war die stets fertige Antwort: hierzu habe der Staat kein Geld. Wurde ja einmal eine Ausnahme von dieser Regel gemacht, so geschah es zum Vorteile der höhern Lehranstalten, die einen Glanz weit umher verbreiten und ihren Beförderern Ruhm bereiten; die Bildung derjenigen Klasse aber, die der eigentliche Boden des Menschengeschlechts ist, aus welcher die höhere Bildung sich immerfort ergänzt und auf welche die letztere fortdauernd zurückwirken muß, die des Volks, blieb unbeachtet und befindet sich seit der Reformation bis auf diesen Tag im Zustande des steigenden Verfalls.

Sollen wir nun für die Zukunft und von Stund an für unsre Angelegenheit vom Staate eine bessere Hoffnung fassen können, so wäre nötig, daß derselbe den Grundbegriff vom Zwecke der Erziehung, den er bisher gehabt zu haben scheint, mit einem ganz andern vertauschte; daß er einsehe, er habe mit seiner bisherigen Ablehnung der Sorge für die ewige Seligkeit seiner Mitbürger vollkommen recht, indem es für diese Seligkeit gar keiner besondern Bildung bedürfe, und eine solche Pflanzschule für den Himmel, wie die Kirche, deren Gewalt zuletzt ihm übertragen worden, gar nicht stattfinde, aller tüchtigen Bildung nur im Wege stehe und des Dienstes

entlassen werden müsse; daß es dagegen sehr bedürfe der Bildung für das Leben auf der Erde, und daß aus der gründlichen Erziehung für dieses sich die für den Himmel als eine leichte Zugabe von selbst ergebe. Der Staat scheint bisher, je aufgeklärter er zu sein meinte, desto fester geglaubt zu haben, daß er, auch ohne alle Religion und Sittlichkeit seiner Bürger, durch die bloße Zwangsanstalt seinen eigentlichen Zweck erreichen könne, und daß in Absicht jener diese es halten möchten, wie sie könnten. Möchte er aus den neuen Erfahrungen wenigstens dies gelernt haben, daß er das nicht vermag, und daß er gerade durch den Mangel der Religion und der Sittlichkeit dahin gekommen ist, wo er sich dermalen befindet.

Möchte man ihn in Absicht seines Zweifels, ob er auch wohl das Vermögen habe, den Aufwand einer Nationalerziehung zu bestreiten, überzeugen können, daß er durch diese einzige Ausgabe seine meisten übrigen auf die wirtschaftlichste Weise besorgen, und daß, wenn er diese nur übernimmt, er bald nur diese einzige Hauptausgabe haben werde. Bis jetzt ist der bei weitem größte Teil der Einkünfte des Staats auf die Unterhaltung stehender Heere verwendet worden. Den Erfolg dieser Verwendung haben wir gesehen, dies reicht hin; denn tiefer in die besondern Gründe dieses Erfolgs aus der Einrichtung dieser Heere einzugehen, liegt außerhalb unsers Plans. Dagegen würde der Staat, der die von uns vorgeschlagene Nationalerziehung allgemein einführte, von dem Augenblicke an, da ein Geschlecht der nachgewachsenen Jugend durch sie hindurch gegangen wäre, gar keines besondern Heeres bedürfen, sondern er hätte an ihnen ein Heer, wie es noch keine Zeit gesehen. Jeder einzelne ist zu jedem möglichen Gebrauche seiner körperlichen Kraft vollkommen geübt und begreift sie auf der Stelle, zur Ertragung jeder Anstrengung und Mühseligkeit gewöhnt, sein in unmittelbarer Anschauung aufgewachsener Geist ist immer gegenwärtig und bei sich selbst, in seinem Gemüte lebt die Liebe des Ganzen, dessen Mitglied er ist, des Staats und des Vaterlandes, und vernichtet jede andre selbstische Regung. Der Staat kann sie rufen und unter die Waffen stellen, sobald er will, und kann sicher sein, daß kein Feind sie schlägt. Ein andrer Teil der Sorgfalt und der Ausgaben

in weise regierten Staaten ging bisher auf die Verbesserung der Staatswirtschaft im ausgedehntesten Sinne und in allen ihren Zweigen, und es ist hierbei durch die Ungelehrigkeit und Unbehilflichkeit der niedern Stände manche Sorgfalt und mancher Aufwand vergebens gemacht worden, und die Sache hat allenthalben nur geringen Fortgang gehabt. Durch unsre Erziehung erhält der Staat arbeitende Stände, die des Nachdenkens über ihr Geschäft von Jugend auf gewohnt sind, und die schon sich selbst durch sich selbst zu helfen vermögen und Neigung haben; vermag nun noch überdies der Staat ihnen auf eine zweckmäßige Weise unter die Arme zu greifen, so werden sie ihn auf das halbe Wort verstehen und seine Belehrung sehr dankbar aufnehmen. Alle Zweige der Haushaltung werden ohne viele Mühe in kurzer Zeit einen Flor gewinnen, den auch noch keine Zeit gesehen hat, und dem Staate wird, wenn er ja rechnen will, und wenn er etwa bis dahin nebenbei auch noch den wahren Grundwert der Dinge kennen lernen sollte, seine erste Auslage tausendfältige Zinsen tragen. Bisher hat der Staat für Gerichts- und Polizeianstalten vieles thun müssen und doch niemals genug für sie thun können; Zucht- und Besserungshäuser haben ihm Ausgaben gemacht, die Armenanstalten endlich erforderten, je mehr auf sie gewendet wurde, einen um so größern Aufwand und erschienen in der ganzen bisherigen Lage eigentlich als Anstalten, Arme zu machen. Die erstern werden in einem Staate, der die neue Erziehung allgemein macht, sehr verringert werden, die letztern gänzlich wegfallen. Frühe Zucht sichert vor der spätern sehr mißlichen Zucht und Verbesserung; Arme aber giebt es unter einem also erzognen Volke gar nicht.

Möchte der Staat und alle, die denselben beraten, es wagen, seine eigentliche dermalige Lage ins Auge zu fassen und sie sich zu gestehen; möchte er lebendig einsehen, daß ihm durchaus kein andrer Wirkungskreis übrig gelassen ist, in welchem er als ein wirklicher Staat, ursprünglich und selbständig sich bewegen und etwas beschließen könne, außer diesem der Erziehung der kommenden Geschlechter; daß wenn er nicht überhaupt nichts thun will, er nur noch dieses thun kann; daß man aber auch dieses Verdienst ihm

ungeschmälert und unbeneidet überlassen werde. Daß wir es nicht mehr vermögen, thätigen Widerstand zu leisten, ist, als in die Augen springend und von jedermann zugestanden, schon früher von uns vorausgesetzt worden. Wie können wir nun die Fortdauer unsers dadurch erwirkten Daseins gegen den Vorwurf der Feigheit und einer unwürdigen Liebe zum Leben rechtfertigen? Auf keine andre Weise, als wenn wir uns entschließen, nicht für uns selbst zu leben, und dieses durch die That darthun; wenn wir uns zum Samenkorne einer würdigern Nachkommenschaft machen und lediglich um dieser=willen uns so lange erhalten wollen, bis wir sie hingestellt haben. Jenes ersten Lebenszwecks verlustig, was könnten wir denn noch anders thun? Unsre Verfassungen wird man uns machen, unsre Bündnisse und die Anwendung unsrer Streitkräfte wird man uns anzeigen, ein Gesetzbuch wird man uns leihen, selbst Gericht und Urteilsspruch und die Ausübung derselben wird man uns zuweilen abnehmen; mit diesen Sorgen werden wir auf die nächste Zukunft verschont bleiben. Bloß an die Erziehung hat man nicht gedacht; suchen wir ein Geschäft, so laßt uns dieses ergreifen! Es ist zu erwarten, daß man in demselben uns ungestört lassen werde. Ich hoffe, — vielleicht täusche ich mich selbst darin, aber da ich nur um dieser Hoffnung willen noch leben mag, so kann ich es nicht lassen, zu hoffen; — ich hoffe, daß ich einige Deutsche überzeugen und sie zur Einsicht bringen werde, daß es allein die Erziehung sei, die uns retten könne von allen Übeln, die uns drücken. Ich rechne besonders darauf, daß die Not uns zum Aufmerken und zum ernsten Nachdenken geneigter gemacht habe. Das Ausland hat andern Trost und andre Mittel; es ist nicht zu erwarten, daß es diesem Gedanken, falls er je an dasselbe kommen sollte, einige Aufmerksamkeit schenken oder einigen Glauben beimessen werde; ich hoffe vielmehr, daß es zu einer reichen Quelle von Belustigung für die Leser ihrer Journale gedeihen werde, wenn sie je erfahren, daß sich jemand von der Erziehung so große Dinge verspreche.

Möge der Staat und diejenigen, die denselben beraten, sich nicht lässiger machen lassen in Ergreifung dieser Aufgabe durch die Betrachtung, daß der gehoffte Erfolg in der Entfernung liege. Wollte

man unter den mannigfaltigen und höchst verwickelten Gründen, die unser dermaliges Schicksal zur Folge gehabt haben, das, was allein und eigentümlich den Regierungen zur Last fällt, absondern, so würde sich finden, daß diese, die vor allen andern verbunden sind, die Zukunft ins Auge zu fassen und zu beherrschen, beim Andrange der großen Zeitbegebenheiten auf sie immer nur gesucht, sich aus der unmittelbar gegenwärtigen Verlegenheit zu ziehen, so gut sie es vermochten; in Absicht der Zukunft aber nicht auf ihre Gegenwart, sondern auf irgend einen Glückszufall, der den stetigen Faden der Ursachen und Wirkungen abschneiden sollte, gerechnet haben. Aber dergleichen Hoffnungen sind betrüglich. Eine treibende Kraft, die man einmal in die Zeit hinein hat kommen lassen, treibt fort und vollendet ihren Weg, und nachdem einmal die erste Nachlässigkeit begangen worden, kann die zu spät kommende Besinnung sie nicht aufhalten. Des ersten Falles, bloß die Gegenwart zu bedenken, hat fürs nächste unser Schicksal uns überhoben; die Gegenwart ist nicht mehr unser. Mögen wir nur nicht den zweiten beibehalten, eine bessere Zukunft von irgend etwas anderm zu hoffen, denn von uns selber. Zwar kann keinen unter uns, der zum Leben noch etwas mehr bedarf denn Nahrung, die Gegenwart über die Pflicht zu leben trösten; die Hoffnung einer bessern Zukunft allein ist das Element, in dem wir noch atmen können. Aber nur der Träumer kann diese Hoffnung auf etwas anders gründen, denn auf ein solches, das er selbst für die Entwicklung einer Zukunft in die Gegenwart zu legen vermag. Vergönnen diejenigen, die über uns regieren, daß wir ebenso gut auch von ihnen denken, als wir unter uns voneinander denken, und als der Bessere sich fühlt; stellen sie sich an die Spitze des auch uns ganz klaren Geschäfts, damit wir noch vor unsern Augen dasjenige entstehen sehen, was die dem deutschen Namen vor unsern Augen zugefügte Schmach einst von unserm Andenken abwaschen wird!

Übernimmt der Staat die ihm angetragene Aufgabe, so wird er diese Erziehung allgemein machen, über die ganze Oberfläche seines Gebiets, für jeden seiner nachgebornen Bürger ohne alle Ausnahme; auch ist es allein diese Allgemeinheit, zu der wir des Staates

bedürfen, indem zu einzelnen Anfängen und Versuchen hier und da auch wohl das Vermögen von wohlgesinnten Privatpersonen hinreichen würde. Nun ist allerdings nicht zu erwarten, daß die Eltern allgemein willig sein werden, sich von ihren Kindern zu trennen und sie dieser neuen Erziehung, von der es schwer sein wird, ihnen einen Begriff beizubringen, zu überlassen; sondern es ist nach der bisherigen Erfahrung darauf zu rechnen, daß jeder, der noch etwa das Vermögen zu haben glaubt, seine Kinder im Hause zu nähren, gegen die öffentliche Erziehung und besonders gegen eine so scharf trennende und so lange dauernde öffentliche Erziehung sich setzen wird. In solchen Fällen ist man nun bei zu erwartender Widersetzlichkeit von den Staatsmännern bisher gewohnt, daß sie den Vorschlag mit der Antwort abweisen: der Staat habe nicht das Recht, für diesen Zweck Zwang anzuwenden. Indem sie nun warten wollen, bis die Menschen im allgemeinen den guten Willen haben, ohne Erziehung aber es niemals zu allgemeinem guten Willen kommen kann, so sind sie dadurch gegen alle Verbesserung geschützt und können hoffen, daß es beim Alten bleiben wird bis an das Ende der Tage. Inwiefern dies nun etwa solche sind, welche entweder überhaupt die Erziehung für einen entbehrlichen Luxus halten, in Rücksicht dessen man sich so spärlich einrichten müsse, als möglich, oder die in unserm Vorschlage nur einen neuen wagenden Versuch mit der Menschheit erblicken, der da gelingen könne oder auch nicht, ist ihre Gewissenhaftigkeit zu loben; solchen, die von der Bewunderung des bisherigen Zustandes der öffentlichen Bildung und von dem Entzücken, zu welcher Vollkommenheit dieselbe unter ihrer Leitung emporgewachsen sei, eingenommen sind, läßt sich nun vollends gar nicht zumuten, daß sie auf etwas, das sie nicht auch schon wissen, eingehen sollten; mit diesen insgesamt ist für unsern Zweck nichts zu thun, und es wäre zu beklagen, wenn die Entscheidung über diese Angelegenheit ihnen anheimfallen sollte. Möchten sich aber Staatsmänner finden und hierbei zu Rate gezogen werden, welche vor allen Dingen durch ein tiefes und gründliches Studium der Philosophie und der Wissenschaft überhaupt sich selbst Erziehung gegeben haben, denen es ein rechter Ernst ist mit ihrem Geschäfte, die einen festen Begriff vom

Menschen und seiner Bestimmung besitzen, die da fähig sind, die Gegenwart zu verstehen und zu begreifen, was eigentlich der Menschheit dermalen unausbleiblich notthut; hätten diese aus jenen Vorbegriffen etwa selbst eingesehen, daß nur Erziehung vor der außerdem unaufhaltsam über uns hereinbrechenden Barbarei und Verwilderung uns retten könne, schwebte ihnen ein Bild vor von dem neuen Menschengeschlechte, das durch diese Erziehung entstehen würde, wären sie selbst innig überzeugt von der Unfehlbarkeit und Untrüglichkeit der vorgeschlagenen Mittel: so ließe von solchen sich auch erwarten, daß sie zugleich begriffen, der Staat, als höchster Verweser der menschlichen Angelegenheiten und als der Gott und seinem Gewissen allein verantwortliche Vormund der Unmündigen, habe das vollkommne Recht, die letztern zu ihrem Heile auch zu zwingen. Wo giebt es denn dermalen einen Staat, der da zweifle, ob auch er wohl das Recht habe, seine Unterthanen zu Kriegsdiensten zu zwingen und den Eltern für diesen Behuf die Kinder wegzunehmen, ob nun eins von beiden oder beide wollen oder nicht wollen? Und dennoch ist dieser Zwang zur Ergreifung einer dauernden Lebensart wider den eignen Willen weit bedenklicher und häufig von den nachteiligsten Folgen für den sittlichen Zustand und für Gesundheit und Leben der Gezwungenen, da hingegen derjenige Zwang, von dem wir reden, nach vollendeter Erziehung die ganze persönliche Freiheit zurückgiebt und gar keine andern, denn die heilbringendsten Folgen haben kann. Wohl hat man früher auch die Ergreifung der Kriegsdienste dem freien Willen überlassen; nachdem sich aber gefunden, daß dieser für den beabsichtigten Zweck nicht ausreichend war, hat man kein Bedenken getragen, ihm durch Zwang nachzuhelfen, darum, weil die Sache uns wichtig genug war und die Not den Zwang gebot. Möchten nun auch in dieser Rücksicht uns die Augen aufgehen über unsre Not, und der Gegenstand uns gleichfalls wichtig werden, so würde jene Bedenklichkeit von selbst wegfallen; da zumal es nur in dem ersten Geschlechte des Zwanges bedürfen und derselbe in den folgenden, selber durch diese Erziehung hindurch gegangenen, hinwegfällt, auch jener erste Zwang zum Kriegsdienste dadurch aufgehoben wird, indem die also Erzogenen alle gleich willig sind, die

Waffen für das Vaterland zu führen. Will man ja, um anfangs des Geschreies nicht zu viel zu haben, diesen Zwang zur öffentlichen Nationalerziehung auf dieselbe Weise beschränken, wie bisher der Zwang zum Kriegsdienste beschränkt gewesen und die von dem letztern befreiten Stände auch von jenem ausnehmen, so ist dies von keinen bedeutenden nachteiligen Folgen. Die verständigen Eltern unter den ausgenommnen werden freiwillig ihre Kinder dieser Erziehung übergeben; die gegen das Ganze unbedeutende Anzahl der Kinder unverständiger Eltern aus diesen Ständen mag immer auf die bisherige Weise aufwachsen und in das zu erzeugende bessere Zeitalter hineinreichen, brauchbar, lediglich als ein merkwürdiges Andenken der alten Zeit und um die neue zur lebhaften Erkenntnis ihres höhern Glücks anzufeuern.

Soll nun diese Erziehung Nationalerziehung der Deutschen schlechtweg sein und soll die große Mehrheit aller, die die deutsche Sprache reden, keineswegs aber etwa nur die Bürgerschaft dieses oder jenes besondern deutschen Staats dastehen als ein neues Menschengeschlecht, so müssen alle deutsche Staaten, jeder für sich und unabhängig von allen andern, diese Aufgabe ergreifen. Die Sprache, in der diese Angelegenheit zuerst in Anregung gebracht worden, in der die Hilfsmittel verfaßt sind und ferner werden verfaßt werden, in der die Lehrer geübt werden, der durch alles dieses hindurchgehende e i n e Gang der Sinnbildlichkeit ist allen Deutschen gemeinsam. Ich kann mir kaum denken, wie und mit welchen Umwandlungen diese Bildungsmittel insgesamt, besonders in derjenigen Ausdehnung, die wir dem Plane gegeben haben, in irgend eine Sprache des Auslandes übertragen werden könnten, also daß es nicht als fremdes und übersetztes Ding, sondern als einheimisch und aus dem eignen Leben ihrer Sprache hervorgehend, erschiene. Für alle Deutschen ist diese Schwierigkeit auf die gleiche Weise gehoben; für sie ist die Sache fertig, und sie dürfen nur dieselbe ergreifen.

Wohl uns hierbei, daß es noch verschiedene und voneinander abgetrennte deutsche Staaten giebt! Was so oft zu unserm Nachteile gereicht ist, kann bei dieser wichtigen Nationalangelegenheit vielleicht zu unserm Vorteile dienen. Vielleicht kann Nacheiferung der mehrern

und die Begierde, einander zuvorzukommen, bewirken, was die ruhige Selbstgenügsamkeit des Einzelnen nicht hervorgebracht hätte; denn es ist klar, daß derjenige unter allen deutschen Staaten, der in dieser Sache den Anfang machen wird, an Achtung, an Liebe, an Dankbarkeit des Ganzen für ihn den Vorrang gewinnen wird, daß er dastehen wird als der höchste Wohlthäter und der eigentliche Stifter der Nation. Er wird den übrigen Mut machen, ihnen ein belehrendes Beispiel geben und ihr Muster werden; er wird Bedenklichkeiten, in denen die andern hängen blieben, beseitigen; aus seinem Schoße werden die Lehrbücher und die ersten Lehrer ausgehen und den andern geliehen werden; und wer nach ihm der zweite sein wird, wird den zweiten Ruhm erwerben. Zum erfreulichen Zeugnisse, daß unter den Deutschen ein Sinn für das Höhere noch nie ganz ausgestorben, haben bisher mehrere deutsche Stämme und Staaten miteinander um den Ruhm größerer Bildung gestritten; diese haben ausgedehntere Preßfreiheit, freiere Hinwegsetzung über die hergebrachte Meinung, andre besser eingerichtete Schulen und Universitäten, andre ehemaligen Ruhm und Verdienste, andre etwas andres für sich angeführt, und der Streit hat nicht entschieden werden können. Bei der gegenwärtigen Veranlassung wird er es werden. Diejenige Bildung allein, die da strebt und die es wagt, sich allgemein zu machen und alle Menschen ohne Unterschied zu erfassen, ist ein wirklicher Bestandteil des Lebens und ist ihrer selbst sicher. Jede andre ist eine fremde Zuthat, die man bloß zum Prunk anlegt und die man nicht einmal mit recht gutem Gewissen an sich trägt. Es wird sich bei dieser Gelegenheit verraten müssen, wo etwa die Bildung, deren man sich rühmt, nur bei wenigen Personen des Mittelstandes stattfindet, die dieselbe in Schriften darlegen, dergleichen Männer alle deutschen Staaten aufzuweisen haben, und wo hingegen dieselbe auch zu den höhern Ständen, welche den Staat beraten, hinaufgestiegen sei. Es wird sich sodann auch zeigen, wie man den hier und da gezeigten Eifer für die Errichtung und den Flor höherer Lehranstalten zu beurteilen habe, und ob demselben reine Liebe zur Menschenbildung, die ja wohl jedweden Zweig und besonders die allererste Grundlage derselben mit dem gleichen Eifer

ergreifen würde, oder ob ihm bloß Sucht zu glänzen und vielleicht dürftige Finanzspekulationen zu Grunde gelegen haben.

Welcher deutsche Staat in Ausführung dieses Vorschlags der erste sein wird, der wird den größten Ruhm davon haben, sagte ich. Aber ferner, es wird dieser deutsche Staat nicht lange allein stehen, sondern ohne allen Zweifel bald Nachfolger und Nacheiferer finden. Daß nur der Anfang gemacht werde, ist die Hauptsache. Wäre es auch nichts andres, so wird Ehrgefühl, Eifersucht, die Begierde, auch zu haben, was ein andrer hat, und wo möglich es noch besser zu haben, einen nach dem andern treiben, dem Beispiele zu folgen. Auch werden sodann die oben von uns beigebrachten Betrachtungen über den eignen Vorteil des Staats, die vielleicht dermalen manchem zweifelhaft vorkommen dürften, in der lebendigen Anschauung bewährt, einleuchtender werden.

Wäre zu erwarten, daß sogleich jetzt und von Stund an alle deutsche Staaten ernstliche Anstalten machten, jenen Plan auszuführen, so könnte schon nach fünfundzwanzig Jahren das bessere Geschlecht, dessen wir bedürfen, dastehen, und wer hoffen dürfte, noch so lange zu leben, könnte hoffen, es mit seinen Augen zu sehen.

Sollte aber, wie wir denn freilich auch auf diesen Fall rechnen müssen, unter allen dermalen bestehenden deutschen Staaten kein einziger sein, der unter seinen höchsten Beratern einen Mann hätte, der da fähig wäre, alles das oben Vorausgesetzte einzusehen und davon ergriffen zu werden, und in welchem die Mehrheit der Berater diesem einen wenigstens sich nicht widersetzte: so würde freilich diese Angelegenheit wohlgesinnten Privatpersonen anheimfallen, und es wäre nun von diesen zu wünschen, daß sie einen Anfang mit der vorgeschlagnen neuen Erziehung machten. Zuvörderst haben wir hierbei im Auge große Gutsbesitzer, die auf ihren Landgütern dergleichen Erziehungsanstalten für die Kinder ihrer Unterthanen errichten könnten. Es gereicht Deutschland zum Ruhme und zur sehr ehrenvollen Auszeichnung vor den übrigen Nationen des neuern Europa, daß es unter dem genannten Stande immerfort hier und da mehrere gegeben hat, die es sich zum ernstlichen Geschäfte machten, für den Unterricht und die Bildung der Kinder auf ihren Besitzungen

zu sorgen, und die gern das Beste, was sie wußten, dafür thun wollten. Es ist von diesen zu hoffen, daß sie auch jetzt geneigt sein werden, über das Vollkommne, das ihnen angetragen wird, sich zu belehren und das Größere und Durchgreifende ebenso gern zu thun, als sie bisher das Kleinere und Unvollständige thaten. Wohl mag hier und da die Einsicht dazu beigetragen haben, daß es vorteilhafter für sie selbst sei, gebildete Unterthanen zu haben, denn ungebildete. Wo etwa der Staat durch Aufhebung des Verhältnisses der Unterthänigkeit diesen letzten Antrieb weggenommen hat, — möge er da desto ernstlicher seine unerläßliche Pflicht bedenken, nicht zugleich das einzige Gute, das bei Wohldenkenden an dieses Verhältnis geknüpft wurde, mit aufzuheben, und möge er in diesem Falle ja nicht versäumen, zu thun, was ohnedies seine Schuldigkeit ist, nachdem er diejenigen, die es freiwillig statt seiner thaten, dessen erledigt hat. Wir richten ferner in Absicht der Städte hierbei unsre Augen auf freiwillige Verbindungen gut gesinnter Bürger für diesen Zweck. Der Hang zur Wohlthätigkeit ist noch immer, so weit ich habe blicken können, unter keinem Drucke der Not in deutschen Gemütern erloschen. Durch eine Anzahl von Mängeln in unsern Einrichtungen, die sich insgesamt unter der Einheit der vernachlässigten Erziehung würden zusammenfassen lassen, hilft diese Wohlthätigkeit der Not dennoch selten ab, sondern scheint oft sie noch zu vermehren. Möchte man jenen trefflichen Hang endlich vorzüglich auf diejenige Wohlthat richten, die aller Not und aller fernern Wohlthätigkeit ein Ende macht, auf die Wohlthat der Erziehung. — Noch aber bedürfen wir und rechnen wir auf eine Wohlthat und Aufopferung andrer Art, die nicht im Geben, sondern im Thun und Leisten besteht. Möchten angehende Gelehrte, denen es ihre Lage verstattet, den Zeitraum, der ihnen zwischen der Universität und ihrer Anstellung in einem öffentlichen Amte übrig bleibt, dem Geschäfte, über die Lehrweise an diesen Anstalten sich zu belehren und an denselben selbst zu lehren, widmen! Abgerechnet, daß sie sich hierdurch höchst verdient um das Ganze machen werden, kann man ihnen noch überdies versichern, daß sie selbst den allerhöchsten Gewinn davon tragen werden. Ihre gesamten Kenntnisse, die sie aus dem gewöhnlichen

Universitätsunterricht oft so erstorben mit hinwegtragen, werden im Elemente der allgemeinen Anschauung, in welches sie hier hineinkommen, Klarheit und Lebendigkeit erhalten; sie werden lernen, dieselben mit Fertigkeit wiederzugeben und zu gebrauchen, sie werden sich, da im Kinde die ganze Fülle der Menschheit unschuldig und offen daliegt, einen Schatz von der wahren Menschenkenntnis, die allein diesen Namen verdient, erwerben, sie werden zu der großen Kunst des Lebens und Wirkens angeleitet werden, zu welcher in der Regel die hohe Schule keine Anweisung giebt.

Läßt der Staat die ihm angetragne Aufgabe liegen, so ist es für die Privatpersonen, welche dieselben aufnehmen, ein desto größerer Ruhm. Fern sei es von uns, der Zukunft durch Mutmaßungen vorzugreifen oder den Ton des Zweifels und des Mangels an Vertrauen selber anzuheben; worauf unsre Wünsche zunächst gehen, haben wir deutlich ausgesprochen; nur dies sei uns erlaubt, anzumerken: daß, wenn es wirklich also kommen sollte, daß der Staat und die Fürsten die Sache Privatpersonen überließen, dies dem bisherigen schon oben angemerkten und mit Beispielen belegten Gange der deutschen Entwicklung und Bildung gemäß sein, und dieser bis ans Ende sich gleich bleiben würde. Auch in diesem Falle würde der Staat zu seiner Zeit nachfolgen fürs erste wie ein einzelner, der den auf seinen Teil fallenden Beitrag eben auch leisten will, bis er sich etwa später besinnt, daß er kein Teil, sondern das Ganze sei, und daß das Ganze zu besorgen er sowohl Pflicht als Recht habe. Von Stund an fallen alle selbständigen Bemühungen der Privatpersonen weg und unterordnen sich dem allgemeinen Plane des Staats.

Sollte die Angelegenheit diesen Gang nehmen, so wird es mit der beabsichtigten Besserung unsers Geschlechts freilich nur langsam und ohne eine sichere und feste Übersicht und mögliche Berechnung des Ganzen vorwärts schreiten. Aber lasse man sich ja dadurch nicht abhalten, einen Anfang zu machen! Es liegt in der Natur der Sache selbst, daß sie niemals untergehen könne, sondern, nur einmal ins Werk gesetzt, durch sich selbst fortlebe und immer weiter um sich greifend sich verbreite. Jeder, der durch diese Bildung hindurchgegangen ist, wird ein Zeuge für sie und ein eifriger Verbreiter;

jeder wird den Lohn der erhaltenen Lehre dadurch abtragen, daß er selbst wieder Lehrer wird, und so viele Schüler, die einst auch wieder Lehrer werden, macht, als er kann; und dies geht notwendig so lange fort, bis das Ganze ohne alle Ausnahme ergriffen sei.

Im Falle der Staat sich mit der Sache nicht befassen sollte, so haben Privatunternehmungen zu befürchten, daß alle nur irgend vermögende Eltern ihre Kinder dieser Erziehung nicht überlassen werden. Wende man sich sodann in Gottes Namen und mit voller Zuversicht an die armen Verwaisten, an die im Elende auf den Straßen Herumliegenden, an alles, was die erwachsene Menschheit ausgestoßen und weggeworfen hat! So wie bisher, besonders in denjenigen deutschen Staaten, in denen die Frömmigkeit der Vorfahren die öffentlichen Erziehungsanstalten sehr vermehrt und reichlich ausgestattet hatte, eine Menge von Eltern den Ihrigen den Unterricht angedeihen ließen, weil sie dabei zugleich, wie bei keinem andern Gewerbe, den Unterhalt fanden: so laßt es uns notgedrungen umkehren und Brot geben denen, denen kein andrer es giebt, damit sie mit dem Brote zugleich auch Geistesbildung annehmen. Befürchten wir nicht, daß die Armseligkeit und die Verwilderung ihres vorigen Zustandes unsrer Absicht hinderlich sein werde! Reißen wir sie nur plötzlich und gänzlich heraus aus demselben und bringen sie in eine durchaus neue Welt; lassen wir nichts an ihnen, das sie an das Alte erinnern könnte, so werden sie ihrer selbst vergessen und dastehen als neue soeben erst erschaffene Wesen. Daß in diese frische und reine Tafel nur das Gute eingegraben werde, dafür muß unser Unterrichtsgang bürgen und unsre Hausordnung. Es wird ein für alle Nachwelt warnendes Zeugnis sein über unsre Zeit, wenn gerade diejenigen, die sie ausgestoßen hat, durch diese Ausstoßung allein das Vorrecht erhalten, ein besseres Geschlecht anzuheben; wenn diese den Kindern derer, die mit ihnen nicht zusammen sein mochten, die beseligende Bildung bringen, und wenn sie die Stammväter werden unsrer künftigen Helden, Weisen, Gesetzgeber, Heilande der Menschheit.

Für die erste Errichtung bedarf es zuvörderst tauglicher Lehrer und Erzieher. Dergleichen hat die Pestalozzische Schule gebildet und ist stets erbötig, mehrere zu bilden. Ein Hauptaugenmerk wird

anfangs sein, daß jede Anstalt der Art sich zugleich betrachte als eine Pflanzschule für Lehrer, und daß außer den schon fertigen Lehrern um diese herum sich eine Menge junger Männer versammle, die das Lehren lernen und ausüben zu gleicher Zeit und in der Ausübung es immer besser lernen. Dies wird auch, falls diese Anstalten anfangs mit der Dürftigkeit zu ringen haben sollten, die Erhaltung der Lehrer sehr erleichtern. Die meisten sind doch in der Absicht gegenwärtig, um selbst zu lernen; dafür mögen sie denn auch ohne anderweitige Entschädigung das Gelernte eine Zeit lang zum Vorteil der Anstalt, wo sie es lernten, anwenden.

Ferner bedarf eine solche Anstalt Dach und Fach, die erste Ausstattung und ein hinlängliches Stück Land. Daß im weitern Fortgange dieser Einrichtungen, wenn die verhältnismäßige Menge von schon herangewachsener Jugend in den Jahren, wo sie nach der bisherigen Einrichtung als Dienstboten nicht bloß ihren Unterhalt, sondern zugleich auch ein Jahrlohn erwerben, sich in diesen Anstalten befinden wird, diese die schwächere Jugend mit versorgen und bei der ohnedies notwendigen Arbeitsamkeit und weisen Wirtschaft diese Anstalten sich größtenteils selbst werden erhalten können, scheint einzuleuchten. Fürs erste, so lange die erstgenannte Art der Zöglinge noch nicht vorhanden ist, dürften dieselben größerer Zuschüsse bedürfen. Es ist zu hoffen, daß man sich zu Beiträgen, deren Ende man absieht, williger finden werde. Sparsamkeit, die dem Zwecke Eintrag thut, bleibe fern von uns; und ehe wir diese uns erlauben, ist es weit besser, daß wir gar nichts thun.

Und so halte ich denn dafür, daß, bloß guten Willen vorausgesetzt, bei der Ausführung dieses Plans keine Schwierigkeit ist, die nicht durch Vereinigung mehrerer und durch die Richtung aller ihrer Kräfte auf diesen einigen Zweck leichtlich sollte überwunden werden können.

7.

Vorbemerkung von Dr. Färber. — Die Nationalerziehung, die Fichte vorgeschlagen hat, kann erst in der Zukunft Früchte bringen, wenn ein Geschlecht durch sie hindurch gegangen ist. Darüber wird aber eine Reihe von Jahren vergehen, und es muß die Frage entstehen: Was müssen die

Erwachsenen thun angesichts der letzten Erfahrungen? Fichte antwortet darauf in der zwölften Rede. Er verlangt, daß man keinen Sklavensinn, keine Gedankenlosigkeit, sondern einen festen, gewissen Geist und Charakter habe, daß man den seichten Spott über ernsthafte Dinge aufgebe. Man solle nicht denken, daß Sprache und Litteratur auch bei politischer Unselbständigkeit fortbestehen oder eine Bedeutung haben würden. Man müsse von Napoleon groß genug denken, um anzunehmen, daß er nicht über Knechte herrschen, vielmehr die Hebung und Veredlung der Nation wolle.

Diejenige Erziehung, die wir den Deutschen zu ihrer künftigen Nationalerziehung vorschlagen, ist nun sattsam beschrieben. Wird das Geschlecht, das durch dieselbe gebildet ist, nur einmal dastehen, dieses lediglich durch seinen Geschmack am Rechten und Guten und schlechthin durch nichts andres getriebene, dieses mit einem Verstande, der für seinen Standpunkt ausreichend das Rechte allemal sicher erkennt, versehene, dieses mit jeder geistigen und körperlichen Kraft, das Gewollte allemal durchzusetzen, ausgerüstete Geschlecht: so wird alles, was wir mit unsern kühnsten Wünschen begehren können, aus dem Dasein desselben von selbst sich ergeben und aus ihm natürlich hervorwachsen. Diese Zeit bedarf unsrer Vorschriften so wenig, daß wir vielmehr von derselben zu lernen haben würden.

Da inzwischen dieses Geschlecht noch nicht gegenwärtig ist, sondern erst heraufgezogen werden soll und, wenn auch alles über unser Erwarten trefflich gehen sollte, wir dennoch eines beträchtlichen Zwischenraums bedürfen werden, um in jene Zeit hinüber zu kommen, so entsteht die näherliegende Frage: Wie sollen wir uns auch nur durch diesen Zwischenraum hindurch bringen? Wie sollen wir, da wir nichts Besseres können, uns erhalten, wenigstens als den Boden, auf dem die Verbesserung vorgehen, und als den Ausgangspunkt, an welchen dieselbe sich anknüpfen könne? Wie sollen wir verhindern, daß, wenn einst das also gebildete Geschlecht aus seiner Absonderung hervor unter uns träte, es nicht an uns eine Wirklichkeit vor sich finde, die nicht die mindeste Verwandtschaft habe zu der Ordnung der Dinge, welche es als das Rechte begriffen, und in welcher niemand dasselbe verstehe oder den mindesten Wunsch und Bedürfnis einer solchen Ordnung der Dinge hege, sondern das Vorhandene als das ganz Natürliche und das einzig Mögliche ansehe? Würden nicht

diese eine andre Welt im Busen Tragenden gar bald irre werden, und würde so nicht die neue Bildung ebenso unnütz für die Verbesserung des wirklichen Lebens verhallen, wie die bisherige Bildung verhallt ist?

Geht die Mehrheit in ihrer bisherigen Unachtsamkeit, Gedankenlosigkeit und Zerstreutheit so ferner hin, so ist gerade dieses, als das notwendig sich Ergebende, zu erwarten. Wer sich, ohne Aufmerksamkeit auf sich selbst, gehen läßt und von den Umständen sich gestalten, wie sie wollen, der gewöhnt sich bald an jede mögliche Ordnung der Dinge. So sehr auch sein Auge durch etwas beleidigt werden mochte, als er es das erste Mal erblickte, laßt es nur täglich auf dieselbe Weise wiederkehren, so gewöhnt er sich daran und findet es späterhin natürlich, und als ebenso sein müssend, gewinnt es zuletzt gar lieb, und es würde ihm mit der Herstellung des erstern bessern Zustandes wenig gedient sein, weil dieser ihn aus seiner nun einmal gewohnten Weise zu sein herausrisse. Auf diese Weise gewöhnt man sich sogar an Sklaverei, wenn nur unsre sinnliche Fortdauer dabei ungekränkt bleibt, und gewinnt sie mit der Zeit lieb; und dies ist eben das Gefährlichste an der Unterworfenheit, daß sie für alle wahre Ehre abstumpft und sodann ihre sehr erfreuliche Seite hat für den Trägen, indem sie ihn mancher Sorge und manches Selbstdenkens überhebt.

Laßt uns auf der Hut sein gegen diese Überraschung der Süßigkeit des Dienens; denn diese raubt sogar unsern Nachkommen die Hoffnung künftiger Befreiung. Wird unser äußeres Wirken in hemmende Fesseln geschlagen, laßt uns desto kühner unsern Geist erheben zum Gedanken der Freiheit, zum Leben in diesem Gedanken, zum Wünschen und Begehren nur dieses einzigen. Laßt die Freiheit auf einige Zeit verschwinden aus der sichtbaren Welt; geben wir ihr eine Zuflucht im innersten unsrer Gedanken, so lange, bis um uns herum die neue Welt emporwachse, die da Kraft habe, diese Gedanken auch äußerlich darzustellen. Machen wir uns mit demjenigen, was ohne Zweifel unserm Ermessen frei bleiben muß, mit unserm Gemüte, zum Vorbilde, zur Weissagung, zum Bürgen desjenigen, was nach uns Wirklichkeit werden wird. Lassen wir nur nicht mit

unserm Körper zugleich auch unsern Geist niedergebeugt und unterworfen und in die Gefangenschaft gebracht werden!

Fragt man mich, wie dies zu erreichen sei, so ist darauf die einzige alles in sich fassende Antwort diese: Wir müssen eben zur Stelle werden, was wir ohnedies sein sollten, Deutsche. Wir sollen unsern Geist nicht unterwerfen: so müssen wir eben vor allen Dingen einen Geist uns anschaffen, und einen festen und gewissen Geist; wir müssen ernst werden in allen Dingen und nicht fortfahren, bloß leichtsinniger Weise und nur zum Scherze dazusein; wir müssen uns haltbare und unerschütterliche Grundsätze bilden, die allen unserm übrigen Denken und unserm Handeln zur festen Richtschnur dienen, Leben und Denken muß bei uns aus einem Stücke sein und ein sich durchdringendes und gediegenes Ganzes; wir müssen in beiden der Natur und der Wahrheit gemäß werden und die fremden Kunststücke von uns werfen; wir müssen, um es mit einem Worte zu sagen, uns Charakter anschaffen; denn Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend, und die Sache hat in unsrer Sprache keinen besondern Namen, weil sie eben ohne alles unser Wissen und Besinnung aus unserm Sein unmittelbar hervorgehen soll.

Wir müssen zuvörderst über die großen Ereignisse unsrer Tage, ihre Beziehung auf uns und das, was wir von ihnen zu erwarten haben, mit eigner Bewegung unsrer Gedanken nachdenken und uns eine klare und feste Ansicht von allen diesen Gegenständen und ein entschiednes und unwandelbares Ja oder Nein über die hierher fallenden Fragen verschaffen; jeder, der den mindesten Anspruch auf Bildung macht, soll das. Das tierische Leben des Menschen läuft in allen Zeitaltern ab nach denselben Gesetzen, und hierin ist alle Zeit sich gleich. Verschiedne Zeiten sind da nur für den Verstand, und nur derjenige, der sie mit dem Begriffe durchdringt, lebt sie mit und ist da zu dieser seiner Zeit; ein andres Leben ist nur ein Tier- und Pflanzenleben. Alles, was da geschieht, unvernommen an sich vorübergehen zu lassen, gegen dessen Andrang wohl gar geflissentlich Auge und Ohr zu verstopfen, sich dieser Gedankenlosigkeit wohl gar noch als großer Weisheit zu rühmen, mag anständig sein einem Felsen, an den die Meereswellen schlagen, ohne daß er es

fühlt, oder einem Baumstamme, den Stürme hin- und herreißen, ohne daß er es bemerkt, keineswegs aber einem denkenden Wesen. — Selbst das Schweben in höhern Kreisen des Denkens spricht nicht los von dieser allgemeinen Verbindlichkeit, seine Zeit zu verstehen. Alles Höhere muß eingreifen wollen auf seine Weise in die unmittelbare Gegenwart, und wer wahrhaftig in jenem lebt, lebt zugleich auch in der letztern; lebte er nicht auch in dieser, so wäre dies der Beweis, daß er auch in jenem nicht lebte, sondern in ihm nur träumte. Jene Achtlosigkeit auf das, was unter unsern Augen vorgeht, und die künstliche Ableitung der allenfalls entstandnen Aufmerksamkeit auf andre Gegenstände wäre das Erwünschteste, was einem Feinde unsrer Selbständigkeit begegnen könnte. Ist er sicher, daß wir uns bei keinem Dinge etwas denken, so kann er eben, wie mit leblosen Werkzeugen, alles mit uns vornehmen, was er will; die Gedankenlosigkeit eben ist es, die sich an alles gewöhnt; wo aber der klare und umfassende Gedanke und in diesem das Bild dessen, was da sein sollte, immerfort wachsam bleibt, da kommt es zu keiner Gewöhnung.

Diese Reden haben zunächst Sie eingeladen, und sie werden einladen die ganze deutsche Nation, inwieweit es dermalen möglich ist, dieselbe durch den Bücherdruck um sich zu versammeln, bei sich selbst eine feste Entscheidung zu fassen und innerlich mit sich einig zu werden über folgende Fragen: 1. Ob es wahr sei, oder nicht wahr, daß es eine deutsche Nation gebe, und daß deren Fortdauer in ihrem eigentümlichen und selbständigen Wesen dermalen in Gefahr sei? 2. Ob es der Mühe wert sei, oder nicht wert sei, dieselbe zu erhalten? 3. Ob es irgend ein sicheres und durchgreifendes Mittel dieser Erhaltung gebe, und welches dieses Mittel sei?

Vorher war die hergebrachte Sitte unter uns diese, daß, wenn irgend ein ernsthaftes Wort, mündlich oder im Drucke, sich vernehmen ließ, das tägliche Geschwätz sich desselben bemächtigte und es in einen spaßhaften Unterhaltungsstoff seiner drückenden Langweile verwandelte. Zunächst um mich herum habe ich dermalen nicht, so wie ehemals, bemerkt, daß man von meinen gegenwärtigen Vorträgen denselben Gebrauch gemacht hätte; von dem zeitigen Tone aber der geselligen

Zusammenkünfte auf dem Boden des Bücherdrucks, ich meine die Litteraturzeitungen und andres Journalwesen, habe ich keine Kunde genommen und weiß nicht, ob von diesem sich Scherz oder Ernst erwarten lassen. Wie dies sich verhalten möge, meine Absicht wenigstens ist es nicht gewesen, zu scherzen und den bekannten Witz, den unser Zeitalter besitzt, wieder in den Gang zu bringen.

Tiefer unter uns eingewurzelt, fast zur andern Natur geworden, und das Gegenteil beinahe unerhört, war unter den Deutschen die Sitte, daß man alles, was auf die Bahn gebracht wurde, betrachtete als eine Aufforderung an jeden, der einen Mund hätte, nur geschwind und auf der Stelle sein Wort auch dazu zu geben und uns zu berichten, ob er auch derselben Meinung sei, oder nicht; nach welcher Abstimmung denn die ganze Sache vorbei sei und das öffentliche Gespräch zu einem neuen Gegenstande eilen müsse. Auf diese Weise hat sich aller litterarischer Verkehr unter den Deutschen verwandelt, sowie das Echo der alten Fabel in einen bloßen reinen Laut, ohne allen Leib und körperlichen Gehalt. Wie in den bekannten schlechten Gesellschaften des persönlichen Verkehrs, so kam es auch in dieser nur darauf an, daß die Menschenstimme forthalle, und daß jeder ohne Stocken sie aufnehme und sie dem Nachbar zuwerfe, keineswegs aber darauf, was da ertönte. Was ist Charakterlosigkeit und Undeutschheit, wenn es das nicht ist? Auch dies ist nicht meine Absicht gewesen, dieser Sitte zu huldigen und nur das öffentliche Gespräch rege zu erhalten. Ich habe eben auch, indem ich etwas andres wollte, meinen persönlichen Anteil zu dieser öffentlichen Unterhaltung schon vorlängst hinlänglich abgetragen, und man könnte mich endlich davon lossprechen. Ich will nicht gerade auf der Stelle wissen, wie dieser oder jener über die in Anregung gebrachten Fragen denke, d. h. wie er bisher darüber gedacht, oder auch nicht gedacht habe. Er soll es bei sich selbst überlegen und durchdenken, so lange bis sein Urteil fertig ist und vollkommen klar, und soll sich die nötige Zeit dazu nehmen, und gehen ihm etwa die gehörigen Vorkenntnisse und der ganze Grad der Bildung, der zu einem Urteile in diesen Angelegenheiten erfordert wird, noch ab, so soll er sich auch dazu die Zeit nehmen, sich dieselben zu erwerben.

Hat nun einer auf diese Weise sein Urteil fertig und klar, so wird nicht gerade verlangt, daß er es auch öffentlich abgebe; sollte dasselbe mit dem hier Gesagten übereinstimmen, so ist dieses eben schon gesagt, und es bedarf nicht eines zweiten Sagens, nur wer etwas andres und Besseres sagen kann, ist aufgefordert zu reden; dagegen aber soll es jeder in jedem Falle nach seiner Weise und Lage wirklich leben und treiben.

Am allerwenigsten endlich ist es meine Absicht gewesen, an diesen Reden unsern deutschen Meistern in Lehre und Schrift eine Schreibeübung vorzulegen, damit sie dieselbe verbessern, und ich bei dieser Gelegenheit erfahre, was sich etwa von mir hoffen läßt. Auch in dieser Rücksicht ist guter Lehre und Rats schon sattsam an mich gewendet worden, und es müßte sich schon jetzt gezeigt haben, wenn Besserung zu erwarten wäre.

Nein, das war zunächst meine Absicht, aus dem Schwarme von Fragen und Untersuchungen und aus dem Heere widersprechender Meinungen über dieselben, in welchem die Gebildeten unter uns bisher herumgeworfen worden sind, so viele derselben ich könnte, auf einen Punkt zu führen, bei welchem sie sich selbst Stand hielten, und zwar auf denjenigen, der uns am allernächsten liegt, den unsrer eignen gemeinschaftlichen Angelegenheiten; in diesem einigen Punkte sie zu einer festen Meinung, bei der es nun unverrückt bleibe, und zu einer Klarheit, in der sie wirklich sich zurecht finden, zu bringen; so viel andres auch zwischen ihnen streitig sein möge, wenigstens über dieses eine sie zur Einmütigkeit des Sinnes zu verbinden; auf diese Weise endlich einen festen Grundzug des Deutschen hervorzubringen, den, daß er es gewürdigt habe, sich über die Angelegenheit der Deutschen eine Meinung zu bilden; dagegen derjenige, der über diesen Gegenstand nichts hören und nichts denken möchte, von nun an mit Recht angesehen werden könnte, als nicht zu uns gehörend.

Die Erzeugung einer solchen festen Meinung und die Vereinigung und das gegenseitige Sichverstehen mehrerer über diesen Gegenstand wird, sowie es unmittelbar die Rettung ist unsers Charakters aus der unsrer unwürdigen Zerflossenheit, zugleich auch ein kräftiges Mittel werden, unsern Hauptzweck, die Einführung der

neuen Nationalerziehung, zu erreichen. Besonders darum, weil wir selber, sowohl jeder mit sich, als alle untereinander, niemals einig waren, heute dieses und morgen etwas andres wollten, und jeder anders hineinschrie in das dumpfe Geräusch, sich auch unsre Regierungen, die allerdings und oft mehr als ratsam war, auf uns hörten, irre gemacht worden, und haben hin- und hergeschwankt, ebenso wie unsre Meinung. Soll endlich einmal ein fester und gewisser Gang in die gemeinsamen Angelegenheiten kommen: was verhindert, daß wir zunächst bei uns selbst anfangen, und das Beispiel der Entschiedenheit und Festigkeit geben? Lasse sich nur einmal eine übereinstimmende und sich gleichbleibende Meinung hören, lasse ein entschiednes und als allgemein sich ankündigendes Bedürfnis sich vernehmen, das der Nationalerziehung, wie wir voraussetzen: ich halte dafür, unsre Regierungen werden uns hören, sie werden uns helfen, wenn wir die Neigung zeigen, uns helfen zu lassen. Wenigstens würden wir im entgegengesetzten Falle sodann erst das Recht haben, uns über sie zu beklagen; dermalen, da unsre Regierungen ungefähr also sind, wie wir sie wollen, steht uns das Klagen übel an.

Ob es ein sicheres und durchgreifendes Mittel gebe zur Erhaltung der deutschen Nation, und welches dieses Mittel sei, ist die bedeutendste unter den Fragen, die ich dieser Nation zur Entscheidung vorgelegt habe. Ich habe diese Frage beantwortet, und die Gründe meiner Art der Beantwortung dargelegt, keineswegs um das Endurteil vorzuschreiben, was zu nichts helfen könnte, indem jeder, der in dieser Sache Hand anlegen soll, in seinem eignen Innern durch eigne Thätigkeit sich überzeugt haben muß, sondern nur, um zum eignen Nachdenken und Urteilen anzuregen. Ich muß von nun an jeden sich selbst überlassen; nur warnen kann ich noch, daß man durch seichte und oberflächliche Gedanken, die auch über diesen Gegenstand sich im Umlaufe befinden, sich nicht täuschen, vom tiefern Nachdenken sich nicht abhalten und durch nichtige Vertröstungen sich nicht abfinden lasse.

Wir haben z. B. schon lange vor den letzten Ereignissen, gleichsam auf den Vorrat, hören müssen, und es ist uns seitdem häufig wiederholt worden, daß, wenn auch unsre politische Selbständigkeit

verloren sei, wir dennoch unsre Sprache behielten und unsre Litteratur, und in diesen immer eine Nation blieben, und damit über alles andre uns leichtlich trösten könnten.

Worauf gründet sich denn zuvörderst die Hoffnung, daß wir auch ohne politische Selbständigkeit dennoch unsre Sprache behalten werden? Jene, die also sagen, schreiben doch wohl nicht ihrem Zureden und ihren Ermahnungen auf Kind und Kindeskind hinaus und auf alle künftigen Jahrhunderte diese wunderwirkende Kraft zu? Was von den jetztlebenden und gemachten Männern sich gewöhnt hat, in deutscher Sprache zu reden, zu schreiben, zu lesen, wird ohne Zweifel also fortfahren; aber was wird das nächstkünftige Geschlecht thun, und was erst das dritte? Welches Gegengewicht gedenken wir denn in diese Geschlechter hineinzulegen, das ihrer Begierde, demjenigen, bei welchem aller Glanz ist und das alle Begünstigungen austeilt, auch durch Sprache und Schrift zu gefallen, die Wage halte? Haben wir denn niemals von einer Sprache gehört, welche die erste der Welt ist, unerachtet bekannt wird, daß die ersten Werke in derselben noch zu schreiben sind, und sehen wir nicht schon jetzt unter unsern Augen, daß Schriften, durch deren Inhalt man zu gefallen hofft, in ihr erscheinen? Man beruft sich auf das Beispiel zweier andern Sprachen, eine der alten, eine der neuen Welt, welche, unerachtet des politischen Untergangs der Völker, die sie redeten, dennoch als lebendige Sprachen fortgedauert. Ich will in die Weise dieser Fortdauer nicht einmal hineingehen; soviel aber ist auf den ersten Blick klar, daß beide Sprachen etwas in sich hatten, das die unsrige nicht hat, wodurch sie vor den Überwindern Gnade fanden, welche die unsrige niemals finden kann. Hätten diese Vertröster besser um sich geschaut, so würden sie ein andres unsers Erachtens hier durchaus passendes Beispiel gefunden haben, das der wendischen Sprache. Auch diese dauert seit der Reihe von Jahrhunderten, daß das Volk derselben seine Freiheit verloren hat, noch immer fort, in den ärmlichen Hütten des an die Scholle gebundenen Leibeignen nämlich, damit er in ihr, unverstanden von seinem Bedrücker, sein Schicksal beklagen könne.

Oder setze man den Fall, daß unsre Sprache lebendig und eine Schriftstellersprache bleibe und so ihre Litteratur behalte: was kann denn das für eine Litteratur sein, die Litteratur eines Volks ohne politische Selbständigkeit? Was will denn der vernünftige Schriftsteller, und was kann er wollen? Nichts andres, denn eingreifen in das allgemeine und öffentliche Leben und dasselbe nach seinem Bilde gestalten und umschaffen; und wenn er dies nicht will, so ist alles sein Reden leerer Laut zum Kitzel müßiger Ohren. Er will ursprünglich und aus der Wurzel des geistigen Lebens heraus denken für diejenigen, die ebenso ursprünglich wirken, d. i. regieren. Er kann deswegen nur in einer solchen Sprache schreiben, in der auch die Regierenden denken, in einer Sprache, in der regiert wird, in der eines Volkes, das einen selbständigen Staat ausmacht. Was wollen denn zuletzt alle unsre Bemühungen selbst um die abgezogensten Wissenschaften? Lasset sein, der nächste Zweck dieser Bemühungen sei der, die Wissenschaft fortzupflanzen von Geschlecht zu Geschlecht und in der Welt zu erhalten; warum soll sie denn auch erhalten werden? Offenbar nur, um zu rechter Zeit das allgemeine Leben und die ganze menschliche Ordnung der Dinge zu gestalten. Dies ist ihr letzter Zweck; mittelbar dient sonach, sei es auch erst in einer spätern Zukunft, jede wissenschaftliche Bestrebung dem Staate. Giebt sie diesen Zweck auf, so ist auch ihre Würde und ihre Selbständigkeit verloren. Wer aber diesen Zweck hat, der muß schreiben in der Sprache des herrschenden Volks.

Wie es ohne Zweifel wahr ist, daß allenthalben, wo eine besondere Sprache angetroffen wird, auch eine besondere Nation vorhanden ist, die das Recht hat, selbständig ihre Angelegenheiten zu besorgen und sich selber zu regieren; so kann man umgekehrt sagen: daß, wie ein Volk aufgehört hat, sich selbst zu regieren, es eben auch schuldig sei, seine Sprache aufzugeben und mit den Überwindern zusammenzufließen, damit Einheit, innerer Friede und die gänzliche Vergessenheit der Verhältnisse, die nicht mehr sind, entstehe. Ein nur halbverständiger Anführer einer solchen Mischung muß hierauf dringen, und wir können uns sicher darauf verlassen, daß in unserm Falle darauf gedrungen werden wird. Bis diese Verschmelzung

erfolgt sei, wird es Übersetzungen der verstatteten Schulbücher in die Sprache der Barbaren geben, d. h. derjenigen, die zu ungeschickt sind, die Sprache des herrschenden Volks zu lernen, und die eben dadurch von allem Einflusse auf die öffentlichen Angelegenheiten sich ausschließen und sich zur lebenslänglichen Unterwürfigkeit verdammen; auch wird es diesen, die zur Stummheit über die wirklichen Begebenheiten sich selbst verurteilt haben, verstattet werden, an erdichteten Welthändeln ihre Redefertigkeit zu üben, oder ehemalige und alte Formen sich selber nachzuahmen, wo man für das erste an der zum Beispiel angeführten alten, für das letztere an der neuen Sprache die Belege aufsuchen mag. Eine solche Litteratur möchten wir vielleicht noch auf einige Zeit behalten, und mit derselben mag sich trösten der, der keinen bessern Trost hat; daß aber auch solche, die wohl fähig wären, sich zu ermannen, die Wahrheit zu sehen und aufgeschreckt zu werden durch ihren Anblick zu Entschluß und That, durch solchen nichtigen Trost, mit welchem einem Feinde unsrer Selbständigkeit recht eigentlich gedient sein würde, in dem trägen Schlummer erhalten werden: dies möchte ich verhindern, wenn ich es könnte.

Man verheißt uns also die Fortdauer einer deutschen Litteratur auf die künftigen Geschlechter. Um die Hoffnungen, die wir hierüber fassen können, näher zu beurteilen, würde es sehr zuträglich sein, sich umzusehen, ob wir denn auch nur bis auf diesen Augenblick eine deutsche Litteratur im wahren Sinne des Wortes noch haben. Das edelste Vorrecht und das heiligste Amt des Schriftstellers ist dies, seine Nation zu versammeln und mit ihr über ihre wichtigsten Angelegenheiten zu beratschlagen; ganz besonders aber ist dies von jeher das ausschließende Amt des Schriftstellers gewesen in Deutschland, indem dieses in mehrere abgesonderte Staaten zertrennt war, und als gemeinsames Ganzes fast nur durch das Werkzeug des Schriftstellers, durch Sprache und Schrift, zusammen gehalten wurde; am eigentlichsten und dringendsten wird es sein Amt in dieser Zeit, nachdem das letzte äußere Band, das die Deutschen vereinigte, die Reichsverfassung, auch zerrissen ist. Sollte es sich nun etwa zeigen — wir sprechen hieran nicht etwa aus, was wir wüßten oder

befürchteten, sondern nur einen möglichen Fall, auf den wir jedoch ebenfalls im voraus Bedacht nehmen müssen — sollte es sich, sage ich, etwa zeigen, daß schon jetzt Diener besonderer Staaten von Angst, Furcht und Schrecken so eingenommen wären, daß sie solchen, eine Nation eben noch als daseiend voraussetzenden und an dieselbe sich wendenden Stimmen zuerst das Lautwerden oder durch Verbote die Verbreitung versagten: so wäre dies ein Beweis, daß wir schon jetzt keine deutsche Schriftstellerei mehr hätten, und wir wüßten, wie wir mit den Aussichten auf eine künftige Litteratur daran wären.

Was könnte es doch sein, das diese fürchteten? Etwa, daß dieser und jener dergleichen Stimmen nicht gern hören werde? Sie würden für ihre zarte Besorgtheit wenigstens die Zeit übel gewählt haben. Schmähungen und Herabwürdigungen des Vaterländischen, abgeschmackte Lobpreisungen des Ausländischen können sie ja doch nicht verhindern; seien sie doch nicht so streng gegen ein dazwischen tönendes vaterländisches Wort! Es ist wohl möglich, daß nicht alle alles gleich gern hören; aber dafür können wir zur Zeit nicht sorgen, uns treibt die Not, und wir müssen eben sagen, was diese zu sagen gebietet. Wir ringen ums Leben; wollen sie, daß wir unsre Schritte abmessen, damit nicht etwa durch den erregten Staub irgend ein Staatskleid bestäubt werde? Wir gehen unter in den Fluten; sollen wir nicht um Hilfe rufen, damit nicht irgend ein schwachnerviger Nachbar erschreckt werde?

Wer sind denn diejenigen, die es nicht gerne hören könnten, und unter welcher Bedingung könnten sie es denn nicht gern hören? Allenthalben ist es nur die Unklarheit und die Finsternis, die da schreckt. Jedes Schreckbild verschwindet, wenn man es fest ins Auge faßt. Lasset uns mit derselben Unbefangenheit und Unumwundenheit, mit der wir bisher jeden in diese Vorträge fallenden Gegenstand zerlegt haben, auch diesem Schrecknisse unter die Augen treten.

Man nimmt an, entweder, daß das Wesen, dem dermalen die Leitung eines großen Teils der Weltangelegenheiten anheimgefallen ist, ein wahrhaft großes Gemüt sei, oder man nimmt das Gegenteil an, und ein drittes ist nicht möglich. Im ersten Falle, worauf beruht denn alle menschliche Größe, außer auf der Selbständigkeit und

Ursprünglichkeit der Person, und daß sie nicht sei ein erkünsteltes Gemächte ihres Zeitalters, sondern ein Gewächs aus der ewigen und ursprünglichen Geisterwelt, ganz so, wie es ist, hervorgewachsen, daß ihr eine neue und eigentümliche Ansicht des Weltganzen aufgegangen sei, und daß sie festen Willen habe und eiserne Kraft, diese ihre Ansicht einzuführen in die Wirklichkeit? Aber es ist schlechthin unmöglich, daß ein solches Gemüt nicht auch außer sich an Völkern und Einzelnen ehre, was in seinem Innern seine eigne Größe ausmacht, die Selbständigkeit, die Festigkeit, die Eigentümlichkeit des Daseins. So gewiß es sich in seiner Größe fühlt und derselben vertraut, verschmäht es über armseligen Knechtssinn zu herrschen und groß zu sein unter Zwergen; es verschmäht den Gedanken, daß es die Menschen erst herabwürdigen müsse, um über sie zu gebieten; es ist gedrückt durch den Anblick des dasselbe umgebenden Verderbens, es thut ihm weh, die Menschen nicht achten zu können; alles aber, was sein verbrüdertes Geschlecht erhebt, veredelt, in ein würdigeres Licht setzt, thut wohl seinem selbst edlen Geiste und ist sein höchster Genuß. Ein solches Gemüt sollte ungern vernehmen, daß die Erschütterungen, die die Zeiten herbeigeführt haben, benutzt werden, um eine alte ehrwürdige Nation, den Stamm der meisten Völker des neuen Europa und die Bildnerin aller, aus dem tiefen Schlummer aufzuregen und dieselbe zu bewegen, daß sie ein sicheres Verwahrungsmittel ergreife, um sich zu erheben aus dem Verderben, welches dieselbe zugleich sichert, nie wieder herabzusinken und mit sich selbst zugleich alle übrigen Völker zu erheben? Es wird hier nicht angeregt zu ruhestörenden Auftritten; es wird vielmehr vor diesen, als sicher zum Verderben führend, gewarnt, es wird eine feste unwandelbare Grundlage angegeben, worauf endlich in einem Volke der Welt die höchste, reinste und noch niemals also unter den Menschen gewesene Sittlichkeit aufgebaut, für alle folgende Zeiten gesichert und von da aus über alle andre Völker verbreitet werde; es wird eine Umschaffung des Menschengeschlechts angegeben aus irdischen und sinnlichen Geschöpfen zu reinen und edlen Geistern. Durch einen solchen Vorschlag, meint man, könne ein Geist, der selbst

rein ist und edel und groß, oder irgend jemand, der nach ihm sich bildet, beleidigt werden?

Was würden dagegen diejenigen, welche diese Furcht hegten und dieselbe durch ihr Handeln zugeständen, annehmen und laut vor aller Welt bekennen, daß sie es annehmen? Sie würden bekennen, daß sie glaubten, daß ein menschenfeindliches und ein sehr kleines und niedriges Princip über uns herrsche, dem jede Regung selbständiger Kraft bange mache, der von Sittlichkeit, Religion, Veredlung der Gemüter nicht ohne Angst hören könne, indem allein in der Herabwürdigung der Menschen, in ihrer Dumpfheit und ihren Lastern, für ihn Heil sei und Hoffnung, sich zu erhalten. Mit diesem ihrem Glauben, der unsern andern Übeln noch die drückende Schmach hinzufügen würde, von einem solchen beherrscht zu sein, sollen wir nun ohne weiteres und ohne die vorhergegangene einleuchtende Beweisführung einverstanden sein und in demselben handeln?

Den schlimmsten Fall gesetzt, daß sie recht hätten, keineswegs aber wir, die wir das erstere durch unsre That annehmen, soll denn nun wirklich einem zu Gefallen, dem damit gedient ist, und ihnen zu Gefallen, die sich fürchten, das Menschengeschlecht herabgewürdigt werden und versinken, und soll keinem, dem sein Herz es gebietet, erlaubt sein, sie vor dem Verfalle zu warnen? Gesetzt, daß sie nicht bloß recht hätten, sondern daß man sich auch noch entschließen sollte, im Angesichte der Mitwelt und der Nachwelt ihnen recht zu geben und das eben hingelegte Urteil über sich selbst laut auszusprechen: was wäre denn nun das Höchste und Letzte, das für den unwillkommnen Warner daraus erfolgen könnte? Kennen sie etwas Höheres, denn den Tod? Dieser erwartet uns ohnedies alle, und es haben vom Anbeginn der Menschheit an Edle um geringerer Angelegenheiten willen — denn wo gab es jemals eine höhere, als die gegenwärtige? — der Gefahr desselben getrotzt. Wer hat das Recht, zwischen ein Unternehmen, das auf diese Gefahr begonnen ist, zu treten?

Sollte es, wie ich nicht hoffe, solche unter uns Deutschen geben, so würden diese ungebeten, ohne Dank, und, wie ich hoffe, zurückgewiesen, ihren Hals dem Joche der geistigen Knechtschaft darbieten;

sie würden, bitter schmähend, indem sie staatsklug zu schmeicheln glauben, weil sie nicht wissen, wie wahrer Größe zu Mute ist, und die Gedanken derselben nach denen ihrer eignen Kleinheit messen, sie würden die Litteratur, mit der sie nichts andres anzufangen wissen, gebrauchen, um durch die Abschlachtung derselben als Opfertier ihren Hof zu machen. Wir dagegen preisen durch die That unsers Vertrauens und unsers Mutes weit mehr, denn Worte es je vermöchten, die Größe des Gemüts, bei dem die Gewalt ist. Über das ganze Gebiet der ganzen deutschen Zunge hinweg, wo irgendhin unsre Stimme frei und unaufgehalten ertönt, ruft sie durch ihr bloßes Dasein den Deutschen zu: Niemand will eure Unterdrückung, euren Knechtssinn, eure sklavische Unterwürfigkeit, sondern eure Selbständigkeit, eure wahre Freiheit, eure Erhebung und Veredlung will man; denn man hindert nicht, daß man sich öffentlich mit euch darüber beratschlage und euch das unfehlbare Mittel dazu zeige. Findet diese Stimme Gehör und den beabsichtigten Erfolg, so setzt sie ein Denkmal dieser Größe und unsers Glaubens an dieselbe ein in den Fortlauf der Jahrhunderte, welches keine Zeit zu zerstören vermag, sondern das mit jedem neuen Geschlechte höher wächst und sich weiter verbreitet. Wer darf sich gegen den Versuch setzen, ein solches Denkmal zu errichten?

Anstatt also mit der zukünftigen Blüte unsrer Litteratur über unsre verlorne Selbständigkeit uns zu trösten und von der Aufsuchung eines Mittels, dieselbe wieder herzustellen, uns durch dergleichen Trost abhalten zu lassen, wollen wir lieber wissen, ob diejenigen Deutschen, denen eine Art von Bevormundung der Litteratur zugefallen ist, den übrigen selbst schreibenden oder lesenden Deutschen eine Litteratur im wahren Sinne des Wortes noch bis diesen Tag erlauben, und ob sie dafür halten, daß eine solche Litteratur dermalen in Deutschland noch erlaubt sei oder nicht; wie sie aber wirklich darüber denken, das wird sich demnächst entscheiden müssen.

Nach allem ist das Nächste, was wir zu thun haben, um bis zur völligen und gründlichen Verbesserung unsres Stammes uns auch nur aufzubehalten, dies, daß wir uns Charakter anschaffen und diesen zunächst dadurch bewähren, daß wir uns durch eignes Nachdenken

eine feste Meinung bilden über unsre wahre Lage und über das sichere Mittel, dieselbe zu verbessern. Die Nichtigkeit des Trostes aus der Fortdauer unsrer Sprache und Litteratur ist gezeigt. Noch aber giebt es andre, in diesen Reden noch nicht erwähnte Vorspiegelungen, welche die Bildung einer solchen festen Meinung verhindern. Es ist zweckmäßig, daß wir auch auf diese Rücksicht nehmen; jedoch behalten wir dieses Geschäft der nächsten Rede vor.

8.

Vorbemerkung von Dr. Färber. — In der dreizehnten Rede wird die in der zwölften angefangne Betrachtung fortgesetzt und zunächst auf die politischen Systeme der Universalmonarchie und des europäischen Gleichgewichts ausgedehnt. Beide Principien bekämpfen sich seit Jahrhunderten, und Deutschland gab oft den Boden für diese Kriege. Sodann spricht er über das Verhalten den Franzosen gegenüber; man solle sich durch sie in den heimischen Gebräuchen nicht beirren lassen, nicht diejenigen Staats- und Heereslenker schmähen, unter deren Führung das Unglück hereingebrochen, nicht dem Eroberer schmeicheln, der, wenn er wahrhaft groß sei, nur Verachtung dafür haben könne.

In der nachfolgenden Schlußrede erreicht der Redner die größte Kraft und den bedeutendsten Schwung. Er beschwört die einzelnen Gruppen der Zuhörer, endlich einmal der ernsten Mahnung Gehör zu geben. Die Vorfahren hätten vergeblich uns vor dem Römerjoch bewahrt und die Reformation erstritten, wenn wir eine Beute der Neurömer (Franzosen) würden. Auch das Ausland habe dabei ein Interesse, weil die Völker teils von uns stammen, teils unsre Bildung angenommen haben.

Schlußrede.

Die Reden, welche ich hierdurch beschließe, haben freilich ihre laute Stimme zunächst an Sie gerichtet, aber sie haben im Auge gehabt die ganze deutsche Nation, und sie haben in ihrer Absicht alles, was, so weit die deutsche Zunge reicht, fähig wäre, dieselben zu verstehen, um sich herum versammelt in den Raum, in dem Sie sichtbarlich atmen. Wäre es mir gelungen, in irgend eine Brust, die hier unter meinem Auge geschlagen hat, einen Funken zu werfen, der da fortglimme und das Leben ergreife, so ist es nicht meine Absicht, daß diese allein und einsam bleiben, sondern ich möchte

über den ganzen gemeinsamen Boden hinweg ähnliche Gesinnungen und Entschlüsse zu ihnen sammeln und an die ihrigen anknüpfen, so daß über den vaterländischen Boden hinweg, bis an dessen fernste Grenzen, aus diesem Mittelpunkte heraus eine einzige fortfließende und zusammenhängende Flamme vaterländischer Denkungsart sich verbreite und entzünde. Nicht zum Zeitvertreib müßiger Ohren und Augen haben sie sich diesem Zeitalter bestimmt, sondern ich will endlich einmal wissen, und jeder Gleichgesinnte soll es mit mir wissen, ob auch außer uns etwas ist, das unsrer Denkungsart verwandt ist. Jeder Deutsche, der noch glaubt, Glied einer Nation zu sein, der groß und edel von ihr denkt, auf sie hofft, für sie wagt, duldet und trägt, soll endlich herausgerissen werden aus der Unsicherheit seines Glaubens; er soll klar sehen, ob er recht habe, oder nur ein Thor oder Schwärmer sei, er soll von nun an entweder mit sicherm und freudigem Bewußtsein seinen Weg fortsetzen, oder mit rüstiger Entschlossenheit Verzicht thun auf ein Vaterland hienieden und sich allein mit dem himmlischen trösten. Ihnen, nicht als diesen und diesen Personen in unserm täglichen und beschränkten Leben, sondern als Stellvertretern der Nation, und hindurch durch Ihre Gehörswerkzeuge der ganzen Nation rufen diese Reden also zu:

Es sind Jahrhunderte herabgesunken, seitdem ihr nicht also zusammenberufen worden seid, wie heute, in solcher Anzahl, in einer so großen, so dringenden, so gemeinschaftlichen Angelegenheit, so durchaus als Nation und Deutsche. Auch wird es euch niemals wiederum also geboten werden. Merkt ihr jetzt nicht auf und geht in euch, laßt ihr auch diese Reden wieder als einen leeren Kitzel der Ohren oder als ein wunderliches Ungetüm an euch vorübergehen, so wird kein Mensch mehr auf euch rechnen. Endlich einmal hört, endlich einmal besinnt euch. Geht nur diesmal nicht von der Stelle, ohne einen festen Entschluß gefaßt zu haben, und jedweder, der diese Stimme vernimmt, fasse diesen Entschluß bei sich selbst und für sich selbst, gleich als ob er allein da sei und alles allein thun müsse. Wenn recht viele einzeln so denken, so wird bald ein großes Ganzes dastehen, das in eine einige engverbundene Kraft zusammenfließe. Wenn dagegen jedweder, sich selbst ausschließend, auf

die übrigen hofft und den andern die Sache überläßt, so giebt es gar keine andern, und alle zusammen bleiben so, wie sie vorher waren. — Faßt ihn auf der Stelle, diesen Entschluß. Sagt nicht, laß uns noch ein wenig ruhen, ein wenig schlafen und träumen, bis etwa die Besserung von selber komme. Sie wird niemals von selbst kommen. Wer, nachdem er einmal das Gestern versäumt hat, das noch bequemer gewesen wäre zur Besinnung, selbst heute noch nicht wollen kann, der wird es morgen noch weniger können. Jeder Verzug macht uns nur noch träger und wiegt uns nur noch tiefer ein in die freundliche Gewöhnung an unsern elenden Zustand. Auch können die äußern Antriebe zur Besinnung niemals stärker und dringender werden. Wen diese Gegenwart nicht aufregt, der hat sicher alles Gefühl verloren. — Ihr seid zusammenberufen, einen letzten und festen Entschluß und Beschluß zu fassen; keineswegs etwa zu einem Befehle, einem Auftrage, einer Zumutung an andre, sondern zu einer Zumutung an euch selber. Eine Entschließung sollt ihr fassen, die jedweder nur durch sich selbst und in seiner eignen Person ausführen kann. Es reicht hierbei nicht hin jenes müßige Vorsatznehmen, jenes Wollen, irgend einmal zu wollen, jenes träge Sichbescheiden, daß man sich darein ergeben wolle, wenn man etwa einmal von selber besser würde; sondern es wird von euch gefordert ein solcher Entschluß, der zugleich unmittelbar Leben sei und inwendige That, und der da ohne Wanken oder Erkältung fortdaure und fortwalte, bis er am Ziele sei.

Oder ist vielleicht in euch die Wurzel, aus der ein solcher in das Leben eingreifender Entschluß allein hervorwachsen kann, völlig ausgerottet und verschwunden? Ist wirklich und in der That euer ganzes Wesen verdünnt und zerflossen zu einem hohlen Schatten, ohne Saft und Blut und eigne Bewegkraft; und zu einem Traume, in welchem zwar bunte Gesichter sich erzeugen und geschäftig einander durchkreuzen, der Leib aber todähnlich und erstarrt daliegen bleibt? Es ist dem Zeitalter seit langem unter die Augen gesagt und in jeder Einkleidung wiederholt worden, daß man ungefähr also von ihm denke. Seine Wortführer haben geglaubt, daß man

dadurch nur schmähen wolle, und haben sich für aufgefordert gehalten, auch von ihrer Seite wiederum zurückzuschmähen, wodurch die Sache wieder in ihre natürliche Ordnung komme. Im übrigen hat nicht die mindeste Änderung oder Besserung sich spüren lassen. Habt ihr es vernommen, ist es fähig gewesen, euch zu entrüsten: nun, so straft doch diejenigen, die so von euch denken und reden, geradezu durch eure That der Lüge; zeigt euch anders vor aller Welt Augen, und jene sind vor aller Welt Augen der Unwahrheit überwiesen. Vielleicht, daß sie gerade in der Absicht, von euch also widerlegt zu werden, und weil sie an jedem andern Mittel, euch aufzuregen, verzweifelten, also hart von euch geredet haben. Viel besser hätten sie es sodann mit euch gemeint, als diejenigen, die euch schmeicheln, damit ihr erhalten werdet in der trägen Ruhe und in der nichts achtenden Gedankenlosigkeit!

So schwach und so kraftlos ihr auch immer sein möget, man hat in dieser Zeit euch die klare und ruhige Besinnung so leicht gemacht, als sie vorher niemals war. Das, was eigentlich in die Verworrenheit über unsre Lage, in unsre Gedankenlosigkeit, in unser blindes Gehenlassen uns stürzte, war die süße Selbstzufriedenheit mit uns und unsrer Weise dazusein. Es war bisher gegangen und ging ebenso fort; wer uns zum Nachdenken aufforderte, dem zeigten wir, statt einer andern Widerlegung, triumphierend unser Dasein und Fortbestehen, das sich ohne alles unser Nachdenken ergab. Es ging aber nur darum, weil wir nicht auf die Probe gestellt wurden. Wir sind seitdem durch sie hindurchgegangen. Seit dieser Zeit sollten doch wohl die Täuschungen, die Blendwerke, der falsche Trost, durch die wir alle uns gegenseitig verwirrten, zusammengestürzt sein! — Die angebornen Vorurteile, welche, ohne von hier oder da auszugehen, wie ein natürlicher Nebel über alle sich verbreiteten und alle in dieselbe Dämmerung einhüllten, sollten doch wohl nun verschwunden sein? Jene Dämmerung hält nicht mehr unsre Augen; sie kann uns aber auch nicht ferner zur Entschuldigung dienen. Jetzt stehen wir da, rein, leer, ausgezogen von allen fremden Hüllen und Umhängen, bloß als das, was wir selbst sind. Jetzt muß es sich zeigen, was dieses Selbst ist, oder nicht ist.

Es dürfte jemand unter euch hervortreten und mich fragen: Was giebt gerade dir, dem einzigen unter allen deutschen Männern und Schriftstellern, den besondern Auftrag, Beruf und das Vorrecht, uns zu versammeln und auf uns einzudringen? Hätte nicht jeder unter den Tausenden der Schriftsteller Deutschlands eben dasselbe Recht dazu, wie du; von denen keiner es thut, sondern du allein dich hervordrängst? Ich antworte, daß allerdings jeder dasselbe Recht gehabt hätte, wie ich, und daß ich gerade darum es thue, weil keiner unter ihnen es vor mir gethan hat, und daß ich schweigen würde, wenn ein andrer es früher gethan hätte. Dies war der erste Schritt zu dem Ziele einer durchgreifenden Verbesserung; irgend einer mußte ihn thun. Ich war der, der es zuerst lebendig einsah; darum wurde ich der, der es zuerst that. Es wird nach diesem irgend ein andrer Schritt der zweite sein; diesen zu thun haben jetzt alle dasselbe Recht; wirklich thun aber wird ihn abermals nur ein einzelner. Einer muß immer der erste sein, und wer es sein kann, der sei es eben!

Ohne Sorge über diesen Umstand verweilt ein wenig mit eurem Blicke bei der Betrachtung, auf die wir schon früher euch geführt haben, in welchem beneidenswürdigen Zustande Deutschland sein würde, und in welchem die Welt, wenn das erstere das Glück seiner Lage zu benutzen und seinen Vorteil zu erkennen gewußt hätte. Heftet darauf euer Auge auf das, was beide nunmehr sind, und laßt euch durchdringen von dem Schmerz und dem Unwillen, der jeden Edlen hierbei erfassen muß. Kehrt dann zurück zu euch selbst und seht, daß ihr es seid, die die Zeit von den Irrtümern der Vorwelt lossprechen, von deren Augen sie den Nebel hinwegnehmen will, wenn ihr es zulaßt, daß es euch verliehen ist, wie keinem Geschlechte vor euch, das Geschehene ungeschehen zu machen und den nicht ehrenvollen Zwischenraum auszutilgen aus dem Geschichtsbuche der Deutschen.

Laßt vor euch vorübergehen die verschiedenen Zustände, zwischen denen ihr eine Wahl zu treffen habt. Geht ihr ferner so hin in eurer Dumpfheit und Achtlosigkeit, so erwarten euch zunächst alle Übel der Knechtschaft, Entbehrungen, Demütigungen, der Hohn und

Übermut des Überwinders; ihr werdet herumgestoßen werden in allen Winkeln, weil ihr allenthalben nicht recht und im Wege seid, so lange, bis ihr durch Aufopferung eurer Nationalität und Sprache euch irgend ein untergeordnetes Plätzchen erkauft und bis auf diese Weise allmählich euer Volk auslöscht. Wenn ihr euch dagegen ermannt zum Aufmerken, so findet ihr zuvörderst eine erträgliche und ehrenvolle Fortdauer, und seht noch unter euch und um euch herum ein Geschlecht aufblühen, das euch und den Deutschen das rühmlichste Andenken verspricht. Ihr seht im Geiste durch dieses Geschlecht den deutschen Namen zum glorreichsten unter allen Völkern erheben, ihr seht diese Nation als Wiedergebärerin und Wiederherstellerin der Welt.

Es hängt von euch ab, ob ihr das Ende sein wollt und die letzten eines nicht achtungswürdigen und bei der Nachwelt gewiß sogar über die Gebühr verachteten Geschlechts, bei dessen Geschichte die Nachkommen, falls es nämlich in der Barbarei, die da beginnen wird, zu einer Geschichte kommen kann, sich freuen werden, wenn es mit ihnen zu Ende ist, und das Schicksal preisen werden, daß es gerecht sei; oder, ob ihr der Anfang sein wollt und der Entwicklungspunkt einer neuen, über alle eure Vorstellungen herrlichen Zeit, und diejenigen, von denen an die Nachkommenschaft die Jahre ihres Heils zähle. Bedenkt, daß ihr die letzten seid, in deren Gewalt diese große Veränderung steht. Ihr habt doch noch die Deutschen als eins nennen hören, ihr habt ein sichtbares Zeichen ihrer Einheit, ein Reich und einen Reichsverband gesehen oder davon vernommen, unter euch haben noch von Zeit zu Zeit Stimmen sich hören lassen, die von dieser höhern Vaterlandsliebe begeistert waren. Was nach euch kommt, wird sich an andre Vorstellungen gewöhnen, es wird fremde Formen und einen andern Geschäfts- und Lebensgang annehmen, und wie lange wird es noch dauern, daß keiner mehr lebe, der Deutsche gesehen oder von ihnen gehört habe?

Was von euch gefordert wird, ist nicht viel. Ihr sollt es nur über euch gewinnen, euch auf kurze Zeit zusammenzunehmen und zu denken über das, was euch unmittelbar und offenbar vor den Augen liegt. Darüber nur sollt ihr euch eine feste Meinung bilden, derselben

treu bleiben und sie in eurer nächsten Umgebung auch äußern und aussprechen. Es ist die Voraussetzung, es ist unsre sichere Überzeugung, daß der Erfolg dieses Denkens bei euch allen auf die gleiche Weise ausfallen werde, und daß, wenn ihr nur wirklich denkt und nicht hingeht in der bisherigen Achtlosigkeit, ihr übereinstimmend denken werdet; daß, wenn ihr nur überhaupt Geist euch anschafft, und nicht in dem bloßen Pflanzenleben verharren bleibt, die Einmütigkeit und Eintracht des Geistes von selbst kommen werde. Ist es aber einmal dazu gekommen, so wird alles übrige, was uns nötig ist, sich von selbst ergeben.

Dieses Denken aber wird denn auch in der That gefordert von jedem unter euch, der da noch denken kann über etwas offen vor seinen Augen Liegendes, in seiner eignen Person. Ihr habt Zeit dazu; der Augenblick will euch nicht übertäuben und überraschen; die Akten der mit euch gepflognen Unterhandlungen bleiben unter euren Augen liegen. Legt sie nicht aus den Händen, bis ihr einig geworden seid mit euch selbst. Laßt, o laßt euch ja nicht lässig machen durch das Verlassen auf andre oder auf irgend etwas, das außerhalb eurer selbst liegt; noch durch die unverständige Weisheit der Zeit, daß die Zeitalter sich selbst machen, ohne alles menschliche Zuthun, vermittelst irgend einer unbekannten Kraft. Diese Reden sind nicht müde geworden, euch einzuschärfen, daß euch durchaus nichts helfen kann, denn ihr euch selber, und sie finden nötig, es bis auf den letzten Augenblick zu wiederholen. Wohl mögen Regen und Tau und unfruchtbare oder fruchtbare Jahre gemacht werden durch eine uns unbekannte und nicht unter unsrer Gewalt stehende Macht; aber die ganz eigentümliche Zeit der Menschen, die menschlichen Verhältnisse, machen nur die Menschen sich selber und schlechthin keine außer ihnen befindliche Macht. Nur wenn sie alle insgesamt gleich blind und unwissend sind, fallen sie dieser verborgnen Macht anheim; aber es steht bei ihnen, nicht blind und unwissend zu sein. Zwar in welchem höhern oder niedern Grade es uns übel gehen wird, dies mag abhängen teils von jener unbekannten Macht, ganz besonders aber von dem Verstande und dem Willen derer, denen wir unterworfen sind. Ob aber jemals es uns wieder wohlgehen soll,

dies hängt ganz allein von uns ab, und es wird sicherlich nie wieder irgend ein Wohlsein an uns kommen, wenn wir nicht selbst es uns verschaffen, und insbesondere, wenn nicht jeder einzelne unter uns in seiner Weise thut und wirkt, als ob er allein sei, und als ob lediglich auf ihm das Heil der künftigen Geschlechter beruhe.

Dies ist's, was ihr zu thun habt; dies ohne Säumen zu thun, beschwören euch diese Reden.

Sie beschwören euch, Jünglinge. Ich, der ich schon seit geraumer Zeit aufgehört habe, zu euch zu gehören, halte dafür und habe es auch in diesen Reden ausgesprochen, daß ihr noch fähiger seid eines jeglichen über das Gemeine hinausliegenden Gedankens und erregbarer für jedes Gute und Tüchtige, weil euer Alter noch näher liegt den Jahren der kindlichen Unschuld und der Natur. Ganz anders sieht diesen Grundzug an euch die Mehrheit der ältern Welt an. Diese klagt euch an der Anmaßung, des vorschnellen, vermeßnen und eure Kräfte überfliegenden Urteils, der Rechthaberei, der Neuerungssucht. Jedoch lächelt sie nur gutmütig dieser eurer Fehler. Alles dieses, meint sie, sei begründet lediglich durch euren Mangel an Kenntnis der Welt, d. h. des allgemeinen menschlichen Verderbens, denn für etwas anders an der Welt haben sie nicht Augen. Jetzt nur, weil ihr gleichgesinnte Gehilfen zu finden hofftet und den grimmigen und hartnäckigen Widerstand, den man euren Entwürfen des Bessern entgegensetzen werde, nicht kenntet, hättet ihr Mut. Wenn nur das jugendliche Feuer eurer Einbildungskraft einmal verflogen sein werde, wenn ihr nur die allgemeine Selbstsucht, Trägheit und Arbeitsscheu wahrnehmen würdet, wenn ihr nur die Süßigkeit des Fortgehens in dem gewohnten Gleise selbst einmal recht würdet geschmeckt haben, so werde euch die Lust, besser und klüger sein zu wollen, denn die andern alle, schon vergehen. Sie greifen diese gute Hoffnung von euch nicht etwa aus der Luft; sie haben dieselbe an ihrer eignen Person bestätigt gefunden. Sie müssen bekennen, daß sie in den Tagen ihrer unverständigen Jugend ebenso von Weltverbesserung geträumt haben, wie ihr jetzt; dennoch seien sie bei zunehmender Reife so zahm und ruhig geworden, wie ihr sie jetzt seht. Ich glaube ihnen; ich habe selbst schon in meiner nicht

sehr langwierigen Erfahrung erlebt, daß Jünglinge, die erst andre Hoffnung erregten, dennoch späterhin jenen wohlmeinenden Erwartungen dieses reifen Alters vollkommen entsprachen. Thut dies nicht länger, Jünglinge; denn wie könnte sonst jemals ein besseres Geschlecht beginnen? Der Schmelz der Jugend zwar wird von euch abfallen, und die Flamme eurer Einbildungskraft wird aufhören, sich aus sich selber zu ernähren; aber faßt diese Flamme und verdichtet sie durch klares Denken, macht euch zu eigen die Kunst dieses Denkens, und ihr werdet die schönste Ausstattung des Menschen, den Charakter, noch zur Zugabe bekommen. An jenem klaren Denken erhaltet ihr die Quelle der ewigen Jugendblüte; wie auch euer Körper altere, oder eure Knie wanken, euer Geist wird in stets erneutere Frische sich wiedergebären, und euer Charakter feststehen und ohne Wandel. Ergreift sogleich die sich hier euch darbietende Gelegenheit; denkt klar über den euch zur Beratung vorgelegten Gegenstand; die Klarheit, die in einem Punkte für euch angebrochen ist, wird sich allmählich auch über alle übrigen verbreiten.

Diese Reden beschwören euch Alte. So wie ihr eben gehört habt, denkt man von euch und sagt es euch unter die Augen; und der Redner setzt in seiner eignen Person freimütig hinzu, daß, die freilich auch nicht selten vorkommenden und um so verehrungswürdigern Ausnahmen abgerechnet, in Absicht der großen Mehrheit unter euch man vollkommen recht hat. Gehe man durch die Geschichte der letzten zwei oder drei Jahrzehnte; alles außer ihr selbst stimmt überein, sogar ihr selbst, jeder in dem Fache, das ihn nicht unmittelbar trifft, stimmt mit überein, daß, immer die Ausnahmen abgerechnet und nur auf die Mehrheit gesehen, in allen Zweigen, in der Wissenschaft, sowie in den Geschäften des Lebens, die größere Untauglichkeit und Selbstsucht sich bei dem höhern Alter gefunden habe. Die ganze Mitwelt hat es mit angesehen, daß jeder, der das Bessere und Vollkommnere wollte, außer dem Kampfe mit seiner eignen Unklarheit und den übrigen Umgebungen, noch den schwersten Kampf mit euch zu führen hatte; daß ihr des festen Vorsatzes waret, es müsse nichts aufkommen, was ihr nicht ebenso gemacht und gewußt hättet; daß ihr jede Regung des Denkens für

eine Beschimpfung eures Verstandes ansahet, und daß ihr keine Kraft ungebraucht ließet, um in dieser Bekämpfung des Bessern zu siegen; wie ihr denn gewöhnlich auch wirklich siegtet. So waret ihr die aufhaltende Kraft aller Verbesserungen, welche die gütige Natur aus ihrem stets jugendlichen Schoße uns darbot, so lange, bis ihr versammelt wurdet zu dem Staube, der ihr schon vorher waret, und das folgende Geschlecht, im Kriege mit euch, euch gleich geworden war und eure bisherige Verrichtung übernahm. Ihr dürft nur auch jetzt handeln, wie ihr bisher bei allen Anträgen zur Verbesserung gehandelt habt, ihr dürft nur wiederum eure eitle Ehre, daß zwischen Himmel und Erde nichts sein solle, das ihr nicht schon erforscht hättet, dem gemeinsamen Wohle vorziehen: so seid ihr durch diesen letzten Kampf alles fernern Kämpfens überhoben; es wird keine Besserung erfolgen, sondern Verschlimmerung auf Verschlimmerung, so daß ihr noch manche Freude erleben könnt.

Man wolle nicht glauben, daß ich das Alter als Alter verachte und herabsetze. Wird nur durch Freiheit die Quelle des ursprünglichen Lebens und seiner Fortbewegung aufgenommen in das Leben, so wächst die Klarheit und mit ihr die Kraft, solange das Leben dauert. Ein solches Leben lebt sich besser, die Schlacken der irdischen Abkunft fallen immer mehr ab, und es veredelt sich herauf zum ewigen Leben und blüht ihm entgegen. Die Erfahrung eines solchen Alters söhnt nicht aus mit dem Bösen, sondern sie macht nur die Mittel klarer und die Kunst gewandter, um dasselbe siegreich zu bekämpfen. Die Verschlimmerung durch zunehmendes Alter ist lediglich die Schuld unsrer Zeit, und allenthalben, wo die Gesellschaft sehr verdorben ist, muß dasselbe erfolgen. Nicht die Natur ist es, die uns verdirbt, diese erzeugt uns in Unschuld, die Gesellschaft ist's. Wer nun der Einwirkung derselben einmal sich übergiebt, der muß natürlich immer schlechter werden, je länger er diesem Einflusse ausgesetzt ist. Es wäre der Mühe wert, die Geschichte andrer sehr verdorbener Zeitalter in dieser Rücksicht zu untersuchen und zu sehen, ob nicht z. B. auch unter der Regierung der römischen Imperatoren das, was einmal schlecht war, mit zunehmendem Alter immer schlechter geworden.

Euch Alte sonach und Erfahrene, die ihr die Ausnahme macht, euch zuvörderst beschwören diese Reden, bestätigt, bestärkt, beratet in dieser Angelegenheit die jüngere Welt, die ehrfurchtsvoll ihre Blicke nach euch richtet. Euch andre aber, die ihr in der Regel seid, beschwören sie: helfen sollt ihr nicht, stört nur dieses einzige Mal nicht, stellt euch nicht wieder, wie bisher immer, in den Weg mit eurer Weisheit und euren tausend Bedenklichkeiten. Diese Sache, sowie jede vernünftige Sache in der Welt, ist nicht tausendfach, sondern einfach, welches auch unter die tausend Dinge gehört, die ihr nicht wißt. Wenn eure Weisheit retten könnte, so würde sie uns ja früher gerettet haben; denn ihr seid es ja, die uns bisher beraten haben. Dies ist nun, sowie alles andre, vergeben und soll euch nicht weiter vorgerückt werden. Lernt nur endlich einmal euch selbst erkennen und schweigt.

Diese Reden beschwören euch Geschäftsmänner. Mit wenigen Ausnahmen waret ihr bisher dem abgezognen Denken und aller Wissenschaft, die für sich selbst etwas zu sein begehrte, von Herzen feind, obwohl ihr euch die Miene gabt, als ob ihr dieses alles nur vornehm verachtetet; ihr hieltet die Männer, die dergleichen trieben, und ihre Vorschläge so weit von euch weg, als ihr irgend konntet; und der Vorwurf des Wahnsinns, oder der Rat, sie ins Tollhaus zu schicken, war der Dank, auf den sie bei euch am gewöhnlichsten rechnen konnten. Diese hinwiederum getrauten sich zwar nicht über euch mit derselben Freimütigkeit sich zu äußern, weil sie von euch abhingen, aber ihres innern Herzens wahrhafte Meinung war die: daß ihr mit wenigen Ausnahmen seichte Schwätzer seiet und aufgeblasene Prahler, Halbgelehrte, die durch die Schule nur hindurchgelaufen, blinde Zutapper und Fortschleicher im alten Geleise, und die sonst nichts wollten oder könnten. Straft sie durch die That der Lüge, und ergreift hierzu die jetzt euch dargebotne Gelegenheit; legt ab jene Verachtung für gründliches Denken und Wissenschaft, laßt euch bedeuten und hört und lernt, was ihr nicht wißt; sonst behalten eure Ankläger recht.

Diese Reden beschwören euch Denker, Gelehrte und Schriftsteller, die ihr dieses Namens noch wert seid. Jener Tadel der Geschäftsmänner an euch war in gewissem Sinne nicht ungerecht. Ihr ginget

oft zu unbesorgt in dem Gebiete des bloßen Denkens fort, ohne euch um die wirkliche Welt zu bekümmern und nachzusehen, wie jenes an diese angeknüpft werden könne; ihr beschriebet euch eure eigne Welt und ließet die wirkliche zu verachtet und verschmäht auf der Seite liegen. Zwar muß alle Anordnung und Gestaltung des wirklichen Lebens ausgehen vom höhern ordnenden Begriffe, und das Fortgehen im gewohnten Geleise thut's ihm nicht; dies ist eine ewige Wahrheit und drückt in Gottes Namen mit unverhohlner Verachtung jeglichen nieder, der es wagt, sich mit den Geschäften zu befassen, ohne dieses zu wissen. Zwischen dem Begriffe jedoch und der Einführung desselben in jedwedes besondere Leben liegt eine große Kluft. Diese Kluft auszufüllen ist sowohl das Werk des Geschäftsmannes, der freilich schon vorher so viel gelernt haben soll, um euch zu verstehen, als auch das eurige, die ihr über der Gedankenwelt das Leben nicht vergessen sollt. Hier trefft ihr beide zusammen. Statt über die Kluft hinüber einander scheel anzusehen und herabzuwürdigen, beeifere sich vielmehr jeder Teil von seiner Seite dieselbe auszufüllen und so den Weg zur Vereinigung zu bahnen. Begreift es doch endlich, daß ihr beide untereinander euch also notwendig seid, wie Kopf und Arm sich notwendig sind.

Diese Reden beschwören noch in andern Rücksichten euch Denker, Gelehrte, Schriftsteller, die ihr dieses Namens noch wert seid. Eure Klagen über die allgemeine Seichtigkeit, Gedankenlosigkeit und Verflossenheit, über den Klugdünkel und das unversiegbare Geschwätz, über die Verachtung des Ernstes und der Gründlichkeit in allen Ständen mögen wahr sein, wie sie es denn sind. Aber welcher Stand ist es denn, der diese Stände insgesamt erzogen hat, der ihnen alles Wissenschaftliche in ein Spiel verwandelt, und von der frühesten Jugend an zu jenem Klugdünkel und jenem Geschwätze sie angeführt hat? Wer ist es denn, der auch die der Schule entwachsenen Geschlechter noch immerfort erzieht? Der in die Augen fallendste Grund der Dumpfheit des Zeitalters ist der, daß es sich dumpf gelesen hat an den Schriften, die ihr geschrieben habt. Warum laßt ihr dennoch immerfort euch so angelegen sein, dieses müßige Volk zu unterhalten, unerachtet ihr wißt, daß es nichts gelernt hat und nichts lernen will; nennt es Publikum, schmeichelt ihm als eurem

Richter, hetzt es auf gegen eure Mitbewerber und sucht diesen blinden und verworrenen Haufen durch jedes Mittel auf eure Seite zu bringen; gebt endlich selbst in euren Recensieranstalten und Journalen ihm so Stoff wie Beispiel seiner vorschnellen Urteilerei, indem ihr da ebenso ohne Zusammenhang und so aus freier Hand in den Tag hinein urteilt, meist ebenso abgeschmackt, wie es auch der letzte eurer Leser könnte? Denkt ihr nicht alle so, giebt es unter euch noch Bessergesinnte, warum vereinigen sich denn nicht diese Bessergesinnten, um dem Unheile ein Ende zu machen? Was insbesondere jene Geschäftsmänner anbelangt; diese sind bei euch durch die Schule gelaufen, ihr sagt es selbst. Warum habt ihr denn diesen ihren Durchgang nicht wenigstens dazu benutzt, um ihnen einige stumme Achtung für die Wissenschaften einzuflößen und besonders dem hochgebornen Jünglinge den Eigendünkel beizeiten zu brechen und ihm zu zeigen, daß Stand und Geburt in Sachen des Denkens nichts fördert? Habt ihr ihm vielleicht schon damals geschmeichelt und ihn ungebührlich hervorgehoben, so tragt nun, was ihr selbst veranlaßt habt!

Sie wollen euch entschuldigen, diese Reden, mit der Voraussetzung, daß ihr die Wichtigkeit eures Geschäfts nicht begriffen hättet; sie beschwören euch, daß ihr euch von Stund an bekannt macht mit dieser Wichtigkeit und es nicht länger als ein bloßes Gewerbe treibt. Lernt euch selbst achten, und zeigt in eurem Handeln, daß ihr es thut, und die Welt wird euch achten. Die erste Probe davon werdet ihr ablegen durch den Einfluß, den ihr auf die angetragene Entschließung euch geben, und durch die Weise, wie ihr euch dabei benehmen werdet.

Diese Reden beschwören euch Fürsten Deutschlands. Diejenigen, die euch gegenüber so thun, als ob man euch gar nichts sagen dürfte oder zu sagen hätte, sind verächtliche Schmeichler, sie sind arge Verleumder eurer selbst; weist sie weit weg von euch. Die Wahrheit ist, daß ihr ebenso unwissend geboren werdet, als wir andern alle, und daß ihr hören müßt und lernen, gleich wie auch wir, wenn ihr herauskommen sollt aus dieser natürlichen Unwissenheit. Euer Anteil an der Herbeiführung des Schicksals, das euch zugleich mit euren Völkern betroffen hat, ist hier auf die mildeste und, wie wir glauben,

auf die allein gerechte und billige Weise dargelegt worden, und ihr könnt euch, falls ihr nicht etwa nur Schmeichelei, niemals aber Wahrheit hören wollt, über diese Reden nicht beklagen. Dies alles sei vergessen, sowie wir andern alle auch wünschen, daß unser Anteil an der Schuld vergessen werde. Jetzt beginnt, so wie für uns alle, also auch für euch, ein neues Leben. Möchte doch diese Stimme durch alle die Umgebungen hindurch, die euch unzugänglich zu machen pflegen, bis zu euch dringen! Mit stolzem Selbstgefühl darf sie euch sagen: ihr beherrscht Völker, treu, bildsam, des Glückes würdig, wie keiner Zeit und keiner Nation Fürsten sie beherrscht haben. Sie haben Sinn für die Freiheit und sind derselben fähig; aber sie sind euch gefolgt in den blutigen Krieg gegen das, was ihnen Freiheit schien, weil ihr es so wolltet. Einige unter euch haben späterhin anders gewollt, und sie sind euch gefolgt in das, was ihnen ein Ausrottungskrieg scheinen mußte gegen einen der letzten Reste deutscher Unabhängigkeit und Selbständigkeit; auch weil ihr es so wolltet. Sie dulden und tragen seitdem die drückende Last gemeinsamer Übel, und sie hören nicht auf, euch treu zu sein, mit inniger Ergebung an euch zu hangen und euch zu lieben, als ihre ihnen von Gott verliehenen Vormünder. Möchtet ihr sie doch, unbemerkt von ihnen, beobachten können; möchtet ihr doch, frei von den Umgebungen, die nicht immer die schönste Seite der Menschheit euch darbieten, herabsteigen können in die Häuser des Bürgers, in die Hütten des Landmanns, und dem stillen und verborgnen Leben dieser Stände, zu denen die in den höhern Ständen seltner gewordene Treue und Biederkeit ihre Zuflucht genommen zu haben scheint, betrachtend folgen können; gewiß, o gewiß würde euch der Entschluß ergreifen, ernstlicher denn jemals nachzudenken, wie ihnen geholfen werden könne. Diese Reden haben euch ein Mittel der Hilfe vorgeschlagen, das sie für sicher, durchgreifend und entscheidend halten. Laßt eure Räte sich beratschlagen, ob sie es auch so finden, oder ob sie ein besseres wissen, nur, daß es ebenso entscheidend sei. Die Überzeugung aber, daß etwas geschehen müsse und auf der Stelle geschehen müsse, und etwas Durchgreifendes und Entscheidendes geschehen müsse, und daß die Zeit der halben Maßregeln und der Hinhaltungsmittel vorüber sei; diese Überzeugung möchten sie gern, wenn sie könnten,

bei euch selbst hervorbringen, indem sie zu eurem Biedersinne noch das meiste Vertrauen hegen.

Euch Deutsche insgesamt, welchen Platz in der Gesellschaft ihr einnehmen möget, beschwören diese Reden, daß jeder unter euch, der da denken kann, zuvörderst denke über den angeregten Gegenstand, und daß jeder dafür thue, was gerade ihm an seinem Platze am nächsten liegt.

Es vereinigen sich mit diesen Reden und beschwören euch eure Vorfahren. Denket, daß in meine Stimme sich mischen die Stimmen eurer Ahnen aus der grauen Vorwelt, die mit ihren Leibern sich entgegen gestemmt haben der heranströmenden römischen Weltherrschaft, die mit ihrem Blute erkämpft haben die Unabhängigkeit der Berge, Ebenen und Ströme, welche unter euch den Fremden zur Beute geworden sind. Sie rufen euch zu: vertretet uns, überliefert unser Andenken ebenso ehrenvoll und unbescholten der Nachwelt, wie es auf euch gekommen ist, und wie ihr euch dessen und der Abstammung von uns gerühmt habt. Bis jetzt galt unser Widerstand für edel und groß und weise, wir schienen die Eingeweihten zu sein und die Begeisterten des göttlichen Weltplans. Geht mit euch unser Geschlecht aus, so verwandelt sich unsre Ehre in Schimpf und unsre Weisheit in Thorheit. Denn sollte der deutsche Stamm einmal untergehen in das Römertum, so war es besser, daß es in das alte geschähe, denn in ein neues. Wir standen jenem und besiegten es; ihr seid verstäubt worden vor diesem. Auch sollt ihr nun, nachdem einmal die Sachen also stehen, sie nicht besiegen mit leiblichen Waffen; nur euer Geist soll sich ihnen gegenüber erheben und aufrecht stehen. Euch ist das größere Geschick zu teil worden, überhaupt das Reich des Geistes und der Vernunft zu begründen, und die rohe körperliche Gewalt insgesamt, als Beherrschendes der Welt, zu vernichten. Werdet ihr dies thun, dann seid ihr würdig der Abkunft von uns.

Auch mischen in diese Stimmen sich die Geister eurer spätern Vorfahren, die da fielen im heiligen Kampfe für Religions- und Glaubensfreiheit. Rettet auch unsre Ehre, rufen sie euch zu. Uns war nicht ganz klar, wofür wir stritten; außer dem rechtmäßigen Entschlusse, in Sachen des Gewissens durch äußere Gewalt uns nicht gebieten zu lassen, trieb uns noch ein höherer Geist, der uns niemals

sich ganz enthüllte. Euch ist er enthüllt, dieser Geist, falls ihr eine Sehkraft habt für die Geisterwelt, und blickt euch an mit hohen klaren Augen. Das bunte und verworrene Gemisch der sinnlichen und geistigen Antriebe durcheinander soll überhaupt der Weltherrschaft entsetzt werden, und der Geist allein, rein und ausgezogen von allen sinnlichen Antrieben, soll an das Ruder der menschlichen Angelegenheiten treten. Damit diesem Geiste die Freiheit werde, sich zu entwickeln und zu einem selbständigen Dasein emporzuwachsen, dafür floß unser Blut. An euch ist's, diesem Opfer seine Bedeutung und seine Rechtfertigung zu geben, indem ihr diesen Geist einsetzt in die ihm bestimmte Weltherrschaft. Erfolgt nicht dieses, als das letzte, worauf alle bisherige Entwicklung unsrer Nation zielte, so werden auch unsre Kämpfe zum vorüberrauschenden leeren Possenspiele, und die von uns erfochtene Geistes- und Gewissensfreiheit ist ein leeres Wort, wenn es von nun an überhaupt nicht länger Geist oder Gewissen geben soll.

Es beschwören euch eure noch ungebornen Nachkommen. Ihr rühmt euch eurer Vorfahren, rufen sie euch zu, und schließt mit Stolz euch an an eine edle Reihe. Sorgt, daß bei euch die Kette nicht abreiße; macht, daß auch wir uns eurer rühmen können, und durch euch, als untadeliges Mittelglied hindurch, uns anschließen an dieselbe glorreiche Reihe. Veranlaßt nicht, daß wir uns der Abkunft von euch schämen müssen, als einer niedern, barbarischen, sklavischen, daß wir unsre Abstammung verbergen oder einen fremden Namen und eine fremde Abkunft erlügen müssen, um nicht sogleich, ohne weitere Prüfung, weggeworfen und zertreten zu werden. Wie das nächste Geschlecht, das von euch ausgehen wird, sein wird, also wird euer Andenken ausfallen in der Geschichte: ehrenvoll, wenn dieses ehrenvoll für euch zeugt; sogar über die Gebühr schmählich, wenn ihr keine laute Nachkommenschaft habt, und der Sieger eure Geschichte macht. Noch niemals hat ein Sieger Neigung oder Kunde genug gehabt, um die Überwundenen gerecht zu beurteilen. Je mehr er sie herabwürdigt, desto gerechter steht er selbst da. Wer kann wissen, welche Großthaten, welche treffliche Einrichtungen, welche edle Sitten manchen Volkes der Vorwelt in Vergessenheit geraten sind,

weil die Nachkommen unterjocht wurden, und der Überwinder seinen Zwecken gemäß unwidersprochen Bericht über sie erstattete.

Es beschwört euch selbst das Ausland, inwiefern dasselbe nur noch im mindesten sich selbst versteht und noch ein Auge hat für seinen wahren Vorteil. Ja, es giebt noch unter allen Völkern Gemüter, die noch immer nicht glauben können, daß die großen Verheißungen eines Reichs des Rechts, der Vernunft und der Wahrheit an das Menschengeschlecht eitel und ein leeres Trugbild seien, und die daher annehmen, daß die gegenwärtige eiserne Zeit nur ein Durchgang sei zu einem bessern Zustande. Diese, und in ihnen die gesamte neuere Menschheit, rechnet auf euch. Ein großer Teil derselben stammt ab von uns, die übrigen haben von uns Religion und jedwede Bildung erhalten. Jene beschwören uns bei dem gemeinsamen vaterländischen Boden, auch ihrer Wiege, den sie uns frei hinterlassen haben; diese bei der Bildung, die sie von uns als Unterpfand eines höhern Glücks bekommen haben, — uns selbst auch für sie und um ihrer willen zu erhalten, so wie sie immer gewesen sind, aus dem Zusammenhange des neu entsproßnen Geschlechts nicht dieses ihm so wichtige Glied herausreißen zu lassen, damit, wenn sie einst unsers Rates, unsers Beispiels, unsrer Mitwirkung gegen das wahre Ziel des Erdenlebens hin bedürfen, sie uns nicht schmerzlich vermissen.

Alle Zeitalter, alle Weise und Gute, die jemals auf dieser Erde geatmet haben, alle ihre Gedanken und Ahnungen eines Höhern, mischen sich in diese Stimmen und umringen euch und heben flehende Hände zu euch auf; selbst, wenn man so sagen darf, die Vorsehung und der göttliche Weltplan bei Erschaffung eines Menschengeschlechts, der ja nur da ist, um von Menschen gedacht und durch Menschen in die Wirklichkeit eingeführt zu werden, beschwört euch, seine Ehre und sein Dasein zu retten. Ob jene, die da glaubten, es müsse immer besser werden mit der Menschheit, und die Gedanken einer Ordnung und einer Würde derselben seien keine leeren Träume, sondern die Weissagung und das Unterpfand der einstigen Wirklichkeit, recht behalten sollen, oder diejenigen, die in ihrem Tier- und Pflanzenleben hinschlummern und jedes Auffluges in höhere Welten spotten: — darüber ein letztes Endurteil zu begründen, ist euch

anheimgefallen. Die alte Welt mit ihrer Herrlichkeit und Größe, sowie mit ihren Mängeln ist versunken, durch die eigne Unwürde und durch die Gewalt eurer Väter. Ist in dem, was in diesen Reden dargelegt worden, Wahrheit, so seid unter allen neuern Völkern ihr es, in denen der Keim der menschlichen Vervollkommnung am entschiedensten liegt, und denen der Vorschritt in der Entwicklung derselben aufgetragen ist. Geht ihr in dieser eurer Wesenheit zu Grunde, so geht mit euch zugleich alle Hoffnung des gesamten Menschengeschlechts auf Rettung aus der Tiefe seiner Übel zu Grunde. Hofft nicht und tröstet euch nicht mit der aus der Luft gegriffnen, auf bloße Wiederholung der schon eingetretnen Fälle rechnenden Meinung, daß ein zweites Mal, nach Untergang der alten Bildung, eine neue, auf den Trümmern der ersten, aus einer halb barbarischen Nation hervorgehen werde. In der alten Zeit war ein solches Volk mit allen Erfordernissen zu dieser Bestimmung ausgestattet vorhanden, war dem Volke der Bildung recht wohl bekannt und ist von ihnen beschrieben, und diese selbst, wenn sie den Fall ihres Unterganges zu setzen vermocht hätten, würden an diesem Volke das Mittel der Wiederherstellung haben entdecken können. Auch uns ist die gesamte Oberfläche der Erde recht wohl bekannt, und alle die Völker, die auf derselben leben. Kennen wir denn nun ein solches, dem Stammvolke der neuen Welt ähnliches Volk, von welchem die gleichen Erwartungen sich fassen ließen? Ich denke, jeder, der nur nicht bloß schwärmerisch meint und hofft, sondern gründlich untersuchend denkt, werde diese Frage mit Nein beantworten müssen. Es ist daher kein Ausweg: wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung.

Dies war es, E. V., was ich Ihnen, als meinen Stellvertretern der Nation, und durch Sie der gesamten Nation, am Schlusse dieser Reden noch einschärfen wollte und sollte.

Anhang.

Altensteins Gutachten über Fichtes Ideen zur innern Organisation der Universität Erlangen.

Vorbemerkung von Dr. Färber. — Wir teilen hier ein Schriftstück mit, das nicht von Fichte selbst verfaßt, aber als Urteil eines angesehenen Mannes über Fichtes Universitätsreform-Ideen von Wert ist. Fichte hatte Ideen für die innere Organisation der Universität Erlangen aufgestellt und sie dem Minister von Hardenberg vorlegen lassen. Dieser beauftragte den Freiherrn von Stein zum Altenstein (gewöhnlich kurzweg „Altenstein“ genannt), welcher in seinem Ministerium beschäftigt war, mit der Prüfung der Ideen. Altenstein erstattete hierüber unterm 20. Juli 1806 ein Gutachten, dessen größerer Teil nachstehend abgedruckt ist. In demselben legt Altenstein Fichtes Ansichten über Reform des Universitätsunterrichts einfach und übersichtlich dar und spricht sein Urteil darüber aus. Die Ausführung der vorgeschlagenen Organisation mußte infolge der Kriegsereignisse unterbleiben. Zu verwundern aber ist, daß Altenstein niemals wieder auf diese Ideen, die er doch so sehr befürwortet hat, zurückgekommen ist, obschon er als preußischer Kultusminister (von 1817—40) die Macht hatte, ihre Verwirklichung an einer preußischen Universität zu versuchen und obgleich in den dreißiger Jahren die Universitätsreformfrage wieder verhandelt wurde, namentlich auf Anregung von Adolf Diesterweg, der ganz ähnliche Vorschläge wie Fichte machte. — Der nachstehende Abdruck ist dem kleinen Werke über „Altenstein, Fichte und die Universität Erlangen“ von Dr. Germann (Erlangen, 1889) entnommen. (Auch die zu Anfang von uns gegebene Lebensbeschreibung Fichtes konnte, soweit sie Fichtes Aufenthalt in Erlangen betrifft, nach diesem Buche vervollständigt werden.) In einer Besprechung dieser Schrift in der Frankfurter Zeitung wird mit Recht geltend gemacht, daß die Frage der Universitätsreform auch heute noch ebensowenig wie vor 80 Jahren gelöst sei.

Bei der Prüfung der vorliegenden Vorschläge des Herrn Professors Fichte zur Verbesserung des akademischen Studiums kommt es, glaube ich, vorzüglich auf eine nähere Erörterung folgender Fragen an:

I. Was von diesen Vorschlägen an sich zu halten sei?

II. Welche derselben in Erlangen ausführbar sein dürften?

III. Was sonach nach dem Resultate der Prüfung vorstehender beider Punkte auf die vorliegenden Vorschläge zu thun sein möchte?

Es würde zu weitläufig sein, alle Vorschläge des Herrn Verfassers mit seinen eignen Worten zu wiederholen, und ich werde mich begnügen, auf solche hinzuweisen. Nur da, wo eine Mißdeutung derselben möglich sein könnte, halte ich für erforderlich, den eigentlichen Sinn mit andern Worten auszudrücken und das, was der Herr Verfasser sehr konzentriert dargestellt hat, mehr zu umschreiben.

ad I. Die Vorschläge des Herrn Verfassers sind: 1. Bei dem Unterricht auf Universitäten sei nicht bloß auf das Mitteilen der Kenntnisse vom Lehrer an die Schüler, sondern vorzüglich auch auf die Art der Mitteilung und noch ungleich mehr auf das Auffassen des Vorgetragenen von den Schülern und zwar so und dergestalt zu sehen, daß man die volle Überzeugung erhalte, daß dieses Auffassen nicht bloß mit dem Gedächtnisse erfolgt, sondern daß das Dargegebene und Aufgefaßte in lebendige selbstthätige Erkenntnis übergegangen sei.

Ich glaube nicht, daß die Richtigkeit dieses Satzes irgend eines Beweises bedürfe. Alles kommt auf den Begriff an, den man sich von dem Wissen und der Wissenschaft macht. Es würde zu weitläufig sein hier auszuführen, daß etwas kennen, d. h. im Gedächtnis haben und auch die sogenannte Anwendung gleichfalls in dieser Art, so wie sie dem Gedächtnis gegeben worden ist, kennen nicht das eigentliche Wissen der Sache sei. Im gemeinen Leben bezeichnet man solches gewöhnlich sehr richtig, ohne einen klaren Begriff davon zu haben, indem man von zwei Menschen, die gleichviel von einer wissenschaftlichen Sache erfahren haben, von dem einen sagt: es ist ein denkender Kopf, und von dem andern: er hat viele

Kenntnisse. Die Folgen eines solchen Urteils für die Wissenschaft, welche diese beiden Männer bearbeiten sollen, oder das Geschäft, zu welchem sie die Wissenschaft zu benutzen haben, wird nur gewöhnlich nicht hoch genug angeschlagen, weil das innere Wesen dieses Unterschieds nicht klar erkannt wird.

Ganz in der Sprache des gemeinen Lebens ausgedrückt, heißt daher der Vorschlag des Herrn Professor Fichte, es soll bei dem Unterrichte auf Universitäten nicht bloß darauf gesehen werden, daß Männer gebildet werden, welche Kenntnisse haben, sondern denkende Köpfe. Ich glaube nicht, daß jemand etwas dagegen einzuwenden haben dürfte.

Es entsteht die Frage, ob etwas zur Erreichung dieses Zwecks schon geschehen sei. Der Verfasser leugnet, daß solcher Zweck durch die jetzige Einrichtung erreicht werde. Ich glaube ihm ganz beipflichten und behaupten zu müssen, daß sogar sehr wenig geschehen sei, um nur sogenannte Männer von Kenntnissen zu bilden. Der ganze Unterricht hat vor dem, welchen sich jeder selbst geben kann, indem er Bücher liest, bloß den Vorzug voraus, daß er mündlich erfolgt und daß die lebendige Sprache und gewisse zum Unterricht festgesetzte Stunden den schwächern Schüler mehr anziehen und fesseln, Vorteile, die selbst dem bessern Kopf zu statten kommen können, die aber beinahe von den Nachteilen des gedankenlosen, so leicht möglichen Hingebens, des Setzens des Wesentlichen in das Rennen von einer Bank auf die andre und der Nichtmöglichkeit für den Zuhörer, den einmal verlorenen Faden wieder aufzufassen, bei weitem überwogen werden. Auch schon um bloß Männer von Kenntnissen zu bilden, ist dieses und daß weder der Lehrer weiß, was an dem Schüler gehaftet hat, noch auch der Schüler klar sich bewußt ist, was er besitzt, bei der jetzigen Einrichtung gewiß so unvorteilhaft als möglich. Daß dieser Verhältnisse ungeachtet denkende Köpfe sich auf Universitäten bilden, beweist wohl nichts für die dermalige Einrichtung, da sich eine sehr große Zahl auch ohne Universitäten bildet, und gerade die größten Männer am wenigsten von ihrer wissenschaftlichen Bildung der Universität als solcher, sondern höchstens der Bekanntschaft mit einem kräftigen Lehrer oder andern zufälligen

Umständen verdanken. Dagegen spricht sehr gegen die bisherige Einrichtung die ungeheure Menge unbrauchbarer Subjekte, welche aus diesen gelehrten Bildungsanstalten hervorgehen und der Nachteil, welcher dadurch für das Ganze in fürchterlicher Progression erwächst. Zu keiner Zeit war die Anforderung an Geschäftsmänner und Gelehrte größer als jetzt, wenn sie diesen Namen in der That verdienen sollen, nie hat ein Zeitalter wirklicher Geschäftsmänner und Gelehrter mehr bedurft, als das jetzige, und nie beinahe haben sich weniger Männer, die dem Bedürfen entsprechen, gefunden. Die Regierungen bemerken dies, greifen ängstlich nach Männern herum, welche dasjenige besitzen, was ihnen selbst nur in dunkler Ahnung erforderlich erscheint, was sie selbst nicht deutlich angeben können und daher sich zu erziehen nicht verstehen. Sie erhalten statt kräftiger, in den Zeitgeist eingreifender, dessen Sinn und Bedürfen verstehender und nach solchen handelnder Männer erschlaffte Maschinen mit höchstens angefülltem Gedächtnis oder erhitzter Phantasie, unfähig nur den Geist der Zeit zu verstehen und ganz außer stande, ihn zu benutzen und das Ganze kräftig zu halten und zu heben. Der Mangel aller Anstalten macht, daß die wenigen Männer, welche unendlich viel geworden sein würden, wenn die Umstände ihre Ausbildung gehoben hätten, auf halbem Wege stehen bleiben, das Ganze nicht ergreifen können, höchstens bloß das Gefühl erhalten, daß es so, wie es ist, im ganzen nicht recht sei, und dies hassen oder wohl gar mit nicht ausreichenden Kräften Änderungen zu bewirken suchen, wodurch eingerissen, aber nicht aufgebaut und endlich gewiß ein gänzliches Zusammenstürzen veranlaßt wird.

Je mehr das Zeitalter erschlafft ist und je schneller das Ganze daher der Auflösung entgegengeht, aus der nur unter harten Zuckungen das Bessere hervorgehen wird, je wichtiger ist es, daß mit kräftiger Hand die Auflösung und der ordnungsmäßige Übergang geleitet werde. Dies kann nur geschehen, wenn die voreilende Wissenschaft, statt solcher in ihrem Losreißen und in ihrem regellosen Umherschweifen nachzusehen, in das Ganze verwebt wird und dieses in stetem geregelten Gang mit sich emporhebt. Dies läßt sich

nur bewirken, wenn in allen Fächern der Staatsverwaltung wahres Wissen und echte thätige Wissenschaft fortwirkt, und dies läßt sich nur hoffen, wenn die Erziehung und der Unterricht ganz so eingerichtet ist, daß sie wahres Wissen, Wissenschaft und lebendige, kräftige, thätige Überzeugung, nicht bloßes flaches, totes Kennen und im Gedächtnis haben und ein gleichgiltiges Meinen bewirken. Nach vollendeter Erziehung muß sich klar darstellen, wer es nicht bis zum Wissen gebracht habe und sonach auch nicht gebraucht werde, wo nicht bloß das Maschinenmäßige, sondern das produktive Geistige allein wohlthätig wirken kann.

Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß gewöhnlich unter den Medizinern die meisten denkenden Köpfe sind. Dies liegt viel an ihrer Bildung. Der Unterricht der Mediziner nähert sich gewöhnlich mehr der angegebenen Erfordernis. Frühzeitig hören sie Kollegien, wo der Zuhörer selbst denken, Gründe seines Meinens angeben und sich selbst ein System erbauen muß.

So viel über den Vorschlag selbst oder den Zweck, welchen der Herr Verfasser als den jedes Unterrichts auf der Universität angiebt. Inwiefern die erste Erziehung vor der Universität schon zu dieser weitern Ausbildung mitwirken sollte, bedarf wohl keiner weitern Ausführung. Es ist wirklich hierzu schon ein Schritt durch die neuern Schul-Unterrichts-Methoden, namentlich die Pestalozzische, geschehen. Das Fortschreiten des Schulunterrichts ganz in dem angegebenen Geiste wird allerdings den bessern Universitätsunterricht vorbereiten, allein auch immermehr das dringende Bedürfen eines bessern Universitätsunterrichts einleuchtend machen. Es muß beides zugleich angegriffen werden. So lange der Schulunterricht aber nicht ganz dem Ideal entspricht, und so lange dieser nicht einmal Aufmerksamkeit und energisches Selbstdenken bei den Schülern bewirkt, muß nur um desto mehr darauf gesehen werden, daß auf Universitäten wenigstens der junge Mann noch zur Erkenntnis komme, daß er aufhöre sich bloß hinzugeben und mit dem Gedächtnis aufzunehmen, und daß er vielmehr selbst ernstlich

und kräftig zu denken und in sich nach festen Regeln zu schaffen anfange. Erst wenn auf Universitäten mehr Denker vorzüglich unter den Theologen gebildet werden, läßt sich eine gründliche Verbesserung des allgemeinen Schulunterrichts erwarten:

2. a) Durch den Lehrer.

α) Dieser soll nicht bloß ein Buch oder ein Heft gut ablesen können. Es soll nicht genügen, daß er viele Kenntnisse besitze und diese in gedruckten Büchern niedergelegt habe. Es soll auch nicht hinreichen, daß er selbst ein denkender Kopf sei. Er soll die Kunst verstehen, so zu lehren, daß seine Zuhörer durchaus selbst denken und das, was sie lernen wollen, aus dem ihnen Hingegebenen in sich **selbst erzeugen** müssen.

β) Der Lehrer soll auch nicht bloß selbst etwas wissen und dies mitteilen, sondern stets an der Erweiterung dieses Wissens und Vervollkommnung der Methode, sein Wissen den Zuhörern lebendig mitzuteilen, welches ein Klarerwerden seines eignen Wirkens voraussetzt, arbeiten.

γ) Daß beides Vorstehende aber bei ihm der Fall sei, soll er teils durch Proben der Unterrichtserteilung vor seiner wirklichen Anstellung dokumentieren, teils aber auch durch eine gedruckte Rechenschaft von seiner Wirksamkeit nach allen diesen Gesichtspunkten von Zeit zu Zeit in den Jahrbüchern der Universität öffentlich bekannt machen.

Mir scheint es, als lasse sich gegen die Richtigkeit dieser Forderungen gar nichts einwenden. Alles kommt nur, glaube ich, darauf an, genau zu fassen, was Wissenschaft sei, und anzuerkennen, daß auf der Universität Wissenschaft gelehrt werden solle.

Wenn man die Wissenschaft als ein Zusammenhäufen einzelner Kenntnisse im Gedächtnisse betrachtet und behandelt, dann möchten so strenge Forderungen an den Lehrer nicht erforderlich sein. Inzwischen

wird man doch eingestehen müssen, daß sich ohne solche auch nur die Erreichung dieses untergeordneten Zwecks, das Erlernen dieser sogenannten Wissenschaft, so wenig verbürgen läßt, als wenn man bloß Handbücher zum Lesen empfehlen oder junge Leute mit solchen zu lesen täglich gewisse Stunden einsperren wollte.

Von der Philosophie läßt man noch eher gelten, daß es, um sie zu erhalten, mehr bedürfe, als bloß ein gewöhnliches Ablesen eines Buchs oder Hefts anzuhören. Bei andern Wissenschaften aber, z. B. Geschichte, Naturgeschichte, hält man letzteres eher für hinreichend. Wenn es freilich, um Geschichte zu studieren, nur darauf ankommt, facta hübsch vorgetragen anzuhören, so mag es genügen. Ebenso, wenn es Studium der Naturgeschichte ist, eine Menge Dinge dem Namen nach in der einmal beliebten Ordnung auswendig zu lernen. Setzt man aber das Wesen des Studiums der Wissenschaft der Geschichte in die Kunst facta so zusammen zu stellen, daß Geschichte und nicht ein Traumbild daraus hervorgehe, und diese reine Geschichte nach philosophisch richtig abgeleiteten Ansichten zu benutzen, so wird man auch mehr zur Erlernung dieser Wissenschaft erfordern, als das bloße Anhören. Ebenso in der Naturgeschichte, wenn man das Wesen dieser Wissenschaft in die Kunst setzt, die Gegenstände der Natur unter gewisse, aus dieser selbst zu schöpfende Ansichten zu ordnen und allgemeine Resultate daraus zu ziehen.

Daß dies noch weit mehr bei der Rechtslehre, der Medizin &c. der Fall sei und in noch weit höherm Grade bei der Mathematik u. s. w. bedarf wohl keiner weitern Ausführung.

Ob dermalen wirklich mehr von einem akademischen Docenten gefordert werde, als daß er höchstens ein gutes Buch geschrieben habe, und ein Heft, wenn auch nicht angenehm und verständlich, doch wenigstens nicht ganz unangenehm und nicht ganz unverständlich ablese, bedarf keiner weitern Untersuchung. Es wird niemand leugnen, daß dies die höchste Qualifikation sei, welche man fordert. Ebensowenig wird jemand behaupten, daß man darnach frage, ob und wie der Mann, der einmal als Lehrer berufen ist, im Wissen und in der Methode, solches zweckmäßig mitzuteilen, fortschreite

oder daß es einen Maßstab gebe, sich von der Wirksamkeit seines Unterrichts zu überzeugen.

Daher kommt es aber auch, daß so viele gute Köpfe unter den Studierenden einen wahren Ekel vor der Wissenschaft bekommen, und daß man allgemein so sehr an dem Nutzen der Universitäten zweifelt und diesen lediglich auf die Gelegenheit des jungen Mannes, an Menschenkenntnis ꝛc. zu gewinnen, beschränkt. Man frage Männer von Verdienst auf ihr Gewissen, was sie denn eigentlich dem Unterricht auf Universitäten verdanken? Ganz allgemein werden sie gestehen, daß sie die Zeit bereuen, die sie auf den größten Teil ihrer Kollegien verwendet haben, daß sie, was sie besitzen, dem eignen Studium ganz unabhängig von dem Universitätsunterricht, vielleicht dem Umgang mit einem einzigen Mann oder ihrem Zusammenleben mit einigen Studierenden verdanken. Ist ein erhaltner Unterricht darunter, den sie besonders rühmen, so wird er sich gewiß den angegebenen Erfordernissen, wenn auch nicht in strenger Form, doch dem Wesentlichen nach nähern; allein es ist äußerst selten. Bei einem Historiker und Statistiker wie Meusel habe ich nie eine Ahnung von dem bekommen, was Geschichte und Statistik sei, und lange brauchte ich, bis ich den Ekel an jenen Wissenschaften verwunden habe, den mir seine Kollegien einflößten. Bei dem gelehrten Mathematiker Mayer*) und so vielen andern ist es mir beinahe nicht besser gegangen. Ich erhielt lauter Fragmente, keine Idee des Ganzen und Wesentlichen. Ich könnte aus eigner Erfahrung noch vieles beifügen, was die Richtigkeit obiger Sätze bestätigte, wenn nicht jeder, der es ehrlich bekennen will, schon selbst ein Gleiches äußern müßte. Mir kommt die ganze akademische

---

*) Folgende Worte sind hier wieder gestrichen: „habe ich alles verloren, was ich an Mathematik schon hatte. Es war mir das bloße Vordemonstrieren in unangenehmer Form tödlich zuwider, da es meine Kräfte nie übte. Auf Spaziergängen mit Esper erhielt ich, was ich in seinem Kollegium vergeblich suchte, und einige halbe Stunden nach dem Kollegium bei Blumenbach sind mir mehr wert, als sein Kollegium selbst, so weit er auch schon in diesen über hundert andre Lehrer der Naturgeschichte erhaben war.“ Mayer war 1799 nach Göttingen gegangen, Meusel gest. 1820. Dr. Germ.

Einrichtung als Unterrichtsanstalt gerade so wie das Jungenlernen bei dem Handwerker vor. Man lernt in einem langen Zeitraum unvollständig und zufällig, was man bei zweckmäßiger Einrichtung in kurzer Zeit erlernen könnte.

Sonderbar ist es, daß man bei dem Schulunterricht der Jugend so unendlich viel Wert auf die Methode setzt und so gar nicht bei den Lehrern für junge Leute, die ein halbes Jahr älter geworden sind, so viel Wert aber dann wieder auf die Methode bei der Anweisung von diesen nämlichen jungen Leuten, die Referendarien geworden sind oder die in Spitälern unter Aufsicht praktisch gebildet werden sollen u. s. w. Ich glaube, man darf geradezu gestehen, daß man das Alte hier ohne allen Grund beibehalten hat, statt daß man so viel Veranlassung gehabt hätte, es nach dem Geist der Zeit zu ändern. Je mehr die Wissenschaft an Umfang zugenommen hat, je frivoler die erste Erziehung geworden ist, je urkräftiger junge Leute an sich sind und je weniger mehr Examinatoria, Disputatoria etc. gewöhnlich sind, desto eifriger sollte man darauf bedacht sein, mehr Kräfte in Bewegung zu setzen, um alle diese Nachteile zu überwinden.

Man hat dies dunkel gefühlt und jene alten Einrichtungen zur Zeit wieder herstellen wollen; allein dies war ein vergebliches Bemühen, zumal so unkräftig, wie es geschehen ist. Es wird alles vergeblich sein, so lange man das Ganze nicht der jetzigen Zeit und Verfassung anpaßt und einen kräftigen Schritt wagt. Alles, was nach den Vorschlägen des Herrn Professor Fichte von dem Lehrer gefordert werden soll, scheint mir nach allem diesen nicht nur unbedenklich, sondern auch unerläßlich. Selbst die Rechenschaft ad γ ist, glaube ich, nicht wohl zu umgehen. Der Freiheit des Lehrers im Lehren wird nirgends zu nahe getreten, im Gegenteil ihm die höchste Freiheit gegeben, indem er nicht durch die Verfassung oder durch Vorurteil gezwungen wird, bei dem alten Schlendrian zu bleiben. Der Lehrer wird bei der neuen Verfassung sein Verdienst anerkannt sehen und geltend machen können, was gewiß ein mächtiger Sporn für ihn sein muß. Mancher Lehrer wird sich schämen, öffentlich zu bekennen, daß er in der Wissenschaft stehen geblieben sei, von ihrem

Zustand gar keine Ahnung habe und nur gegen das Neue deklamiere, weil er es nicht kenne. Will er sich rechtfertigen, so wird er seine Blößen zeigen und dann wenigstens weniger schaden. Daß der Staat aber wissen sollte, was und wie gelehrt werde, scheint mir keinem Zweifel unterworfen zu sein, wenn er sich überhaupt um den Unterricht bekümmert. Jetzt kann der Staat gar nicht beurteilen, ob und was von dem Unterricht eines Lehrers zu halten sei und ob es wahr sei, daß ein Schelling bloß die Phantasie errege. Er ahnt höchstens nur etwas, begünstigt das, wovon er keine klare Idee hat, oder verfolgt es, statt nur, wie z. B. in dem angegebenen Fall mit Schelling, dafür zu sorgen, daß noch ein Lehrer den Schüler mit dem bekannt mache, was jener zu wenig berücksichtigt und so auch dieses Lehrers Vorzüge zu benutzen und ihn auf den rechten Standpunkt zu stellen.

b) Durch den Schüler soll gleichfalls nach des Herrn Verfassers Meinung mehr geleistet werden.

Der Schüler oder Student soll nicht bloß zuhören und mit dem Gedächtnis fassen, sondern so und dergestalt in beständiger Aufmerksamkeit und Anstrengung erhalten werden, daß er selbst denken und in sich produzieren muß. Daß er dies müsse, wenn er etwas erhalten wolle, dazu zwingt ihn nach diesem Vorschlag die Art des Vortrags und der Methode schon, welche fortdauernd bloß etwas zum eignen Produzieren hingiebt, und die Examinatorien, Konversatorien, welche nicht in besondern Kollegien, die er hören kann oder nicht, wenn er will, allenfalls erst am Ende des Kollegiums, sondern welche einen Teil des Kollegiums selbst ausmachen. Ob er aber der Aufforderung genügt und wirklich die Wissenschaft erfaßt habe, zeigt sich in den Übungen seiner Kräfte in diesen Konversatorien, bei den Arbeiten in den Kollegien selbst und bei der Fertigung der Aufsätze ꝛc.

Die Notwendigkeit der Ausführung dieses Vorschlags und die Vorteile, welche davon zu erwarten sind, hat der Herr Verfasser schon gezeigt und sie leuchten von selbst ein.

Es herrscht bei dieser Einrichtung durchaus kein andrer Zwang als der, welchen das Erfassen der Wissenschaft selbst auflegt. Das Kollegium wird erst durch die Conversatoria, durch die Ausarbeitungen und Übungen ein Ganzes. Wer nicht daran will, erhält gar nichts, und man weiß, wie man mit ihm daran ist, statt daß er bei der jetzigen Einrichtung mit etwas Gedächtnis blendet und herrliche Zeugnisse erhält. Jetzt besteht größtenteils die Anstrengung lediglich in dem fleißigen Besuchen der Stunden und einem stillen Verhalten in solchen, bei der neuen Einrichtung in **fortgesetzter Selbstthätigkeit.**

Der Zuhörer muß aufmerksam und mit voller Geistesthätigkeit folgen, um das selbst in sich zu vollziehen, wozu ihm der Lehrer nur die Data hingegeben und die Methode der Vollziehung gezeigt hat. Läßt er es hieran fehlen, so fühlt er sogleich die Lücke bei dem nächsten Vortrag. Ist er zu träge, diese zu verbessern und auszufüllen, so muß er es bei dem nächsten Konversatorium nachholen, und herrscht auch dieser Zwang nicht, so kann es der Bessere doch dort nachholen, und am Ende zeigt es sich von selbst, wer zu den Bessern gehört.

Je leichtsinniger die Jugend, je schwächer die Geistesthätigkeit junger Leute dermalen ist, desto wichtiger wird dieser ihnen angelegte Zwang. Je schwerer die Wissenschaft in ihrem Fortschreiten wird, desto wichtiger ist es, jedem Lernbegierigen alle möglichen Mittel zur Ausbildung an die Hand zu geben.

Von dem Nutzen solcher Konversatorien, eigner Arbeiten der Zuhörer, größerer Versuche ihrer Kräfte unter gehöriger Kontrolle darf ich wohl nichts beifügen, der Herr Verfasser hat solches selbst näher dargestellt. Jetzt ist es häufig der Fall, daß der Studierende den Lehrer nicht recht gefaßt hat, daß er das Aufgefaßte verarbeitet und kein oder ein unrichtiges Resultat erhält. Es fehlt ihm gänzlich an Mitteln, dies zu prüfen, und findet er es auch, so ist für ihn der Lehrer oft ganz unzugänglich. Eine Anfrage nimmt dieser wohl gar übel, oder der Zuhörer merkt bald, daß er dem Lehrer Zeit raubt und lästig fällt. Es ist dies kaum glaublich, aber die reine Wahrheit. Unter zehn Lehrern ist nicht einer, der eine Ausnahme

machte, und bei diesem ist solche größtenteils ohne Wirkung, da er von den Bescheidenen nur mit Schüchternheit benutzt und von den Trägen ꝛc. mißbraucht wird, kein Plan und keine Ordnung herrscht, und er, will er nicht seine ganze Zeit opfern, sich selbst bei dem besten Willen bald beschränken muß.

Schon die alten Philosophen, bei deren Unterricht aller Schulzwang so weit entfernt war, setzten die Hauptsache ihres Unterrichts nicht in das Ablesen oder Redenhalten, sondern in Unterredungen, in die Vorlegung von Fragen und in Aufgaben zur Entwicklung der Kräfte des Schülers.

Die gewöhnlichen sogenannten praktischen Kollegien auf Universitäten sind größtenteils bloß Anleitung zur Praxis. Sie sind an sich als solche schätzbar, für die Hauptsache, die Wissenschaft, aber ohne Nutzen. Sie betreffen größtenteils, die medizinischen etwa abgerechnet, bloß die Form. Es würde zu weit führen hier weitläufig auseinander zu setzen, wie bei jeder Wissenschaft die vorbemerkten Mittel zur Selbstthätigkeit der Studierenden angewendet werden sollen. Die Hauptsache bleibt die oben gedachte Methode des Vortrags. Ich wähle inzwischen zum Beispiel die Naturgeschichte. Gewöhnlich wird die Klassifikation angegeben und hiernach jede Species durchgegangen. Der bessere Unterricht wird schon jetzt mehr auf die Erörterung der richtigen Klassifikation, als auf die bloße Aufzählung der Gattungen und Arten Rücksicht nehmen. Gewöhnlich wird solches aber auch bloß erzählt. Ungleich wichtiger wird der Unterricht werden, wenn der Lehrer nach erfolgter allgemeiner Entwicklung der Grundsätze, auf welche Klassifikationen sich gründen können, seine Zuhörer auffordert, eine Klassifikation für eine gewisse Zahl von Gattungen anzugeben, die Ähnlichkeiten an solchen aufzufinden oder Abweichungen, auf die eine Klassifikation gebaut werden könnte, anzugeben.

Noch weit mehr, als bei den empirischen Wissenschaften, ist solches der Fall bei den mehr philosophischen, und auf Universitäten sollte wohl nichts gelernt werden, in dem nicht philosophischer Geist das Ganze ordnete, belebte und die Methode beseelte.

Der Herr Verfasser führt verschiedene Vorteile, welche aus diesen Anmutungen an den Lehrer und Schüler für das ganze akademische

Leben hervorgehen, wie ich glaube, sehr richtig und überzeugend an. Ein solcher Unterricht veranlaßt, daß die Studierenden sich freier und inniger an die Lehrer anschließen und unter sich selbst die Ausbildung in Unterredungen ꝛc. befördert wird. Es ist das beste Barometer für den Zustand des Studierens auf einer Universität, wenn man auf diesen Ton der Studierenden gegen Lehrer und unter sich achtet. Zu meiner Zeit habe ich dieses in Erlangen, Göttingen und Jena genau zu beobachten Gelegenheit gehabt und selbst unter dem herrschenden Ton gelitten und gewonnen. In ältern Zeiten, wo noch Enthusiasmus unter den Schülern für Systeme und Lehrer herrschte, war bei aller Roheit doch ein besserer Ton vorhanden, als jetzt gewöhnlich. Die Studierenden hatten Disputatorien u. s. w. unter sich und brachten es durch solche zu einem lebendigen Wissen.

3. Der Herr Prof. Fichte schlägt ferner vor, die oben ad 2 a und zwar ad γ näher angegebenen Jahrbücher, welche die Resultate des Zustandes der Wissenschaften und der Methode sie zu lehren, sowie des Erfolgs des Unterrichts enthalten sollen, in Erlangen zwar anzufangen, solche aber auch bei andern preußischen Universitäten einzuführen und aus diesen sämtlichen Jahrbüchern endlich ein allgemeines Jahrbuch der wissenschaftlichen Kunst auf den sämtlichen Universitäten zusammenzustellen.

Der Herr Verfasser will hierdurch nicht nur einen Wetteifer unter sämtlichen Universitäten des preußischen Staats veranlassen, sondern auch bei der obersten Behörde eine Übersicht des ganzen Zustandes verschaffen.

An der Nützlichkeit dieses Vorschlags läßt sich, glaube ich, nicht zweifeln. Die Ausführung würde eine Kontrolle des Wesentlichen der Universitäten geben. Alle bisher angeführte, in ihrer Art auch nötige und schätzbare Kontrollen geben nur eine sehr mangelhafte Übersicht. Es geht daraus höchstens hervor, was, nicht aber wie es gelehrt worden ist. Es ergiebt sich daraus der mehr oder minder zahlreiche Besuch der Universität mit Anführung der zuverlässigen Veranlassungen, aber nicht mit einer Vergleichung zu dem Wert der Universität, der sich jetzt nur nach einigen berühmten Namen vermuten läßt. Es geben solche an, wie der Zustand der äußern Form

nach, aber nicht, wie das innere Wesen beschaffen ist, wie viel Zuhörer waren und ob sie fleißig auf den Bänken gesessen haben, aber nicht, ob sie auch etwas von den Wissenschaften erhalten haben.

Ich glaube nicht, daß sich die Rechenschaft über das Wesentliche auf andre Art, als durch solche Jahrbücher geben läßt. Wollte man auch öffentliche Prüfungen veranlassen, so würde das Schulmäßige derselben nicht nur viele junge Leute abschrecken, sondern sie würden auch bald zu Spiegelfechtereien, so wie dieses bei Schulprüfungen größtenteils der Fall ist, ausarten. Daß aber in das Ganze des gelehrten Unterrichts und der wissenschaftlichen Bildungsanstalten nicht wohl Zusammenhang gebracht werden kann, ohne eine lebendige Übersicht des Wesentlichen sämtlicher Universitäten zu haben, bedarf wohl keines Beweises. Erst wenn dies der Fall ist, wird man darauf Bedacht nehmen, wesentliche Mängel der einen Universität zu verbessern und wesentliche Vorzüge der andern allgemein zu benutzen. Der Studierende selbst wird nicht mehr getäuscht werden, sondern wissen, was er auf jeder Universität zu erwarten hat.

Der Lehrerfreund. Ein praktisches Hilfsbuch für Lehrer, Seminaristen und Präparanden sowie zur Vorbereitung auf den Unterricht und auf die zweite Prüfung. Nach den besten Quellen zusammengestellt und bearbeitet. Von C. A. Wolff.

Band I. Pädagogik und Religion. Mit zahlreichen Abbildungen, einem Tondruck und 2 Karten.
XXVI. 592 S. gr. 8. . . . . 6 ℳ
In Leinenband . . . . 7 ℳ 50 ₰

Inhaltsübersicht des I. Bandes.
I. Pädagogik. 1. Geschichte der Pädagogik. I. Vorchristliche Zeit. II. Christliche Zeit. — 2. Erziehungslehre. — 3. Unterrichtslehre. A. Allgemeine Unterrichtslehre. B. Specielle Unterrichtslehre. — 4. Schulkunde im engeren Sinne. — 5. Psychologie. — 6. Logik.
II. Religion. 1. Biblische Geschichte. I. Altes Testament. II. Neues Testament. — 2. Katechismus. I–V. Das erste bis fünfte Hauptstück. — 3. Bibelkunde. — 4. Perikopen. — 5. Biblische Geographie. — 6. Kirchengeschichte. — 7. Kirchenlieder. — 8. Gebete.

Band II. Deutsch, Rechnen, Geometrie, Geographie, Geschichte. Mit 330 Holzstichen, 20 Kunstdrucken und 24 Karten.
VIII. 720 S. gr. 8. . . . . 10 ℳ
In Leinenband . . . . 11 ℳ 50 ₰

Band III. Naturgeschichte, Physik, Chemie, Gesang, Schreiben, Zeichnen, Turnen, weibl. Handarbeiten. Mit dem Vollbild „Beethoven" und 1116 Holzstichen.
VIII. 604 S. gr. 8. . . . . 7 ℳ 50 ₰
In Leinenband . . . . 9 ₰

Litteratur-Blatt. 1887 Nr. 4. Reading. Penf. Es ist sehr zu wünschen, daß dieses epochemachende Werk so in allen angegebenen Lehrgegenständen durchgeführt wird, wie es mit dem Religionsunterricht begonnen hat, und ohne Zweifel wird es reichen Segen stiften, wo es fleißig benützt und befolgt wird. J. C. H.

Friedrich Fröbel, wie er Erzieher wurde und was ihm die Kinderwelt offenbarte. Von Elise von Calcar. Aus dem Holländischen übersetzt von einem dankbaren Verehrer Fr. Fröbels und früheren Lehrer in Keilhau. Mit Fröbels Bildnis und drei Handschriften.
VIII. 192 S. gr. 8. . . . . 1 ℳ 80 ₰

Chronik des Volksschulwesens. Eine recht lebendig und frisch geschriebene Biographie Fröbels, die nicht nur das Leben, sondern auch das Werk des teuren Jugendfreundes in das rechte Licht setzt und daneben einen Schatz von psychologischen und pädagogischen Wahrheiten darbietet, die der Erzieher fruchtbar verwerten kann. Das Werk sei daher allen, welche an dem Werke der Erziehung arbeiten, aufs beste empfohlen.

Fünf Briefe über die Erziehung in den ersten Lebensjahren auf Grund der „Levana" von Jean Paul. Von W. Hausmann. 44 S. 8. 50 ₰

Ferner erschien in unserem Verlage:

Konferenzarbeiten. Sammlung von Entwürfen, Dispositionen, Thesen und Themen aus den verschiedensten Gebieten der Pädagogik. Als Material für Konferenz- und Prüfungsarbeiten zusammengestellt von W. A. Fett.

I. Band. 3te Aufl. XXIV. 756 S. gr 8. . . . . . 6 M. 50 ₰
In Leinenband . . . . 7 M. 50 ₰
II. Band. 2te Aufl. XII. 379 S. gr. 8. . . . . . 2 M. 70 ₰
In Leinenband . . . . 3 M. 50 ₰

Handbuch des deutschen Schulstrafrechts. Praktischer Ratgeber für Deutschlands Lehrer und Schulaufsichtsbeamte. Von W. A. Fett.
XII. 624 S. gr. 8. . . . . 5 M.
Gebunden mit Lederrücken . . . . 5 M. 50 ₰

Dreitausend Themen zu deutschen Aufsätzen. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Von Prof. Dr. Fr. Lewitz. VIII. 173 S. gr. 8.
2 M. 50 ₰

Pädagogische Goldkörner. Eine Sammlung pädagogischer Sentenzen für Lehrer und Erzieher. Von C. G. E. Patzner. 4te Auflage.
VI. 292 S. 8. . . . . 1 M. 50 ₰
In Leinenband . . . . 2 M. 10 ₰

Europa 1885. Nr. 50. Unter besondere übersichtliche Rubriken geordnet, finden wir einen reichen Sentenzenschatz aus unserer gesamten Litteratur mit Angabe der Quellen zusammengestellt, so daß Lehrer und Erzieher fruchtbare Anregung daraus schöpfen können.

Pädagogische Lesefrüchte. Eine Sammlung pädagogischer Sentenzen aus dem Gebiete der speciellen Unterrichtsmethodik für Lehrer und Erzieher im Anschluß an „Pädagogische Goldkörner". Von C. G. E. Patzner.
VI. 190 S. 8. . . . . 1 M. 20 ₰

Päd. Litt Bl. 1888 Nr. 11. Der Verfasser hat mit Fleiß gesammelt und gesichtet. Die zahlreichen Sentenzen und Ansichten hervorragender Pädagogen sind übersichtlich und systematisch geordnet, so daß das Werk auch als ein Nachschlagebuch für den in der pädagogischen Litteratur weniger erfahrenen Lehrer dienen kann. Die Ausstattung ist zu loben. L. E. S.

Druck von Julius Beltz in Langensalza.

Druck von Julius Beltz in Langensalza.